3 1761 07361967 8

Die Aeolsharfe

oder:

Echotöne aus den neuesten Zeitbewegungen.

Eine

unterhaltende Zeitschrift für gemüthliche Leser

von

W. A. Geißler.

Magdeburg, 1849.

In Commission der Creutz'schen Buchhandlung,

(C. Kretschmann).

LIBRARY
MAR 23 1970
UNIVERSITY OF TORONTO
PT
1882
G7A7

Inhaltsverzeichniß.

		Seite.
1)	Die Waisen am Grabe ihrer Eltern . . .	1.
2)	Der Spion	97.
3)	Die drei heiligen Eichen	139.
4)	Der Gefangene, aus Ungarns Freiheitskampfe	169.
5)	Ludwig Kossuth	195.
6)	Gabriele Ziska, oder: der Kampf mit dem Swornost zu Prag	199.
7)	Der Vatermörder	229.
8)	Louison Fournier, die pariser Zauberin, oder die Verlobung im Grabe	257.
9)	Emmi Span. Erzählung aus dem süddeutschen Insurgentenkriege	280.
10)	Mettawarf. Eine schleswig-holsteinische Geschichte	308.
11)	Die Aeolsharfe	339.
12)	Die flüchtigen Freischärler	384.
13)	Des Schicksals Launen	435.

Die Waisen

am

Grabe ihrer Eltern.

Ein Familiengemälde

aus der Berliner März-Revolution.

Das Bild.

Es säuselt der Abendwind in den Lüften,
Es rauscht in den Blättern wie Geistergesang, —
Es zittern die Blümlein auf Todtengrüften,
Es leuchten die Sterne im Schattengang; —
Der Mond mit seinem falben Schein
Vergoldet am Abend den Leichenstein.

Der Wand'rer grüßt mit trauriger Miene
Den Todtengräber im freundlichen Haus,
Er ruft ihn, daß er den Gulden verdiene,
Und zieht die schwellende Börse heraus.
Und Weib und Kinder reden zu —
Der Todtengräber erscheint im Nu. —

Dort, wo das Kreuz den Hügel zieret,
Wo sich das junge Gras bewegt,
Sah' ich die Jungfrau, wie sie führet
Die Kleinen, wie sich schmeichelnd legt
Der Knab' in bittersüßer Lust
An eines holden Engels Brust!

Wer sind die Kinder? Mann der Schrecken!
Was kann zu diesem Trauerort
In ihrer Brust die Lust erwecken?
Wann kommen sie? wann geh'n sie fort?
Ein reicher Lohn ist Dir beschieden,
Wirst Du der Fragen Lösung bieten!

Da nimmt die dargebot'ne Gabe
Der Hüter von dem Wand'rer hin,
Und schreitet mit ihm fort zum Grabe
Und spricht mit dankerfülltem Sinn:
„Hier ruht das treu'ste Paar auf Erden,
Um ewig dort vereint zu werden!

Die Kinder, die da täglich trauern,
Die seufzend zwischen Gräbern steh'n,
Um die in trüben Todesschauern
Die kühlen Abendlüfte weh'n,
Sie haben viel, ach! viel verloren,
Als uns die Freiheit ward geboren.

Der Vater kämpfte mit dem Schwerte
Einst unter Preußens tapferm Heer,
Die Liebe lohnt' am eig'nen Heerde
Den Ruhmgekrönten — seine Wehr
War, seit der Friede uns beglückte,
Die Feder, die den Helden schmückte. —

Ein liebend Weib hatt' er gefunden,
Doch Stolz und Habsucht stahlen früh
Ihm seiner Liebe süße Stunden,
Weil ihm Natur kein von verlieh' —
Eh' ihn verband des Priesters Segen,
Sah' er ins Grab die Mutter legen. —

Doch der des Feldes Blumen kleidet,
Der über jede Kreatur
Die Vaterarme liebend breitet,
Der große Schöpfer der Natur —
Die Mutter ließ der zarten Waise
Er finden auf des Vaters Reise.

Die Gattin aus dem Polenlande
Bracht' ihm der Liebes-Pfänder drei —
Aus dem geknüpften Ehebande
Erhob der Segen sich aufs Neu';
Kein Sturm erschütterte die Treuen —
Des Glückes durften sie sich freuen.

Da stieg ein Wetter auf in Westen,
Das junge Deutschland blüh'te auf —
Des deutschen Volkes brave Besten
Errangen kühn im Siegeslauf
Der gold'nen Freiheit Himmelspforten, —
Viktoria! klang's aller Orten.

Doch wo ein Sieg und keine Leichen? —
Wo eine Freude und kein Schmerz?
Bellona's kampfgeübten Streichen
Erlag so manches Helden-Herz.
Wo diese jungen Waisen trauern,
Da sank der Vater in den Mauern.

Geschützt hatt' er die Barrikade,
Die er mit Brüdern selbst gebaut,
Da traf ihn auf dem Heimathspfade,
Wo er die Gattin liebend schaut,
Des Söldners Kugel; meuchlings fiel
Er an der Freiheit gold'nem Ziel."

So endete mit dem Berichte
Der reich gelohnte Grabes-Mann,
Der Waisen traurige Geschichte;
Wir fangen sie von Neuem an,
Erzählen sie in diesen Bogen
Der Wahrheit treu und ungelogen.

Einleitung.

Die Berliner März-Revolution bewegte sich nur stundenlang, ihre Freuden- und Trauerklänge aber werden noch lange forttönen und die erkämpfte Freiheit wird den Hinterbliebenen der gefallenen Helden immer ein freundlicher Stern werden, denn der Schmerz der Erinnerung hängt wie ein Flor über seinen Strahlen. Vergessen und Vergeben waren die königlichen Worte, welche den ersten lindernden Balsam auf die frischen Wunden träufelten; vergessen und vergeben wollen auch Berlins wackere Bürger mit dem ganzen Volke des Preußenlandes, das ihnen ja so Vieles und Großes und Hohes verdankt; kann man aber der Stimme des Herzens Ruhe gebieten, wenn es noch zittert und bebt von dem gewaltigen Schlage, der es getroffen? Sollen Mütter, die in den Gefallenen ihre Stützen im Alter, ihre guten Söhne, sollen Witwen, die ihre Gatten verloren, sollen verwaiſ'te Kinder, die um den im Kampf gebliebenen

Vater, um die vor Angst und Verzweiflung einem schnellen Tode in die Arme gesunkene Mutter trauern, die im zarten Blüthenalter um einen fremden Stamm sich ranken müssen, — sollen diese Unglücklichen, wenn man auch mit leiblichen Mitteln ihrer Noth zu steuern und ihnen kräftige Hülfe zu bringen bemüht ist, vergessen, was sie verloren haben? Wer ersetzt ihnen die Liebe, die Sorge, die Pflege und die Treue, die mit den theueren Ihrigen begraben wurden? Wo werden ihre Hoffnungen wieder aufwachen?

„In großes Unglück lehrt ein edles Herz sich end-
„lich finden; doch wehe thut's, des Lebens kleine
„Zierden zu entsagen. —

Edle, hochherzige Wohlthäter haben sich der Verlassenen, der Verwaist'ten angenommen, aber die Liebe, die mit dem theuern Todten starb, läßt sich dem Grabe nicht entreißen. Auf dem Friedhofe der Invaliden sahe man nach den verhängnißvollen Tagen, wo man die Gefallenen beerdigt hatte, täglich und sieht vielleicht noch heute oft vier liebliche Kinder zwischen den Hügeln der Entseelten dahin wandeln und an einer Stelle trauernd weilen, wo ein kleines Kreuz ein Grab bezeichnet, und wo ein Hügel ohne Kreuz ein solches vermuthen läßt. Die Kinder gehören, ihrer mehr als anständigen, höchst saubern, ja geschmackvollen und fast eleganten Kleidung nach, einem höheren Stande an und das Gefühl des wehmüthig bekämpften Schmerzes, das sichtbar in ihren

Augen ruht, läßt auf eine schon früh erhaltene Bildung schließen, die alles Gemeine bewußtlos ausschließt. Man betrachte diese vier Kinder mit Aufmerksamkeit, der Menschenkenner studire ihre Gesichter, ihren Anstand und ihre Haltung! Er frage sie: seid Ihr Geschwister? und er wird sich freuen, wenn er ein freundlich-trauriges Ja hört! — Er kann nicht anders, es drängt ihn sein eigenes Gefühl, er macht sich näher mit den Kindern bekannt; das älteste Mädchen, eine aufblühende Jungfrau, ist den drei Kleinen weniger ähnlich, ihr Gesicht ist ein eigener Typus, ein Adel der Seele liegt in ihrem Auge, der in den Augen der Andern nicht zu finden ist. Ich bin die Halbschwester dieser drei Kleinen, belehrt den mit Bescheidenheit Fragenden die zarte Jungfrau. Ach, wer möchte nicht die Geschichte dieser vier Waisen, deren Eltern unter den nahen Hügeln ruhen, gern wissen wollen! Aber sie ist lang, diese Geschichte, obschon die vier Kinder noch so jung sind. Uns ist es gelungen, diese Geschichte mit allen ihren interessanten Haupt- und Nebenumständen zu erfahren. Der Zufall führte uns in einem Verwandten derselben einen Mann zu, welcher ihr Wohlthäter ist und der uns gern die einzelnen Bestandtheile der Geschichte lieferte. Nur eine Bedingung knüpfte er an seine Mittheilung, die Verschweigung seines eigenen wahren Namens und Aufenthalts. Was hat ein Name mit der Sache gemein? Die Geschichte ist kein Roman, eine wahre

Begebenheit, deren Aufklärung die Berliner März-Revolution hervorgerufen hat, wie so Manches, was sie der freien Presse mit Bereitwilligkeit noch unterschieben wird.

Mit Vergnügen machen wir von der Erlaubniß, diese Geschichte zu veröffentlichen, Gebrauch, und zweifeln nicht, daß sie in den Herzen der gemüthlichen Leser Anklang finden werde, wie das melancholische Saitengetön einer Äolsharfe, das durch die Fliedersträucher eines Kirchhofs rauscht. Das Bild der vier Waisen an den Gräbern ihrer geliebten Todten war eine zu freundliche Erscheinung, als daß wir es nicht mit Sorgfalt hätten ausstatten sollen.

1.

Setz' dich zu mir, Charlotte! und laß uns einmal ungestört überlegen, was in dem fatalen Falle zu thun ist. Ich möchte nicht gern den Inspektor missen, er ist ein ehrlicher und thätiger Mann, der sein Fach gründlich versteht, und überdem ein braver Kamerad, der, wenn er auch nicht von Adel ist, meine hohe Achtung genießt. Von der andern Seite ist aber zu bedenken, daß wir Helenen nicht fortjagen können; sie ist meine jüngere Schwester, der ich mehr als Bruder, der ich Vater und Vormund sein muß. Und doch werden sie nicht von einander lassen, um so weniger, wenn man ihnen Hindernisse in den Weg legt. Die Liebe ist eine Leidenschaft, die erst im Kampfe stark wird, — nnd wie listig ein verliebtes Weib ist, das werd' ich dir nicht zu sagen brauchen, wenn du an die vielen kleinen Intriguen denkst, die du spielen mußtest, ehe es dir gelang, dich von mir wegkapern zu lassen.

Mein Rath, lieber Schatz, wäre der, daß wir die Leutchen gehen lassen, sie mögen sich in Gottes Namen heirathen!

Nein Charlotte, das geht durchaus nicht! Einen verheiratheten Oberinspektor kann ich nicht brauchen; das ist ein Grundsatz, der bei mir bombenfest steht. Das Beste wird sein, wir bringen Helene als Wirthschafterin auf einem entfernten Rittergute unter. Ich werde an meinen alten Freund und Kriegskameraden, den Rittmeister von Landwust auf und zu Gladitz schreiben, das ist über 30 Meilen weit und wird wohl das beste Mittel sein, Beiden das Liebesfieber zu vertreiben.

Nein, Schatz, das geht auch nicht. Helene ist in unserer Wirthschaft ganz unentbehrlich; ich bin zu stark und zu oft, wie du weißt, mit Krämpfen beladen, als daß ich das innere Hauswesen allein beaufsichtigen und dirigiren könnte; Helene ist mit der Feder vertraut und könnte die ganze Buchhaltung führen. Sie kann bei uns gar nicht ersetzt werden.

Das wollt' ich nur wissen. Also Punktum. Ich werde noch heute dem Inspektor kündigen. Es thut mir zwar dieser Schritt wehe, aber, wie gesagt, auseinander müssen die Leutchen, es führt ihr Umgang zu nichts Gutem! —

Diese Unterhaltung führte eines Sonntags im Jahre 1828 der Freiherr v. Wohl, Major außer Diensten auf seinem Stammgute Blüthenthal

beim Frühstück mit seiner Gemahlin, während der Inspektor und Helene, von denen die Rede war, sich nicht zu Hause, sondern in der Kirche befanden.

Der Major v. Wohl war mit seiner Gemahlin Charlotte, die ihm zum Heirathsgute ein mittelmäßiges Rittergut im Auslande zugebracht hatte, schon seit vielen Jahren verheirathet, aber kinderlos, und hatte seine einzige Schwester Helene, die um viele Jahre jünger als er, jetzt kaum 20 Jahre alt war, zu sich genommen, um seiner Gattin in der innern Haushaltung beizustehen. Der Freiherr war brav und bieder, nnd machte als Edelmann mit seinem nobeln Charakter seinem Stande alle Ehre; nur einen trotzigen, unbeugsamen Willen besaß er, litt keinen Widerspruch und lieber Schaden, wenn er nur seinem eigenen Willen folgen konnte. Helene war seine einzige Schwester, ein Bruder war im Freiheitskriege gefallen. Sie hatte ihr angeerbtes Vermögen auf dem Stammgute des Bruders stehen und war in der Wirthschaft das Faktotum, denn die Frau Major litt, wie schon ihre gewaltige Corpulenz andeutete, an der Wassersucht, und war außer Stande, ohne eine thätige Gehülfin zu sein.

Der Bewirthschaftung des Gutes stand der Ober-Inspektor Bruno Palm mit zwei tüchtigen Verwaltern vor, und der Freiherr spielte den Feldherrn. Palm hatte ebenfalls im Freiheitskriege als Offizier gedient, war als Lieutenant mit einer kleinen Invalidenpension

— denn er war verwundet worden, — entlassen, und hatte auf dem freiherrlich Wohl'schen Gute freundliche Aufnahme gefunden. Er war ein angehender Vierziger und wurde von dem Major wie ein lieber Kamerad hochgeachtet, denn schon im ersten Jahre erwarb er sich durch seine große Ehrlichkeit, Geschicklichkeit und Diensttreue die höchste Zufriedenheit des Hausherrn. Er und Helene speis'ten nicht nur mit an dem Herrntische, sondern begegneten sich auch täglich in ihren Geschäften und es konnte nicht Wunder nehmen, daß sie sich nach und nach näher kennen und lieben lernten, da sie öfters allein waren, und weder Noth noch Sorgen kannten. War auch Helene um Vieles jünger als Palm, war sie eine kaum aufgeblühte Rose, die in schwellender Morgenfrische prangte, so stand Palm an männlicher Schönheit, an Kraft und Fülle seines gut gepflegten Körpers keinem Manne in der ganzen Gegend nach und sein hochgebildeter Geist verbunden mit einem äußerst feinen Benehmen gab ihm vor allen Männern und Jünglingen, die Helene kannte, in ihren Augen den Vorzug. Der Freiherr fuhr regelmäßig jeden Sonntag Nachmittag mit seiner Gemahlin, bisweilen auch mit Helenen, aus, um in der Nachbarschaft Besuch zu machen. Solche Perioden, wo Bruno Palm und Helene allein waren, wurden die Liebesboten, welche immer öfterer kamen, und nach und nach die beiden Liebenden in das glückliche Eden führten. Wenn

Wo das Strenge mit dem Zarten,
Wo Starkes sich und Mildes paarten,
Da giebt es einen guten Klang.
Drum prüfe, wer sich ewig bindet,
Ob sich das Herz zum Herzen findet,
Der Wahn ist kurz, die Reu' ist lang.
Die Leidenschaft flieht,
Die Liebe muß bleiben;
Die Blume verblüht,
Die Frucht muß treiben. —

Ach! hätten die beiden Liebenden, die, Eins wie das Andere, einem hochgebildeten Stande angehörten, diese erhabenen Gedanken des unsterblichen Meistersängers beherzigt, sie würden Beide einem Schicksale entgangen sein, das sie nimmer beglücken konnte, so lange der Major ihren Wünschen mit unbeugsamer Härte entgegen war.

Den ganzen Sommer über konnten sie noch beisammen sein und unter dem Schutze der gütigen Majorin sich ihren Gefühlen überlassen. Als im Herbst die Blätter fielen und die Früchte eingeerntet waren, erschien eines Morgens der neue Inspektor, und Palm, zu ehrfurchtsvoll, als daß er einen Tag länger hätte bleiben sollen, verließ sofort das Schloß. Er war ein guter Wirth gewesen, hatte sein ganzes Gehalt noch zu fordern, und sahe sich, als er nach Berlin kam, wo er sich wenigstens vorläufig aufzuhalten gedachte,

im Besitz von fast 800 Thalern. — Ein Justizkommissar, der sein alter Freund war, — verschaffte ihm so viel Arbeit, daß er nothdürftig leben konnte, und da er außerdem eine kleine Pension bezog, war sein Auskommen gesichert. Mit Helene unterhielt er eine fortwährende Korrespondenz, die, von der Majorin begünstigt, ihm bisweilen das Glück verschaffte, die Geliebte irgendwo zu sehen. Bei einer solchen Zusammenkunft machte ihm eines Tags Helene die Entdeckung eines Geheimnisses, dessen Enthüllung ihn entzückt haben würde, wenn er ihr Gatte gewesen wäre, wofür er aber jetzt schaudernd zurückbebte. Sie besprachen zwar sogleich ihre baldige Vereinigung, um Helenen die Schande fern zu halten, die auf einer ehelosen Mutter ruht, bei dem Starrsinne des Majors aber waren so viele und schwere Hindernisse aus dem Wege zu räumen, die eine lange Zeit erforderten. Palm versuchte noch einmal den Weg der Güte, er reiste nach Blüthenthal, um persönlich mit dem Major zu sprechen; er traf jedoch denselben nicht nur nicht an, sondern mußte sogar zu seinem Schreck von der Majorin hören, daß ihr Gemahl in seinem Willen unbeugsam die Schwester fortgebracht, deren Aufenthalt ihr aber zur Zeit nicht mitgetheilt, jedenfalls gewiß solche Vorkehrungen getroffen habe, daß sie mit ihm nie wieder in Berührung kommen könne — Doch die Liebe ist schlau, schlauer und kühner als Haß und Rache, sie scheut keine Gefahren und dringt

über Gräber zu ihrem Gegenstande. Nach einigen Tagen schon empfing Palm von der Geliebten einen Brief, den ihm eine junge Bäuerin aus dem nahen Dorfe Z. brachte. — Helene schrieb:

Mein geliebter Bruno!

Mein Bruder, der Major, hat mich hierher gebracht, wo ich in einem Flügel des Schlosses, das ein vormaliger Verwalter von ihm gepachtet hat, wie eine Verbrecherin gefangen gehalten werde. — Der Mann ist wie Eisen und Niemand von den Seinen wagt es, mit mir ein Wort zu sprechen, denn er würde sie außerdem zermalmen. Die junge Bauerdirne, welche Dir diese Zeilen bringen wird, hab' ich vom Fenster meines gefängnißartigen Zimmers im Schloßgarten gesehen. Sie befindet sich in demselben Zustande, in dem ich mich befinde, und dieser Umstand ist es wahrscheinlich, dem ich das Glück verdanke, ihr Herz gerührt zu haben. Sie hat mir versprochen, mich in ihrer Wohnung bei ihrem alten Vater aufzunehmen, wenn mir meine Flucht gelingen sollte, und ist auch bereitwillig, mein Kind mit dem ihrigen zu ernähren. Da ich über mein Vermögen noch nicht selbstständig verfügen kann, so wirst Du, — darum bitte ich Dich, — das Weitere mit ihr besprechen und ihr wenigstens vorschußweise die Mittel zusichern, ihre übernommenen Verbindlichkeiten erfüllen zu können, denn Dorothee, so heißt das Mädchen,

ist arm und wird mein Kind um so lieber aufnehmen, als sie dadurch in den Stand gesetzt wird, ihr eigenes zu erhalten ꝛc.

Palm that gern, was ihm die Geliebte geschrieben hatte, händigte der jungen Bäuerin, um sie in ihrem Entschlusse nicht wankend zu machen, im Voraus eine kleine Geldsumme ein und empfing von ihr das heilige Versprechen, Alles gern zu thun, was er und Helene von ihr verlangen würden. Sie nahm von ihm ein Antwortschreiben an diese mit, und Palm baute, der Anhänglichkeit und Treue seines Mädchens fest vertrauend, von Neuem Luftschlösser, wie er sie, wenn Helenen die Flucht gelingen sollte, sicher unterbringen, und sich so bald als möglich mit ihr trauen lassen wolle. Er war wieder ruhig im Gemüth geworden, da er nicht zweifelte, mit der Geliebten eine glückliche Ehe zu führen.

Wenn das Unglück hereinbricht, wenn es den Glücklichen einmal erfaßt hat, läßt es ihn nicht wieder los, bis es ihn zermalmt hat, und nur selten gelingt es, sich unter seinem Riesenleibe hervorzuarbeiten!

Palm erhielt keinen Brief wieder; er ging nach Z. und suchte die junge Bäuerin, Dorothee, auf, die er auch in der Wohnung ihres Vaters, eines armen Kossäten, traf, aber freilich in einem Zustande, wo sie für ihn nicht wirken konnte. Sie hatte vor zwei Tagen einen Knaben geboren, und konnte ihm von Helenens Schicksal weiter keine Auskunft geben, als

daß dieselbe auch bald Mutter werden würde. Er ließ ihr noch eine kleine Summe Geld zurück und machte sich auf den Weg nach dem eine Meile von Z. entfernten Schlosse, um wenigstens zu sehen, wo das unglückliche Mädchen gefangen gehalten wurde. Es war zwar ein rauher Novembertag, der Boden aber gefroren und Palm konnte, ein tüchtiger Fußgänger, rasch fortschreiten. Ein langer Fichtenwald umschloß, als er eine Zeit lang gegangen war, den schmalen, kaum einem Wagen Raum gewährenden Weg und Palm konnte, in ein tiefes, melancholisches Sinnen versunken, seinen Gedanken ungestört nachhängen, denn kein Wanderer begegnete ihm, nur ein scharfer schneidender Wind rauschte in den Wipfeln der hohen Bäume, die mit ihren herüberhangenden Ästen das Tageslicht verdunkelten. Als er über eine gute halbe Stunde gegangen war, hörte er Glocken läuten und wenn er stehen blieb, um die Gegend zu erspähen, woher die Töne kommen möchten, kam es ihm vor, als höre er einen Trauergesang. Ein furchtbarer Gedanke ergriff ihn. — — Wie! — dachte er, — wenn deine Helene gestorben und der Gesang ihr Grabgesang wäre! Der Wald wollte kein Ende nehmen; bisweilen zeigten sich auf dem schnurgraden Wege die Thurmspitzen vor dem Ausgange, die aber, sobald eine kleine Krümmung des Weges kam, wieder verschwanden. Endlich war das Ende des Wegs erreicht und die Thurmspitzen ließen ein schönes Schloß

erkennen, das kaum einige hundert Schritte weit vom Walde auf einer großen Ebene nicht fern von einem Dörfchen lag. Am Ende des Dörfchens lag eine kleine Kirche, das Läuten der Glocken sowie der Gesang hatten aufgehört; von der Kirche her nach dem Schlosse und den verschiedenen Dorfgassen zu wogte aber eine Masse Menschen, die sich, in der strengen Kälte eilend, bald verlor. Nur ein alter lahmer Mann, ein ehrwürdiger Greis, schlich langsamen Schrittes nach dem Schlosse zu und blieb bisweilen, auf den Krücken ruhend, stehen.

Wen hat man denn begraben? Alter! fragte Palm, als er dem Greise nahe war. — Der Lahme maß den elegant gekleideten Städter, an dessen linker Brust die Kriegsdenkmünze von **1814** und **15** prangte, mit den blöden Augen und antwortete: Wen sie begraben haben? J, du lieber Gott! wenn man das wüßte! Ein junges schönes Fräulein soll es gewesen sein, das man auf dem Schlosse da wie eine Gefangene eingesperrt gehabt hat, weil sie einen menschlichen Fehler begangen.

Wie! — fuhr Palm auf und packte den Alten am Kragen, — hieß das unglückliche Mädchen nicht Helene von Wohl?

Ja, das weiß ich nicht, erwiderte der Greis, ich habe sie nie, weder im Leben noch im Tode gesehen, doch soll sie ein sehr gütiges und liebenswürdiges Fräulein gewesen sein!

Kann man es nicht im Schlosse erfahren, wer sie gewesen ist?

O gewiß! sagte der Greis, — wenn der Herr Amtmann seine gute Laune hat, sonst wird es Niemand wagen, Ihnen Auskunft zu geben!

Ist denn der Amtmann ein so böser Mensch? forschte Palm weiter.

Ein Teufel ist er, ein Satan! sag' ich — mein schöner Herr! der recht zur Plage der armen Bauern im Schlosse sitzt.

Palm gab dem Greise einen halben Gulden und rannte grade nach dem Schlosse. Der Amtmann stieg eben vom Pferde als er durch das Thor eintrat und sahe, wie ihn der Greis geschildert hatte, allerdings einem Teufel oder Satyr eher als einem civilisirten Menschen ähnlich, denn vor dem großen, schwarzkrausen Barte nnd dem wild herabhängenden struppigen Haupthaar konnte man keinen Gesichtszug erkennen. Er warf dem eintretenden Palm einen grimmigen Blick zu, der diesen dergestalt reizte, daß er den Blick erwiderte.

Hab' ich die Ehre, den Herrn Amtmann vor mir zu sehen? fragte Palm.

Der bin ich, — antwortete der Bärtige, — was steht zu Diensten?

Wer war die Dame oder das Mädchen, das hier im Schlosse verborgen gehalten, gestorben und heute begraben worden ist?

Das darf ich Ihnen nicht sagen, ein Eid bindet meine Zunge.

Sie hieß Helene v. Wohl — fuhr Palm den Amtmann an, — wo ist ihr Kind?

Also Sie wissen schon, — sagte jetzt der Amtmann freundlich, — so kommen Sie gefällig herein, wir wollen da weiter über diese Sache sprechen, es ist vielleicht gut, daß sie kommen, wenn Sie ein Interesse dabei haben!

Palm wurde von dem Amtmann in ein Zimmer genöthigt, wo gewiß sonst Niemand weiter hinkam, als der Diener, der es reinigte, denn es war ein Arsenal von Jagdgeräthschaften und zugleich eine Oberrechenkammer, wie Palm mit einem Blick übersahe. Es vergingen keine fünf Minuten, als sich beide Männer verständigt hatten.

Der Amtmann war kein so böser Mann, als ihn der alte Bauer geschildert hatte, er drückte unserm Palm mit Biederkeit die Hand und weinte sogar, als er demselben von Helenens Aufenthalte bei ihm, von ihrem Leben und Tode erzählte.

Ich habe mir, — sagte er, — alle erdenkliche Mühe gegeben, den Major v. Wohl zur Einwilligung in Helenens Verehelichung mit Ihnen zu bestimmen, ich habe mit Hülfe des Pfarrers zu Blüthenthal, wohin dieses Dörfchen mit dem Schlosse eingepfarrt ist, ihm alle nur möglichen Vorstellungen gemacht, aber unsere Zuredungen und Gründe scheiterten an der

eisernen Brust des in seinen einmal gefaßten Entschlüssen unbeugsamen Freiherrn. Der Pfarrer, der von ihm, als Kirchenpatron, abhängig ist, wagte zwar nur sehr demüthige Vorstellungen; allein ich habe tüchtig mit ihm versetzt und würde das unglückliche Mädchen gern entlassen oder in Ihre Arme geführt haben, wenn ich dem Major nicht mein Ehrenwort gegeben hätte, dasselbe gegen Jedermann zu verläugnen, keinem Menschen ihren Namen und Stand zu vertrauen und sie, bis zu ihrer Entbindung, vor allem Umgange in Verkehr mit Menschen fern zu halten. Drei Tage nach ihrer Entbindung von einer Tochter, die sie in der Nothtaufe Anna genannt hat, starb das unglückliche Geschöpf, und ihr Kind befindet sich zur Zeit noch in meiner Wohnung.

Palm konnte lange vor Schmerz und Wemuth nicht sprechen, drückte dem Amtmanne, der nichts weniger als gefühllos war, die Hand und fragte: Wie ist das unglückliche Mädchen beerdigt worden, und wo ist das Kind, dessen ich mich nun annehmen werde?

Was die Beerdigung der jungen Mutter anlangt, sprach der Amtmann, so habe ich sie für Rechnung des Freiherrn, der es also haben wollte, höchst anständig und feierlich begraben lassen, und werde auch Sorge tragen, daß ihr Grab mit einem schönen Steine geziert wird. Das Grab werd' ich Ihnen schon zeigen. Das Kind Ihnen zu überlassen, macht mir nicht nur Freude, sondern enthebt mich auch einer

großen Sorge, da ich in der That noch nicht weiß, was ich mit demselben anfangen soll, und es doch nicht im Schlosse behalten kann.

Palm war, so tief ihn auch der Tod seiner Helene schmerzte, glücklich, an ihrem Grabe weinen und sein Kind in eigene Fürsorge nehmen zu können.

Er brachte die kleine Anna, die bisher von einer jungen Bauerfrau mit ernährt worden war, nach Z., zu der ihm ergebenen Dorothee, die ihre Amme und Pflegerin ward, da ihr kleiner Sohn am neunten Tage nach der Geburt starb.

Hatte ihm der Major seine Helene geraubt und bis zu ihrem Tode seine Augen entzogen, hatte er um ihr Kind keine weitere Sorge getragen, dasselbe vielmehr lieblos dem Amtmanne überlassen, so wollte er nun dieses kleine liebliche Wesen, das einzige theure Andenken seiner unglücklichen Verlobten, den Augen des Hartherzigen gänzlich entziehen, ihm seine ganze Vaterforge zuwenden, und, wenn es der Amme und Pflegerin Dorothee nicht mehr bedürfe, zu sich nehmen und in der Stadt erziehen und bilden lassen.

Dieser Plan gelang ihm denn auch ganz nach Wunsch. Die junge Bauerdirne Dorothee fand in der Ernährung und Erziehung der kleinen Anna ihr Glück, denn von dem, was sie dafür von Palm an Lohn empfing, konnte sie bei ihrem Vater sorgenfrei leben, und das Kind wuchs in der freien gesunden Landluft kräftig auf.

Jeden Sonntag wanderte Palm, wenn die Witterung es erlaubte, nach Z., und besuchte sein Kind, das bei der reinlichen und schmucken Bauerdirne von Tag zu Tag zunahm; gestattete es die Tageslänge, so setzte er seinen Wanderstab weiter und ging zum Grabeshügel seiner Helene, ihrem theuern Andenken eine Thräne weinend. Wie wahr, dachte er oft, ist der Spruch jenes Weisen: Wer Thränen ernten will, muß Liebe säen!

Was soll mir die Freude frommen,
Die der schöne Lenz mir beut?
Eine nur ist's, die ich suche,
Sie ist nah und ewig weit.
Sehnend breit' ich meine Arme
Nach dem theuern Schattenbild,
Ach! ich kann es nicht erreichen
Und das Herz bleibt ungestillt.

Komm hervor, du schöne Holde
Und verlaß Dein kaltes Grab!
Blumen, die der Lenz geboren,
Streu' ich sinnend Dir hinab.
Horch! der Wald erschallt von Liedern
Und die Quelle rieselt klar —
Raum ist in der kleinsten Hütte
Für ein glücklich liebend Paar.

2.

Ein und ein halbes Jahr lang hatte Palm die geliebte Helene beweint. Die Zeit und die Geschäfte, in die er sich täglich vergrub und die ihm ein gutes Einkommen gewährten, hatten endlich seine Thränen getrocknet und die kleine Anna lächelte ihm nur Freude und Wonne zu. Gern hätte er das liebliche Kind um sich gehabt, gern sein Auge täglich an ihrem Aufblühen geweidet, aber wie konnte er ohne ein weibliches Wesen mit der Kleinen fertig werden! — Er hatte, seit dem Tode Helenens, nie wieder daran gedacht, sich eine Gattin zu suchen, die Sehnsucht nach dem lieben Kinde rief zuerst diesen Gedanken in ihm wach. Er besuchte von nun an öfters solche öffentliche Orte, wo er mit gebildeten Frauen in Berührung kam, aber unter tausend schönen und hübschen Mädchen konnte er keins herausfinden, das ihn nur einigermaßen interessirt hätte. Was ihm die mädchenreiche Residenz nicht bieten konnte, das sollte er weit davon auf einem stillen Dörfchen finden.

Der Justizkommissar, welcher ihn mit schriftlichen Arbeiten beschäftigte, machte im Sommer 1831 eine Reise in die Provinz Sachsen, um auf Anrathen seines Arztes das berühmte Soolbad zu Kösen bei Naumburg zu gebrauchen, und lud ihn ein, ihn dahin

zu begleiten. Wie hätte er diese reizende Partie, welche ihm nichts kostete, nicht mitmachen sollen? — Schon die Reise in jene romantische, von Berlin über 30 Meilen entfernte Gegend versprach ihm eine angenehme Unterhaltung; denn es gab damals noch keine Eisenbahn und in dem freundlichen Sachsen mußte es, wie er immer gehört hatte, sich nur höchst interessant reisen lassen. Wenn nun auch seine Erwartungen, auf der Reise mancherlei unterhaltende Abenteuer zu bestehen, nicht erfüllt wurden, so sahe er sich dafür doch in der äußerst reizenden und romantischen Gegend von Naumburg und Kösen mit der höchsten Zufriedenheit überrascht, und konnte der täglichen Ausflüge nach den schönen Bergpartien nicht satt werden. Während sein Freund und Gönner, der reiche Justizkommissar, seine geschwächte Gesundheit in den kräftigen Sool- und Eisenbädern zu Kösen wieder herzustellen und zu befestigen suchte, vertrieb sich Palm die Zeit damit, daß er mit einigen andern, ihm gleichgesinnten Badegästen die Romantik der Gegend studirte. Die damals durch die zweite französische Revolution in Frankreich, durch die politischen Stürme in Belgien, Polen, Braunschweig und Sachsen bewegte Zeit, bot reichlichen Stoff zu Unterhaltungen und Palm, im Rückblick auf seine eigenen Erfahrungen und Schicksale als ehemaliger Krieger, fand aller Orten Männer und Jünglinge, die an den neuesten Kämpfen Theil genommen, oder das Vaterland mit getäuschten Hoffnungen ver-

lassen hatten. Er wurde in den Umgebungen von Kösen, als ein hochgebildeter Mann von vielen Erfahrungen bald so beliebt, daß er den vielen Einladungen der reichen Edelleute und Rittergutsbesitzer kaum Genüge leisten konnte. Auch hier blühten auf so mancher Burg, in manchem freundlichen Saalthale viele reizende Blumen, viele Jungfrauen, strahlend durch vorzügliche Geistesvorzüge und körperliche Anmuth; aber auch hier schien ihn keine dieser lieblichen Erscheinungen fesseln zu wollen, die Heiterkeit, die frohe Laune, ja die Ausgelassenheit, in welche bisweilen die Unterhaltung dieser jungen Mädchen bei Vergnügungen im Freien ausartete, waren ihm zuwider, und stießen ihn von mancher Schönen, an welcher sein Auge mit Wohlgefallen gehaftet hatte, zurück.

Auf dem am romantischen Saalufer belegenen Rittersitze des Freiherrn v. Feilitsch, dem reizenden Kreipitsch, das mit seines Thurmes Spitzen die berühmte Ruine der Rudelsburg zur Nachbarin hat, kehrte Palm am öftersten und liebsten ein, nicht allein seiner äußerst reizenden Lage wegen, sondern weil er in dem Freiherrn einen ehemaligen Waffengefährten fand, der unter allen seinen neuen Freunden und Bekannten am besten mit ihm harmonirte. Der Freiherr war ein Mann in seinen besten Jahren und lebte mit seiner jungen Gattin und den Kindern, die alle noch klein waren, ein musterhaftes Familienleben. Palm befand sich hier bald wie einheimisch und durchstrich

alle schönen Anlagen, deren der Freiherr immer neue hervorzuzaubern verstand, bald mit diesem, bald allein.

Eines Tags hatte er den höchst geschmackvoll angelegten und in verschiedene Theile geordneten großen Lustgarten, der in einen eben so schönen und großen Park mündete, durchlaufen und setzte sich, als die Sonne sich zu neigen begann, auf eine Gartenbank, die an einem großen Teiche stand, in welchem gar schöne Goldforellen spielten. Die Stille des Tages, die Ruhe in der ganzen Natur und der nahende Abend, hatten ihn in eine düstere, melancholische Stimmung versetzt, er fühlte sich zwar wohl auf dem stillen Plätzchen, dessen idyllische Lage seiner Gemüthsstimmung entsprach, aber er konnte sich einer Sehnsucht nach seiner kleinen Anna, einer Rückerinnerung an deren so früh daheim gegangene Mutter, seine immer noch geliebte Helene nicht erwehren, und ließ sinnend sein Haupt auf die Brust sinken. Das lange Umherlaufen hatte ihn ermüdet und die laue, gewitterbange Abendluft wiegte ihn in einen leichten Schlummer. Ein schöner Traum umgaukelte seine Sinne, er befand sich in Berlin auf seinem Zimmer, da klopfte Jemand an die Thür; er rief: herein! und eine reizende Dame mit seiner kleinen Anna auf dem runden, vollen Arme trat ihm näher. Ich bringe Ihnen Ihr Kind! — sagte das schöne Mädchen, — die junge Bäuerin, seine Amme, ist gestorben und hat es mir anvertraut. Erlauben Sie mir, des lieblichen Wesens

Mutter zu sein! Gern, gern, Du holdes Mädchen! sprach Palm, denn Dein Auge ist mir Bürge, daß Du die Kleine lieben, daß Du ihr wirklich Mutter sein wirst!

Ich muß aber das Kind mit mir nehmen, weit fort, in ein fremdes Land; willst Da das? so fragte die Fremde; da erwiderte Palm, das Kind ihr entreißend: Nein, Dame! das Kind laß ich nicht von mir — aber bleibe Du bei mir und sei des Kindes zweite Mutter!

Der Traum hatte ihn ordentlich angegriffen, er erwachte und rieb sich die Augen; denn es begann dunkel zu werden und er mußte noch nach Kösen. Da drangen die Töne einer weiblichen Stimme von den Saitenklängen einer Guitarre begleitet an sein Ohr, und er vernahm deutlich und nahe die beiden Liederverse:

Du mein Olis mich verlassen!
Meine Wange wird erblassen;
Alle Freuden werd' ich hassen,
Die sich freundlich nah'n.
Ach! den Nächten und den Tagen
Werd' ich meinen Kummer klagen,
Alle Lüfte werd' ich fragen:
Ob sie Olis sah'n?

Tief verstummen meine Lieder,
Meine Augen schlag' ich nieder,

Aber seh' ich dich einst wieder,
Dann wird's anders sein!
Ob auch alle frischen Farben
Deiner Jugendblüthe starben
Ja mit Wunden selbst und Narben
Bist Du, Süßer, mein!

Der Gesang schwieg mit den Tönen der Guitarre, es erhob sich ein brausender Wirbelwind und die Blätter der Bäume mit einzelnen großen Regentropfen fielen auf seinen Schooß. Es war ein Gewitter im Anzuge. Palm stand auf, um nach dem Schlosse zurückzukehren, da er sich nun wohl entschließen mußte, in Kreipitsch zu übernachten; doch wissen mußte er, wer die unsichtbare Sängerin war, und ob er nicht wieder geträumt hatte. Er ging hinter einen von einer kleinen Rosenhecke eingefaßten Fliederstrauch, von woher die Töne erklungen waren, fand aber daselbst wohl eine ähnliche Gartenbank, wie die, auf welcher er geträumt hatte, aber keine menschliche Seele; kaum war er jedoch eine Strecke lang in dem langen Gange fortgeschritten, der zum sogenannten Herrnhause führte, als er eine Dame in das Haus hineinschlüpfen sahe. Im Hausflur traf er den Freiherrn mit seiner Gemahlin, die sich mit einer jungen, ihm unbekannten Dame unterhielten. Das Mädchen hatte eine Guitarre in der Hand und wollte die Treppe hinaufgehen, die Freifrau aber hatte ihren

Arm ergriffen und bemühte sich, sie in das Wohnzimmer zu ziehen, wogegen sich, wie es schien, das Mädchen sträubte. Endlich ließ sie die Freifrau los, rief ihr aber mit lauter Stimme nach: Nein, Eugenie! heute Abend müssen Sie bei uns bleiben! das kann nicht mehr so fort gehen; eine halbe Stunde geb' ich Ihnen Frist, dann aber hol' ich Sie und brauche, wenn Sie nicht nachgeben, mein Hausrecht!

Wer ist diese Fremde? fragte Palm im Wohnzimmer angelangt das freiherrliche Ehepaar, sie scheint bei Ihnen zu wohnen und doch sah ich sie heute zum erstenmal!

Es ist eine junge Polin, sprach der Hausherr, Eugenie v. Silewski, deren Vater in der unglücklichen Schlacht bei Ostrolenka den Tod fand, ihre Mutter war mit ihr und ihrem Bruder geflüchtet, erkrankte in Naumburg und brauchte das Kösener Bad, der Bruder ging nach Frankreich und das unglückliche Mädchen ward bald darauf eine Waise, denn die Mutter starb. Sie wohnt seitdem bei uns und ist uns recht erwünscht gekommen, da sie die Gouvernante unserer Kinder ersetzt hat, die wir kurz vorher verloren hatten. Ihr Vater ist Oberst in einem polnischen Regiment gewesen und hat auch in Lithauen eine recht hübsche Besitzung gehabt, die aber wohl für immer verloren sein wird, da alle Güter der polnischen Rebellen, wie sie Kaiser Nikolaus zu nennen beliebt, confiszirt worden sind.

Aber wie kommt es, fragte Palm weiter, daß sich diese Polin, wie es scheint, so ganz in die Einsamkeit zurückzieht, da sie doch bei Ihnen so angenehm leben könnte?

Das sind nur Perioden, wo sie so ganz der Einsamkeit sich hingiebt, sagte der Freiherr, sonst pflegt sie wohl auch heiter und munter zu sein; das junge Mädchen hat zu großes Unglück erlebt, als daß es nicht zu Zeiten einer düstern Schwermuth sich hingeben sollte, wir suchen sie ungern zu stören, die frohe Laune kommt immer von selbst wieder!

Palm wußte nun genug und glaubte aus dem Inhalte der beiden Liederverse, die er von dem Mädchen gehört hatte, mit Sicherheit schließen zu dürfen, daß unglückliche Liebe die Ursache des periodischen Trübsinns sei. Die Freifrau hatte, wie sie erzählte, ein einziges Mal darüber mit Eugenie gesprochen und allerdings diese Vermuthung bestätigt gefunden; ihr Geliebter, ein polnischer Offizier, war, wie ihr Vater, in jener Schlacht gefallen.

Doch wir schreiben hier wahre Begebenheiten und keinen Roman und wollen daher die weitere Entwickelung sowie den gedeihlichen Fortgang eines Verhältnisses, das sich zwischen Palm und der jungen Polin entspann, nicht mit romantischen Dinten zeichnen. Die Schicksale Palms hatten mit den Schicksalen Eugeniens einige Ähnlichkeit, der Zufall hatte ihm das Mädchen zugeführt und unter der freund-

lichen Vermittelung des Freiherrn und seiner jungen Gemahlin kam bald ein Liebesbund zu Stande, der gerade in Hymens Ehereich führte. Palm lernte die Polin den Sommer über, den er ziemlich ganz in Kösen zubrachte, näher kennen und innig lieben, Eugenie aber hing mit einer Schwärmerei an ihm, die ihm für ihre Treue und aufrichtige Liebe Bürge zu sein schien. Er reiste zwar mit dem Justizkommissar allein nach Berlin zurück, nach wenig Wochen aber erschien er wieder in Kreipitsch, ließ sich in dasiger Pfarrkirche mit Eugenie trauen und nahm sie nach einem fröhlich gefeierten Hochzeitstage, welchen der reiche Freiherr veranstaltet hatte, als seine Gattin mit fort. Er hatte ihr seine ganze Lebensgeschichte sowie sie ihm die Ihrige erzählt, nur das hatte er ihr verheimlicht, daß er ein Kind hatte, denn er wollte sie mit der kleinen Anna überraschen und diese Überraschung sollte der letzte Prüfstein ihres Herzens sein.

Als er mit ihr in seiner zwar kleinen aber geschmackvollen Wohnung anlangte und sich über ihre Zufriedenheit mit seinem mittelmäßigen Hausstande freuete, sagte er: ich bin Dir aber noch ein Hochzeitgeschenk schuldig, liebe Eugenie! Das werde ich Dir nächstens bringen!

Ach! erwiderte sie, betrübe mich nicht, mein Bruno! was kann ich Dir denn bieten? Nein, ich will kein Geschenk, nur Deine Liebe ist das Geschenk, das mich erfreuen kann, und diese besitze ich schon.

Eines Morgens saß er mit der jungen Gattin beim Frühstück, als sich die Thür des Zimmers öffnete und eine junge, reinlich gekleidete Bäuerin mit einem wunderlieblichen Kinde, einem Mädchen von kaum zwei Jahren eintrat. Das Kind, welches sehr geschmackvoll, und nicht wie das Kind einer Bäuerin gekleidet war, schien gar nicht fremd, denn es langte mit den zarten weißen Händchen nach Palm und gleich darauf nach seiner Gattin und hielt beide Gatten in seinen Ärmchen.

Hier, liebe Eugenie, sagte Palm, hier ist das Dir versprochene Hochzeitgeschenk. Wirst Du es annehmen, wirst Du es lieben, wie ich, dann bleibt mir im Leben zu meinem Glücke Nichts zu wünschen übrig. Er erzählte der jungen Frau das Schicksal dieses Kindes mit Allem, was sie noch nicht wußte, und sahe mit unendlicher Freude, wie Eugenie der Amme die kleine Anna vom Arme nahm, wie sie sie an ihr Herz drückte, wie sie die Hand zum Schwur emporhob und ihr Mutter zu sein gelobte und wie sie dann in seine Arme flog und mit leuchtenden Augen ihm betheuerte, daß sie sich nun überglücklich fühle in seiner Liebe und daß sie nichts sehnlicher wünsche, als das Kind nicht wieder aus ihren Mutter-Armen lassen zu dürfen.

Von nun an ging für Palm ein neues, schönes Morgenroth auf, denn seine Gattin Eugenie wurde seinem Kinde die zärtlichste, liebevollste Mutter und

die kleine Anna gedieh unter seinen Augen, wie eine junge Rose, die vor Sturm und Wetter geschützt, am kräftigen Stamme aufblüht.

Auch der Sorgen wurden von Tag zu Tage im häuslichen Leben weniger, denn obschon Eugenie ihrem Gatten nach und nach drei Kinder, zwei Knaben und ein Mädchen, gebar, und der Hausstand mehr erforderte als früher, wo er allein und kinderlos gelebt hatte, so war es, als ob mit jedem Kinde neuer Segen vom Himmel träufelte. Der Justizkommissar verschaffte dem in den Geschäften bewanderten und eben so redlichen als erfahrenen Palm eine Stelle als Faktor in einer großen Druckerei, die ihm eine sichere Stellung gab und ein reichliches Auskommen gewährte. Die Jahre flogen in Geschäften dem glücklichen Paare vorüber, wie nächtliche Träume, und gewiß gehörte Palm mit seiner Gattin und seinen vier Kindern zu den seltenen Ausnahmen wahrhaft glücklicher Ehegatten. Es traten zwar, wie in allen Ehen, bisweilen auch trübe Tage, Krankheiten der Kinder oder der Eltern, Sorgen und Bekümmernisse in den Zeiten der großen Theuerung, aber auch viele heitere und fröhliche Tage ein, die um so inniger und erquickender waren, als das Palm'sche Ehepaar nur sich und ihren Kindern lebte, alle äußeren kostspieligen Freuden und Vergnügungen verachtete und nur mit solchen Personen verkehrte, die gleich ihnen dachten und lebten.

Wir übergehen eine lange Reihe von Jahren, denn was könnten wir unsern Lesern davon berichten, als glückliche Familienscenen und einzelne kleine Ereignisse, die überall vorkommen! Als das Jahr **1847** zu Ende war, zählte Anna **17** Jahre und war eine gar holde und blühende Jungfrau, die, wenn sie bisweilen mit den Eltern an öffentlichen Orten erschien, manches Männerherz bewegte, manchen Jüngling anzog und zur Bewunderung hinriß, aber wie hätte dies Alles das in Unschuld und Sittenreinheit erzogene Mädchen, die noch keine Leidenschaft in der harmlosen Brust kannte, erschüttern sollen! Sie hatte von frühester Jugend an den gediegensten Unterricht in allen einer Jungfrau höheren Standes unumgänglich nöthigen Kenntnissen genossen und der häuslich zufriedene, wirthschaftliche Sinn war von beiden Eltern frühzeitig geweckt und belebt worden.

Sie wußte es nicht, daß Eugenie nicht ihre wahre Mutter war und hing an derselben mit einer Zärtlichkeit, die den Vater mit Entzücken und Verwunderung erfüllte. Warum hätten beide Gatten auch dem lieben Kinde eine Entdeckung machen sollen, die es nur betrüben und sein liebendes Herz mit Trauer erfüllen mußte! Auch war dazu kein Grund vorhanden, da die Mutter, Helene v. Wohl, gestorben war, und das Vermögen derselben, dessen sich ihr Bruder, der Major, längst angemaßt hatte, hätte erstritten werden müssen, wenn man auch nur Etwas

davon hätte erringen wollen. Anna half treulich der Mutter im Hauswesen und brachte keine Stunde müßig hin, denn der Unterricht in Musik, in der französischen und englischen Sprache sowie in verschiedenen weiblichen Arbeiten nahm fast den ganzen Tag in Anspruch, so daß die der Häuslichkeit gewidmeten Stunden in der That nur als Erholungsstunden betrachtet wurden.

Da nahte das Jahr 1848 und schon der Monat Februar führte Wolken über den politischen Himmel die auch des deutschen Vaterlandes lange nur noch matt leuchtende Friedenssonne umschleierten.

Schon längst hatte das Volk gemurrt, es hatte laut und im Stillen über den politischen Druck geklagt und fühlte sich in allen Ständen und Kreisen beengt. Die Presse stand unter einer eisernen Censur, die freisinnigen Schriftsteller, welche dann und wann ihren Fängen entgingen und sich mit leichten Schwingen emporhoben, wurden aus dem Lande gewiesen oder in Festungen eingesperrt, und die Literatur sank zu einer geistlosen, armseligen Schreiberei herab, die keinen Absatz finden konnte, weil die Leser einen Ekel empfingen, wenn sie sie verspeisten. Der Geist läßt sich nicht züchtigen, wie das Fleisch. Die geistreichen Schriftsteller gingen aus dem Vaterlande oder sündigten, nothgedrungen, wider König und Vaterland, indem sie in anderen, freisinnigeren Ländern, namentlich in Frankreich, England und in der Schweiz das-

jenige drucken ließen, was hier die Censur gestrichen hatte, indem sie aber auch ihren gekränkten Gefühlen Luft machten nnd Fürst und Vaterland schmäheten und lästerten. Man hätte von Seiten der Staatsbehörden, deren Aufgabe es war, die freie Presse in Fesseln zu schlagen, bedenken sollen, daß gerade die verbotenen Schriften recht eifrig gesucht und gelesen werden, denn werden nicht die verbotenen Früchte am liebsten genossen nnd ist die Frucht etwa die schlechteste, welche die Wespe sticht?

Doch die unterdrückte Preßfreiheit war nicht das einzige Übel, welches das preußische, wie fast das ganze deutsche Volk heimsuchte, es gab noch viele Zustände, welche das freie Athmen des Volkes hemmten. Die Polizei bewacht das Volk, wie eine Meute Hunde, sichtbar und unsichtbar. Alle Restaurationen und öffentliche Erholungsplätze waren mit geheimen Polizeispionen besetzt und Gensd'armen lauschten in der Nähe um bei der Hand zu sein, wenn die Polizei einen Fang gethan hatte, ja es ging, hauptsächlich in B.rlin, so weit, daß besoldete Polizeispione harmlos arme Leute aus dem Volke erst zu Verbrechen verleiteten, um dann denunciren und den ihnen zugesicherten Lohn erwerben zu können.

Einen unerträglichen Druck auf das Volk übte der in jeder Beziehung bevorzugte Militärstand aus. Der Stolz, der Hochmuth und der Übermuth des Offizierstandes überstieg alle Grenzen und Vorstellun-

gen; der Bürger war in den Augen eines armseligen Lieutenants ein Hund, und der Beamte, der Kaufmann, sowie jeder Andere, der den aufgeblasenen Junker an wahrer Bildung weit überlegen, mußte es sich zur Ehre schätzen, wenn er in öffentlichen Gesellschaften von ihm mit einer Ansprache oder einem Gruße beachtet wurde. Ausnahmen gab es nur wenig. Dieser Dünkel, der gar keinen Halt hatte, wie etwa bei den Geldaristokraten, hatte sich dem ganzen Heere, dem Unteroffizier, wie dem Gemeinen mitgetheilt; so wie der blaue Rock mit dem rothen Kragen auf einem Leibe saß, war dieser Leib eine Lokomotive, die Alles zermalmt, was ihr in den Weg kommt. — Betrachtete man diesen Soldatendünkel genauer, erwog man, daß der Soldat, vom Staabsoffizier bis zum Tambour, ein Diener war, der im Lohne des Volks stand, der dem Volke oder Vaterlande, was gleich ist, mit dem in die Hand des Staatsoberhauptes geleisteten Eide Treue geschworen hatte, so mußte ein solcher Stolz nur unerträglicher erscheinen.

Es könnten noch viele und mancherlei Gebrechen angeführt werden, an welchen die Staatsmaschine litt, und welche dem Volke das Athmen erschwerten, sogar die Glaubens- und Gewissensfreiheit wurde arg bedroht und wenn auch der König, dessen Weisheit und Liebe, dessen guten Willen und frommen Sinn man kannte, seinem Volke die beruhigendsten Zusicherungen gab, so gediehen dessen hochherzige Gesinnungen

doch immer nicht zur Verwirklichung, weil frömmelnde, heuchlerische Minister gerade das Ruder des Schiffes lenkten, welches mit Wellen und Wogen zu kämpfen hatte.

Am 28. Februar **1848** gelangte die Nachricht von der Pariser Revolution, die sich um nur vier Tage früher datirte, nach Berlin. Die wunderbarsten Gerüchte durchkreuzten sich; Alles wurde von einer maßlosen Neugier gestachelt, und als man endlich mit den französischen Zeitungen die bestimmte Kunde von dem Umsturz des Königsthrons, von der Flucht Ludwig Philipps und der neuen Republik hörte, da brach Alles in Verwunderung aus, denn so kühn hatte es sich Niemand geträumt, als sich die Dinge in der Wirklichkeit gestaltet hatten. Die allgemeine preußische Zeitung, das sogenannte Hofblatt, ließ sich am ersten März über die Frage aus: Welche Aufgabe hat Deutschland und zunächst Preußen in dieser ernsten Zeit? — Sie selbst beantwortete sich diese Frage mit dem höchst ängstlichen Zurufe sowohl an die deutschen Fürsten, als auch an die deutschen Stämme: seid einig und durch Einigkeit stark!

Auch der Bundestag, der bisher in einem sehr tiefen Schlummer gelegen hatte, erwachte nun endlich und fing an, ein Zeichen des Lebens von sich zu geben. Er empfahl allen deutschen Fürsten die größte Einigkeit, damit es ihnen möglich sei, sich dadurch gegen etwa einstellende äußere Feinde zu schützen.

Steht es so? dachten die Berliner, fürchtet man sich, da wird etwas zu versuchen sein!

Doch die Thronrede des Königs, womit derselbe am 6. März den zur Berathung eines Strafgesetz-Entwurfs versammelt gewesenen ständischen Ausschuß verabschiedete, schlug in vielen Herzen den Geist der Unzufriedenheit nieder, denn die Thronrede schloß mit den Worten: Sobald die Maßregeln, welche ich für Preußens und Deutschlands Sicherheit und Ehre ergreifen muß, den Beistand meiner getreuen Stände erfordern, spätestens dann, wenn (was Gott gnädiglich verhüten wolle) der allgemeine Ruf zu den Waffen erschallen müßte, werde ich Sie, meine Herren, wiederum berufen, um mir mit Rath und That beizustehn, wohl wissend, daß das Vertrauen meines Volkes meine festeste Stütze ist, und um der Welt zu zeigen, daß in Preußen der König, das Volk und das Heer dieselben sind von Geschlecht zu Geschlecht.

Palm erlitt um diese Zeit einen Schlag, der auch seine Familie mit traf, und der nur dadurch ertragen werden konnte, daß seine Gattin mit den vier Kindern eben so stark und männlich trug, als er selbst. Die große Handlung, in welcher er beschäftigt war, mußte in Folge der unglücklichen Zeitkonjunkturen ihre Arbeiten einstellen, die vielen Arbeiter, welche sie bisher beschäftigt hatte, entlassen, und dadurch kam auch er selbst mit außer Nahrung. Er mußte wieder, wie früher, bei einem Justizkommissar Arbeit suchen, die

er auch fand, die ihn aber in dem Alter, in welchem er stand, mehr angriff als sie lohnte. Er hatte schon früher mit einem bemittelten Freunde den Plan entworfen, einen Buchhandel anzulegen, allein die Strenge der Censur vereitelte alle Projekte zu irgend einem gewagten Unternehmen. Dieses und der Umstand, daß er aus derselben Veranlassung brodlos geworden war, erhöhte seinen Unwillen über die Verfassungs-Zustände in einem solchen Grade, daß er seine bisherige gute Laune gänzlich verlor, und sich einem stillen Trübsinne überließ, der oft an Melancholie grenzte.

3.

An dünnen, unmerkbaren Fäden hängen oft furchtbare Gewichte! —

In einer düstern Hinterstube des sogenannten Voigtlandes saßen spät am Abende des 7. März mehrere Männer, zum Theil höchst anständig ja sogar elegant gekleidet, zum größern Theil aber in schäbigen Röcken, mit russigen Gesichtern, breiten, schmuzigen Händen und Verzweiflung ausdrückenden Gesichtszügen. Sie tranken an einem großen mit einem

verbleichten Teppich behangenen Tische Bier und Branntwein, und rauchten, alle ohne Ausnahme, Cigarren. So einfach, schlecht und armselig auch das Zimmer ausmöblirt war, und so wenig die Männer geeignet schienen, ihre Gedanken über die Mittel zum Erwerb ihrer nothdürftigen Lebensbedürfnisse zu erheben, so auffallend mußte es erscheinen, daß sich im Hintergrunde des Zimmers eine Erhöhung befand, die offenbar zu einer Rednerbühne oder Tribüne diente. Sie bestand aus einem etwa 3 Ellen hohen von Brettern gezimmerten breiten Sitze, zu welchem ein paar Stufen führten. Eine lange Zeit hatten die Männer sich über allerhand Gegenstände unterhalten und schienen auf den rechten Mann zu warten, der die Tribüne besteigen sollte. Merkwürdig war der Umstand, daß es den, dem Äußern nach armen Leuten, nicht an Geld zu fehlen schien, denn ein harter Thaler nach dem andern flog bisweilen auf den Tisch, und ein Diener eilte damit fort und holte neue Erfrischungen. Es mochte fast Mitternacht sein, als die Gesellschaft um ein halbes Dutzend Köpfe vermehrt wurde. Von diesen Ankömmlingen bestieg ein junger Mann, dessen männlich hübsches Gesicht seinem modisch-feinen Anzuge entsprach, die Tribüne und sprach also:

Werthe Freunde! Ihr Alle wißt, welcher Zweck uns hierher gerufen hat. Der Sturm in Westen ist über ganz Deutschland gezogen. Aber fürchtet Euch nicht, er bringt zwar ein Gewitter, das mit Blitz und Hagel,

mit Donner und Blitz schwanger sein wird, aber es wird wie jedes Unwetter, vorüberziehen, seine Wirkungen werden uns Gedeihen bringen und die Sonne wird strahlender die grünenden Fluren bescheinen. Laßt uns aber die Hände nicht in den Schooß legen! Ganz Deutschland ist in Bewegung; in allen Provinzen unseres Vaterlandes hat man Wünsche laut werden lassen und zum Theil schon in bescheidene Bitten gehüllt vor den Thron gebracht, die unserm Könige sagen, was Noth thut! Ich brauch' Euch den Inhalt dieser Wünsche nicht erst bekannt zu machen, sie sind der ganzen Residenz kein Geheimniß. Denkt Euch aber, was geschehen ist! Heute hat der Magistrat einen Antrag berathen, nach welchem der König sofort um schleunige Einberufung des vereinigten Landtags und um Gewährung derjenigen Wünsche gebeten werden sollte, welche in Beziehung auf die Entwickelung der ständischen Institutionen im Volke lebendig waren. Dieser Antrag ist aber nach langer Debatte verworfen worden, weil der Ober-Bürgermeister und der Stadtverordneten-Vorsteher am Tage vorher auf dem Gastmahle, welches der König dem verabschiedeten ständischen Ausschusse gegeben hatte und zu dem auch jene Personen zugegen waren, bereits dem Minister von Bodelschwing die Wünsche der Sadt zu erkennen gegeben haben wollen. Man ist entrüstet darüber gewesen, daß der Antrag durchgegangen ist, nur der Oberbürgermeister hat in großer Freude ge-

äußert: ihm gelüste nicht, Präsident einer provisorischen Regierung zu werden. — Ist es nicht eine Schande für Berlin, die Hauptstadt Preußens, deren Bewohner die Vertreter des ganzen Volks sein müssen, wenn es Noth thut, daß solche Männer an der Spitze stehen, die dem Willen und Streben des ganzen Landes entgegentreten? Macht Euch auf Thaten gefaßt, meine Freunde! denn der Bürgerkrieg nahet und kann nicht mit der Feder ausgefochten werden. Die Garnison ist durch Maueranschläge aufgefordert, nicht gegen die Bürger von ihren Waffen Gebrauch zu machen, wenn es zum Kampf kommen sollte; man hat den Soldaten bemerklich gemacht, daß sie so gut Bürger seien, als wir, und daß sie in ihren eigenen Eingeweiden wüthen werden, wenn sie uns bekämpfen wollten. Demungeachtet ist das Militär in den Kasernen consignirt und soll sich jeden Abend auf blutige Ereignisse gefaßt halten. Erwägt, meine Freunde! den traurigen Zustand unserer Arbeiter, die Stockungen in allen Geschäften, den Geldmangel, der sich überall kund thut, und bereitet Euch vor auf große, entscheidende Augenblicke gefaßt zu sein, um der Gewalt, wenn sie uns neue Fesseln anlegen will, mit Muth entgegentreten zu können!

In dieser Weise sprach der junge Redner und suchte die armen Leute, denen der Hunger aus den Augen leuchtete, für die Sache des Volkes, für den Kampf um die Völkerfreiheit zu begeistern.

Ein bejahrter, bleicher Mann, mit einem Orden an der linken Brust, hatte ruhig mit zugehört; als der Redner die Tribüne verlassen hatte, erhob er sich und sagte: Ich bin von einem Freunde hierher berufen worden, um die Stimme des Volks zu hören, das unter dem Drucke der Noth und Armuth seufzet, ich glaubte, man würde Mittel in Vorschlag bringen, wie dem Zustande, in welchem sich der Arme befindet, abzuhelfen sei, aber was muß ich hier hören? Kann man es dem Staate verdenken, wenn er derartige Versammlungen verbietet oder, wenn sie irgendwie statt finden, überwacht? — Ist es nicht Aufruhr, was hier gepredigt wird? Wollt Ihr die Stadt in Brand stecken? Wollt Ihr Mord und Plünderung, und Euch von der bewaffneten Macht, wie reißende Thiere, die aus dem sichern Käfig gebrochen sind, niederschießen und niedersäbeln lassen? Das Beispiel Frankreichs hat Euch verleitet. Glaubt Ihr, daß die Republik, die sie in Paris proklamirt haben, die französische Nation glücklicher mache, als sie Ludwig Philipp machen konnte? Es ist wahr, wir sind auf vielen Seiten schwer gedrückt, der Staatskörper ist eine alte Maschine, die sich überlebt hat; an der Spitze stehen Heuchler, die unsern herzensguten König mit gleißnerischen Redensarten umstricken, sich stellen, als ob sie seinen Willen erfüllten, und dabei doch nur thun, was sie selbst wollen. Der alte, schwache Kriegsminister von Boyen ist endlich über die Seite,

aber er war nicht der schlechteste, die pfäffisch gesinnten Frömmler und wahren Tyrannen und andere, die ich nicht zu nennen brauche, waren keine Männer des Volks, wie sie unsere Zeit verlangt, sie haben den Weg zum Throne mit unübersteiglichen Hindernissen verlegt, so daß die Gnade des Königs, der diese Fürstentugend so gern übt, nur nach ihren Launen erlangt werden kann, aber darum dürfen wir noch nicht an Gewalt und Aufruhr denken. Der preußische Unterthan — —

Hören Sie auf! — unterbrach der junge Redner den bleichen Mann, der kein Anderer, als unser Palm war, — hören Sie auf! Der preußische Unterthan war ein Schaaf von jeher; er war schon darum ein Schaaf, daß er ein Unterthan war! Wissen Sie, was das Wort Unterthan bedeutet? Ich will es Ihnen sagen, wenn Sie es nicht wissen. Unterthan heißt nur derjenige Mensch, welcher der Sklave eines Andern, diesem Andern darum unterthänig ist, weil er in seinen Diensten, in seinem Lohn und Brode steht! Wir wollen aber keine Sklaven, wir wollen das heißen, was wir wirklich sind, freie Bürger der Staatsgesellschaft, die den Fürsten als ihr Oberhaupt aber nicht als ihren Brodherrn anerkennen, denn das Staatsoberhaupt ernährt uns nicht, sondern soll die Bürger regieren, welche das Haupt ernähren. Das ist es eben, was jetzt alle Völker wollen; sie wollen nicht mehr leiden, daß sie vom Staatsoberhaupte

oder Fürsten als Unterthanen oder Sklaven betrachtet werden, sondern als Glieder des Staatskörpers, der ohne sie nicht bestehen kann, ohne deren Willen das Oberhaupt nichts unternehmen darf. Sehen Sie, mein Herr, die Militärgewalt liegt jetzt noch, wie vor Alters, in der Hand des Fürsten, der sie nur zu seinem Vortheil benutzt und, wenn es ihm beliebt, seine sogenannten Unterthanen damit bekämpft, sie niederhauen, niederreiten und niederschießen läßt. Ich achte, ja ich liebe unsern König, denn er verdient, schon als Mensch von einem vortrefflichen Herzen und Charakter, unsere Liebe, ich hasse aber die Stellung, in welcher er sich seinem Volke gegenüber befindet, ich muß sie schon darum hassen, weil der Fürst von seinem Volke spricht, während das Volk nur von seinem Fürsten sprechen darf.

Sie sind ein Unzufriedener, ja mehr als ein solcher, ein Rebell sind Sie, Herr! sprach Palm — wissen Sie, daß der König Sie jetzt schon vernichten sollte, und daß ich das thun würde, wenn ich Fürst wäre?

Schweigen Sie, sagte der junge Mann, — Sie haben keine Wahl mehr, da Sie hier sind! Sie müssen zu dem Volke halten, wenn es zum Kampfe mit den Soldaten kommen sollte! Sie sind Soldat gewesen und können uns nützlich sein!

Die beiden Männer mußten bald schweigen, da andere Redner die Bühne bestiegen, und das Wort

verlangten. Sie sprachen Alle mit hoher Begeisterung für die zu erringende Volksfreiheit, und suchten die anwesenden Zuhörer aus den Arbeiterklassen zu begeistern, als ob Sklavenketten zu sprengen uud Kronen zu erringen wären. —

Palm bereuete, an den Ort dieser Volksversammlung, wohin ihn ein Geschäftsfreund mitgenommen hatte, gegangen zu sein, und fühlte besonders einen Grimm gegen den jungen Mann, der zuerst als Redner aufgestanden und mit welchem er in Wortwechsel gerathen war. Der Jüngling war von einem höchst interessanten Aeußern, elegant gekleidet, trug kleine Sporen an den Stiefeln und mochte kaum einige zwanzig Jahre alt sein. Sein Gesicht drückte Gefühl und Wohlwollen, zugleich aber auch einen Trotz aus, der sich nicht beugen zu lassen schien. Palm hätte ihn wie einen Sohn lieben können, wenn er nicht so vermessene, so kühne Reden geführt hätte, die ihm wie Hochverrath klangen. Ehe die Versammlung auseinanderging, wurde auf den folgenden Tag eine Zusammenkunft im Thiergarten unter den Zelten besprochen, und wieder war es der junge Redner, der die Anwesenden zur Betheiligung aufforderte; dabei sprach er viel von der Noth der armen Arbeiter, tröstete sie und theilte endlich eine nicht unbedeutende Summe Geld unter die Männer aus, welche die Spuren der tiefsten Armuth in den magern Gesichtern trugen; er gab jedem dieser Männer einen harten

Thaler und einige kleine Münzen, und unterließ bei keinem, eine Ermahnung anzuknüpfen, vor Trunk und Völlerei zu warnen und ihnen diese Laster in ihrer ganzen Abscheulichkeit vor Augen zu stellen.

Palm fragte einige Bekannte nach Stand und Namen des jungen Mannes, der sich, als die Versammlung auseinanderging, schnell unter der Menge verloren hatte, aber Niemand wußte ihn zu nennen, man hielt ihn für einen jungen Kaufmann und wußte nur so viel, daß er öfters zu Pferde gesehen werde, und einen schönen Fuchs reite.

Seit diesem Tage hörte man aller Orten von Volksversammlungen, die Straßen waren stets mit dichten Menschenmassen angefüllt, und die Bürger begannen für die Sicherheit des Eigenthums besorgt zu werden. Man hatte von Seiten der Stadtverordneten die Errichtung von bewaffneten Schutzkommissionen vorgeschlagen, was aber die Staatsbehörde ablehnte nnd unbesoldete Gensd'armen ernennen wollte. Auch die Studenten regten sich, schlossen sich an die Bürger an und versprachen, denselben im Falle der Noth mit allen ihren Kräften, ja mit ihrem Blute zu dienen. Sie hatten eine furchtbare Wuth gegen die Polizei und das Militär, und Jedermann im Volke sahe ein, daß sie Recht hatten; denn Polizei und Militär drückten mit unausstehlicher Gewalt auf das arme Volk und strebten mit allen Kräften und Mitteln die noch vorhandenen kleinen Reste des freien

Verkehrs zu unterdrücken. Während die Polizei in allen Winkeln lauschte, viele Schriften confiscirte, (die Nr. 70 der Mannheimer Abendzeitung), in den Druckereien und öffentlichen Anstalten danach suchte, die Zeitungshalle, den Handwerksverein mit aller Strenge beaufsichtigte und von vielen Zeitungen die Spitzen abschnitt, droheten militärische Maßregeln mit offener Gewalt. Die Soldaten waren stets marschfertig, die Reserven wurden eingezogen, auf den Pontonhöfen standen Kanonen aufgepflanzt und häufig wurden von dem Militär friedliche Bürger insultirt, die sich auf dem Wege nach ihren Wohnungen verspätet oder aus Freundschaft zusammengehalten hatten, um sich gegenseitig ihre Noth zu klagen und über den Betrieb ihrer Geschäfte zu sprechen. — Es war, mit einem Worte, in Berlin ein Zustand, der nicht länger ertragen werden konnte, eine Gährung, die einen Ausbruch gewinnen mußte, wenn der Bürger seine Menschenrechte und mit diesen seine Menschenwürde nicht ganz verloren gehen sehen wollte.

Palm war, als ein alter ehemaliger Offizier, immer ein treuer Anhänger des Königs, wenn auch kein Aristokrat, doch auch kein Demagog gewesen, er stand in den Jahren, wo dem Menschen Ruhe über Alles geht, und hätte sein Leben für des Königs und Vaterlandes Wohl geopfert; ihm konnte es aber jetzt nicht entgehen, daß die Regierung Mißgriffe über Mißgriffe that, daß sie das schon durch die Zeit-

Ereigniſſe zur Verarmung herabgebrachte und ſchwer gedrückte Volk noch tiefer in den Staub treten wollte. Er hatte noch einige Bekannte unter dem Offizierſtande, mit denen er zuſammenzukommen und über den despotiſchen Druck zu ſprechen ſuchte, wurde aber nicht wenig entrüſtet, als er vernehmen mußte, daß die Offiziere den gemeinen Soldaten zum Haß gegen die Bürger aufzuregen, ja dieſen Haß bis zu einer furchtbaren Wuth zu ſteigern ſuchten.

Am 13. März war Palm mit ſeiner Gattin nach dem Thiergarten gegangen, denn es war ein heiterer, warmer Frühlingstag, und beide Gatten hatten ſeit langer Zeit die friſche, freie Luft nicht eingeathmet. Kaum dort angelangt, gerieth er in einen gewaltigen Volkshaufen, aus dem er ſich nicht ſo bald hätte herauswinden können, wenn nicht der junge Mann, den er als Redner und Volksfreund in jener Taberne des Voigtlandes kennen gelernt, mit einigen Offizieren geritten gekommen wäre, und ihm Luft gemacht hätte. Der Jüngling war ſo artig, beide Gatten, während Einer aus dem Volke ſein Pferd hielt, in eine Tabagie zu führen, wo er ſich kurze Zeit mit ihnen unterhielt. Natürlich drehte ſich die Unterhaltung um politiſche Ereigniſſe, und der junge Mann wollte wiſſen: der Prinz von Preußen habe die Liebe des Berliner Volks verloren, weil er die Kaſernen beſucht und wegen ſeiner nahen Abreiſe nach dem Rhein von den Soldaten Abſchied genommen, bei dieſer Gelegenheit aber ſich

Äußerungen bedient habe, die offenbar seinen Volkshaß bekundet hätten. Das konnte und mochte Palm von dem so edlen Prinzen, dessen liebevolle Gesinnungen bekannt waren, nicht glauben, nnd fragte den jungen Unbekannten nach seinem Namen und Stande, weil es ihm ein Frevel schien, von einem so allgemein geliebten Prinzen Dinge hören zu müssen, die gewiß nur auf Verläumdungen beruheten. Doch der Unbekannte war abermals verschwunden und saß schon wieder zu Pferde, ehe Palm Zeit gehabt hatte, ihn zur Rede zu stellen. Madame Palm war indeß ganz entzückt von dem feinen und artigen Benehmen des Jünglings, und meinte: in seinen Augen habe nur Wahrheit und keine Spur von Verläumdung gelegen; man könne es ja dem Prinzen auch gar nicht verdenken, wenn er unwillig sei über die Berliner, da ihn die Ereignisse und unruhigen Volksbewegungen gewiß sehr angreifen müßten.

Gegen 6 Uhr Abends konnte Palm erst mit seiner Gattin nach der Stadt zurückkehren, denn die Volksmassen hatten sich zu einem imposanten Grade angehäuft, große Truppenabtheilungen waren angerückt, und nur mit unsäglicher Anstrengung gelang es dem Ehepaare, ungefährdet ihre Wohnung zu erreichen.

Seine ältere Tochter, Anna, war, eben so wie die Mutter, lange nicht ins Freie gekommen, sie hatte den Vater schon einige Mal gebeten, mit ihr einmal

auszugehen, aber immer war es nicht dazu gekommen. Am **14.** März waren indeß von Seiten der Soldaten, welche durch die mehrtägigen Strapazen, durch die Consignirung in den Kasernen und das Hin- und Hermarschiren in den Straßen zu einer wahren Wuth gegen die Bürger gereizt waren, furchtbare Frevel verübt worden, indem sie Kinder, Greise, selbst Frauen auf den Straßen mit Säbelhieben und Kolbenstößen gemißhandelt, ja in vielen Parterre-Wohnungen die Fenster zertrümmert und Beschädigungen in den Zimmern angerichtet hatten. Solche Erscheinungen mußten jedes Gelüst, ins Freie zu gehen, bei Alt und Jung niederdrücken, besonders fiel es dem jungen Mädchen, Anna, gar nicht mehr ein, den Vater um einen Spaziergang zu bitten; sie mußte bisweilen ausgehen, um die täglichen Bedürfnisse herbeizuholen, und bei diesen nothwendigen Ausflügen lernte sie die Gefahren in den Straßen kennen.

Am Abende des **14.** März begab sich ein Ereigniß, welches wohl mit allem Grunde als Hauptveranlassung zu den folgenden Scenen betrachtet werden kann, welche die Revolution mit allen ihren Schrecken hervorgerufen haben. Man hatte nämlich von Seiten der Bürger und bürgerlichen Behörden erkannt, daß das auf den Straßen umherlaufende Volk nur dann erst drohende Bewegungen zu erkennen gab, wenn das Militär heranzog und es zu zerstreuen suchte; überall, wo kein Militär erschien, gingen nach einigem Umher-

wogen die Volksmassen auseinander, ohne irgend wo einen Exzeß oder Frevel zu verüben; der Militärdespotismus reizte dagegen die Gemüther. Das Militär hatte gegen 9 Uhr Abends den Ausgang der Brüderstraße gesperrt, da wo dieselbe am Schloßplatz ausmündet; während nun das Volk in dichten Massen sich nach der andern Seite der Straße wandte, sprengte ihm die Kavallerie mit verhängten Zügeln entgegen und hieb auf die unbewehrten Massen, die sich nicht bewegen konnten, ein. Dadurch kamen viele achtbare Bürger, die ihr Beruf in die Straße geführt hatte, ohne die geringste Schuld zu Schaden und wurden sogar ihres Lebens beraubt. Der Anblick dieser Metzelei war so entsetzlich, daß die Bewohner der Straße aus ihren Fenstern den wüthenden Soldaten ihren Unwillen zuriefen nnd hier und da ihre Thüren öffneten, um die Verwundeten bei sich aufzunehmen oder die Fliehenden vor den Säbelhieben der Reiter zu schützen. Die Soldaten gingen indeß in ihrer Erbitterung gegen die Bürger so weit, daß sie mit den Fliehenden in die Häuser drangen und sie hier noch mißhandelten und mordeten! —

Mußte nicht ein so furchtbares Schauspiel die friedlichsten Bürger mit Abscheu gegen den Soldaten erfüllen, der, wie ein wildes Thier, unter einer geduldigen Heerde würgte und wüthete!? Der Raum in der Brüderstraße, wo diese Gräuelscenen vorgefallen waren, sahe am folgenden Morgen wie ein blutgetränktes

Schlachtfeld aus, daher sich gegen 10 Uhr in der Wohnung des Justizraths Bergling mehrere sehr achtbare Bürger versammelten und über die einzelnen Ereignisse ein Protokoll aufnehmen ließen, welches mehr denn 50 ehrenwerthe Zeugen unterschrieben.

Man that von Seiten der Bürger alles, um ähnliche Auftritte zu verhüten, die Militärbehörde versprach Schonung, die Versprechungen aber wurden in keiner Weise erfüllt. Am folgenden Tage, den 16. März, gelangte die Bestätigung des schon am Abende zuvor in Berlin laut gewordenen Gerüchts von der am 13. in Wien ausgebrochenen Revolution an, wodurch der Grimm des Volks gegen den unerträglichen Militärdespotismus zu dem höchsten Grade von Erbitterung gesteigert wurde. Aber auch an diesem Tage wiederholten sich die Metzeleien der Soldaten, und zwar in einem Grade, der alle Vorstellungen von Grausamkeiten übersteigt.

Der 17. März verging ruhiger, er glich einem schwülen Gewittertage, an welchem man aus der Ferne Donner hört und mit banger Besorgniß die weißgrauen Wolken heranziehen sieht. Werden sie vorüber ziehen und unsere Fluren verschonen, oder werden sie sich über unsern Häuptern entladen? Wird ihr Ausströmen Segen bringen oder Verderben herabschleudern? — Eine Menge wüster Gerüchte durchkreuzten sich; in Magdeburg und Breslau, hieß es, sei das Volk Meister der Stadt geworden, in Erfurt,

in Stettin sei der Aufruhr ausgebrochen, die ganze Monarchie stehe in Flammen. Am Abende traf die Kölner Deputation ein. Wie ein Lauffeuer verbreitete sich die Nachricht: die Rheinländer kommen mit bestimmten Forderungen, mit der Drohung des Abfalls von Preußen.

Da kam Leben unter die Bürgerschaft, man beschloß abermals, den König durch eine Deputation um Gewährung dringender Wünsche: Preßfreiheit, Volksbewaffnung, Entfernung des Militärs aus der Stadt bitten zu lassen. —

Ein schweres Wetter zieht heran,
Sein nahgerücktes Brausen
Erfüllt mit Schrecken Jedermann —
Die langen, hohlen Pausen,
Die Wolken in dem Abendroth
Verbergen Feuer, Schmach und Tod. —

Der Gott, der alle Völker schuf,
Der wollte keine Knechte —
Er theilte Jedem den Beruf
Und Jedem Menschen-Rechte,
Die Freiheit jedem Volke mit,
Die nicht Tyrannen-Fesseln litt.

Der Bürger fühlt sich frei und groß,
Wie Deutschlands starke Eiche —

Es sprossen aus der Erde Schooß
Hellgrünend junge Zweige —
Die wachsen, wie der Eintracht Bild,
Dem Vaterland ein starker Schild.

Du junges Deutschland rege dich!
Auf! hebe deine Schwingen!
Es wird in Eintracht sicherlich
Dein kühner Flug gelingen. —
Der Freiheit Panner trag voran!
Wir folgen muthig Mann für Mann.

Und ziehen feile Söldner schon
Mit Trommeln, Hörnern, Flöten
Heran, um für den Knechtes-Lohn
Mit Blut das Schwert zu röthen;
Wir fürchten ihre Waffen nicht —
Der über uns hält sein Gericht.

Laßt wehen, was nur wehen kann,
Der Deutschen freie Fahnen!
Sie sollen jeden freien Mann
Zum muth'gen Kampfe mahnen,
Zum Kampfe, der die Kette bricht!
Denn Gott hält blutig sein Gericht.

Hinaus! hinaus ins Leichenfeld!
Fort zu den Barrikaden!

Der schwache Knabe zeig' als Held
Sich feilen Lohnsoldaten!
Die Freiheit ist der Braven Lohn,
Die deutsche Eiche grünet schon.

4.

Die Gährung in den Gemüthern des erbitterten Volks war auf's Höchste gestiegen; man hatte endlich von Seiten der Bürger seinen Zweck, Ruhe und Ordnung wieder herzustellen, am 18. März in soweit erreicht, daß Mittags das königliche Patent wegen beschleunigter Einberufung des vereinigten Landtags, so wie das Gesetz über die freie Presse, zwei Bestimmungen, welche allerdings geeignet waren, die erhitzten Gemüther zu beruhigen, erschienen. Um 1 Uhr strömte eine große Volksmasse nach dem Schlosse, brachte dem Könige, der aus dem Balkon heraustrat, ein Lebehoch, und gab durch allerhand Äußerungen der Freude seine Zufriedenheit zu erkennen, da erschien ein neu anrückender Haufe, meist aus höchst anständig gekleideten Männern bestehend, und brach in das Geschrei aus: „Fort mit dem Militär! wir brauchen in der Stadt keine Soldaten! Der König vertraue sich seinen Bürgern an!"

Das Getöse war so stark, daß man den Grafen von Arnim, der für den König sprach, nicht verstehen konnte, und im Allgemeinen nur so viel vernahm, daß der verlangte Abzug des Militärs vom Könige abgeschlagen worden sei. Sofort hörte man wieder dumpfes Murren; die Volksmassen vermehrten sich, und wogten in wilden Brausen hin und her. Mit einem Male kam von dem Platze, bei der Stechbahn, Kavallerie; Alles stürzte durch einander und suchte zu entfliehen, die Reiter aber setzten sich in Galop und hieben in die dichten Massen, die noch Nichts unternommen hatten, was das grausame Verfahren der Soldaten nur einigermaßen hätte rechtfertigen können; denn es würde unmenschlich genannt werden müssen, wenn man den Gebrauch der scharfen Waffe gegen die Bürgerlichen, die sich einmal vereinigten, um ihrem Oberhaupte in Masse seinen Wunsch oder Willen kund zu thun, entschuldigen wollte. —

Doch wir wollen nicht die Details der Berliner Märzrevolution, welche wir mit ihren grausamen Einzelnheiten in vielfältigen Schriften gelesen haben, in diesen Blättern wiederholen, sondern nur so viel herausheben, als zur bessern Verständigung unserer Geschichte erforderlich ist. Ganz Deutschland hat es laut ausgesprochen, daß sich das preußische Militär in den Tagen vom 13. bis 19. März dadurch, daß es seine Hände im Blute seiner Mitbürger, Väter und Brüder badete, mit unauslöschlicher Schande be-

deckt hat, was sich rücksichtlich des gemeinen Soldaten nur mit dem geistlosen maschinenmäßigen Gehorsame entschuldigen läßt, womit sich der rohe Bursche, wie ein dressirter Jagdhund, auf das Volk, auf den Leib seiner Brüder, hetzen läßt.

Der Würfel des großen Ereignisses war gefallen, das furchtbare Trauerspiel des Bürgerkriegs begann, und das Schlachten uud Metzeln, der Angriff und der Widerstand, mit einem Worte, der Kampf zwischen den Bürgern und Soldaten, wüthete 16 Stunden lang in höchster Erbitterung fort.

Es war in der 7ten Morgenstunde des 19ten März, als in der zweiten Etage eines kleinen Hauses der Oberwallstraße ein bejahrtes Ehepaar mit vier, größtentheils noch unerzogenen Kindern in einem anständig möblirten Zimmer saß und an einem großen Tische Kaffee trank, auf dem Sopha lag ein junger bleicher Mann mit verbundenem Kopfe, mit welchem sich zwei Männer, ein Arzt und ein Wärter, beschäftigten. Der Arzt befahl diesem, sich neben den Verwundeten zu setzen und ihm sogleich Nachricht zu geben, wenn er aus dem Schlafe, in welchen ihn der große Blutverlust, verbunden mit der Tage lang erduldeten Anstrengung versetzt habe, erwache; denn begab er sich zu der Familie, nahm eine ihm dargebotene Tasse Kaffee aus der Hand einer blühenden Jungfrau und sagte: Sehen Sie, Herr Palm! so weit ist es mit unserm Militärdespotismus gekom-

men; ich habe Erfahrungen gemacht, die mir alle Achtung vor diesem weit gerühmten Militairdienste geraubt haben. Der gemeine Soldat ist noch immer mehr Thier als Mensch, und hält mit dem französischen Soldaten keinen Vergleich aus. Was würde geschehen sein, wenn die 30,000 Mann ihren Führern, den Offizieren, erklärt hätten: „Führen Sie uns gegen die Feinde des Vaterlandes! Wir wollen für dieses und den König Blut und Leben lassen, aber wider die Bürger, unsere Brüder, fechten wir nicht, weil wir in unsern eigenen Eingeweiden nicht wühlen wollen!" Das Volk würde sich mit seinem Fürsten verständigt und dieser sich die Liebe des Volks erhalten haben!

Der Arzt zog die in der Nacht vom 18 — 19. März an seine lieben Berliner erlassene Proklamation des Königs aus der Tasche, und fuhr, sich an Herrn Palm wendend, fort: „Das Volk ist durch diese königlichen Worte bei weitem nicht beruhigt, vielmehr erst erbittert worden; denn es gehet aus der Proklamation deutlich hervor, daß es des Königs Wille und Befehl war, das Volk mit Waffengewalt zu bändigen. Am meisten mißfällt den Bürgern die Art und Weise, wie der König von dem Militär spricht. Er nennt sie meine tapfern und treuen Soldaten, meine Truppen, und giebt sich damit offenbar das Ansehen, als ob die Soldaten nur ihm und nicht dem Vaterlande Treue und Gehorsam schuldig wären, als ob sie ihm gegen die Söhne des Vater-

landes dienen müßten, während doch der Soldat nur im Solde des Vaterlandes, und nicht in den Privatdiensten des Fürsten stehet. Sehen Sie, Herr Palm! das Volk ist nicht mehr so dumm, daß es dies nicht einsehen sollte. So sehr ich unsern sonst gewiß guten und edeln König liebe, so wenig kann ich es über mich bringen, ihm eine solche Sprache seinem Volke, das er mit dem Heere beschützen, aber nicht knechten und vernichten soll, gegenüber zu vergeben.

Die Soldaten haben ihre Schuldigkeit gethan! erwiderte Palm, ich bin nicht mehr Soldat, und habe den Bürgern meine Gesinnungen dadurch kund gethan, daß ich neun Stunden lang auf den Barrikaden gegen das Militär gekämpft habe, aber deshalb kann ich keinen Groll gegen dasselbe haben. Der Soldat thut seine Schuldigkeit, indem er durch blinden Gehorsam seine Pflicht erfüllt; er hat dem Fürsten Treue geschworen und hält seinen Eid.

Ja, sagte der Doktor, — so lange er gegen äußere Feinde kämpft, oder gegen ein Raubgesindel, das die Sicherheit des Bürgers bedroht, aber der Kampf gegen die Bürger ist eine Todsünde, denn kann nicht der Fall vorkommen, daß ein Fürst ein Tyrann des Volks, daß er durch Leidenschaften, vom Hasse gegen das Volk ergriffen wird? Würde dann die Vernichtung des Volks in Folge solcher Leidenschaften durch das Militär nicht eben so eine Todsünde sein?

Während dieser harmlosen Unterhaltung, wo im ganzen Hause die tiefste Ruhe herrschte, erhob sich auf einmal ein lautes Getöse; man hörte im untern Hausflur Schläge und Stöße, das Aufschlagen von Thüren mit den Flintenkolben, und ehe man sich weiter verständigen konnte, kam das Dienstmädchen außer sich vor Schreck ins Zimmer gestürzt und bat um Hülfe und Schutz gegen die Soldaten, die ins Haus gedrungen wären und Alles in demselben umzubringen drohten.

Das wird ein Mißverständniß sein, sagte Palm aufstehend, ich will hinunter und mit den Leuten sprechen!

Nein, sprach der Arzt, bleiben Sie, lieber Herr! Trauen Sie dem gereizten Tiger keine Schonung zu! Lassen Sie uns das Zimmer verschließen und den Ausgang abwarten! Wir haben uns hier wie friedliche Leute verhalten und werden darum nichts zu fürchten haben, man muß die Gefahr nicht herausfordern!

Palm aber ließ sich, des Bittens und Flehens seiner Gattin und Kinder ungeachtet, nicht abhalten; er rannte ohne Kopfbedeckung aus dem Zimmer und die Treppe hinab, Eugenie, seine Gattin, eilte ihm in zärtlicher Besorgniß nach. Es scholl ein wüstes Geschrei von unten herauf, Anna, die ältere Tochter, hatte Mühe, ihre jüngern Geschwister, welche laut zu weinen anfingen, zu beschwichtigen, und der Doktor

mußte bei seinem auf dem Sofa liegenden Patienten bleiben, der sich mühsam aufrichtete und, wie aus einem tiefen Schlafe erwacht, die Umstehenden mit matter Stimme fragte: was passire und wo er sich befinde?

Das Dienstmädchen, welches sich mit Anna's jüngerer Schwester, einem lieblichen Mädchen von etwa 5 bis 6 Jahren beschäftigte, erzählte: sie habe das Frühstück holen wollen, aber kaum die Hausthür geöffnet gehabt, als sich eine Partie Soldaten hereingedrängt und im Hausflur allerhand Verwüstungen begonnen, die Thüren aufgeschlagen und die Gewehre geladen hätten, mit knapper Mühe sei es ihr gelungen, die Treppe zu erreichen.

Der Lärm im Hause schien sich gelegt zu haben. Anna sahe durchs Fenster und berichtete dem fragenden Jünglinge, der mit verbundenem Haupte auf dem Sofa saß: daß sich vor dem Hause ein ganzer Trupp Soldaten befinde, der, wie es schien, einige gefangene Bürger in seiner Mitte habe. Sie befahl dem Dienstmädchen, wieder hinunter zu gehen und den Vater heraufzurufen. Als Marie, so hieß das Mädchen, in den Hausflur kam, sahe sie Herrn Palm mit einigen Soldaten im harten Wortwechsel, rief ihn und zog ihn, die ihr drohende Gefahr nicht achtend, herein und wollte die Thür zumachen. Da fand sich, daß der Schlüssel verdreht war, die Soldaten drangen hinein und in demselben Augenblicke geschahe ein Schuß;

Palm stürzte getroffen zu Boden und seine Gattin mit ihm. Oben hatte man den Schuß im Hause gehört und eine entsetzliche Angst bemächtigte sich Anna's und ihrer Geschwister.

Der bleiche Jüngling wollte mit Gewalt aufstehen, selbst aus dem Zimmer gehen und konnte kaum von dem Arzt und Wärter zurückgehalten werden, aber Anna ließ sich nicht halten, schob die Geschwister zurück und flog aus dem Zimmer die Treppe hinunter. Bleich und mit wild rollenden Augen stürzte sie nach kaum einer Minute ins Zimmer zurück und sank mit dem Ausrufe der Verzweiflung: Gott! mein Vater! meine Mutter! vor dem Sofa, auf welchem der Kranke lag, nieder.

Der junge Mann war jetzt nicht mehr zu halten. Er schleuderte den Doktor und Wärter vom Sofa fort, hieß ihnen in einem gebietrischen Tone hinunter zu gehen und nach Herrn Palm zu sehen, und hob das todtbleiche, schöne Mädchen, seiner Wunden und Mattigkeit ungeachtet, auf das Sofa, wo er sich bemühte, dasselbe ins Leben zurückzurufen.

Die drei kleinern Kinder des Herrn Palm weinten, und der Arzt und der Wärter schritten vorsichtig und jeden Augenblick einen Schuß fürchtend, die Treppe hinunter. Im Hausflur lagen, wie sie von der Treppe aus sehen konnten, ein männlicher und ein weiblicher Leichnam, das Palm'sche Ehepaar, um

welche mehrere Menschen, darunter auch einige Soldaten, standen.

Es drangen frische Soldaten ins Haus und verlangten von den im Hausflur Versammelten im gebieterischen Tone: daß sie die Todten fortbringen sollten. Heraus ihr Hunde, schrieen einige Soldaten, schafft eure Todten fort! Dabei trieben sie die armen Leute aus dem Hause hinaus, den Doktor und den Wärter mit. Auf der Straße lag ein todter Knabe, welchen man ins Haus trug. Der Arzt bat die Soldaten flehentlich, die beiden Leichen des Palm'schen Ehepaars nach ihrer Wohnung tragen zu dürfen und gerieth mit den hartherzigen Burschen, die keines Gefühls fähig waren, in einen heftigen Wortwechsel, der gewiß mit seiner eigenen Niederlage geendigt haben würde, wenn nicht ein Offizier gekommen wäre, welcher mit Menschenfreundlichkeit das Verlangen gestattete. Er hörte den Arzt ruhig an, wie er ihm das Ereigniß erzählte, und suchte zu ermitteln, wie das Palm'sche Ehepaar umgekommen sei, aber die Soldaten, welche sie erschossen hatten, waren fort und die noch anwesenden wußten nur so viel, daß er, Palm, einem Soldaten, der auf einen Bürger angelegt, das Gewehr entrissen, daß in diesem Augenblicke ein Anderer geschossen und mit seinem Schusse den Mann und die Frau, (das Palm'sche Ehepaar meinend) niedergestreckt habe. Der Offizier begab sich selbst mit in die Palm'sche Wohnung und suchte die immer

noch mit gebrochenen Augen auf dem Sofa liegende Anna in Gemeinschaft mit dem Arzte zu beleben. Letzterer ließ die Leichen bei Seite bringen, um von dem unglücklichen Mädchen, wenn es erwache, einen Schreck zu entfernen, der es dem Wahnsinne oder Tode preisgeben könne.

Inmitten dieser entsetzlichen Scene entspann sich eine neue Verwirrung. Man hörte aus der Ferne Kanonendonner und Gewehrfeuer, und die Nachricht, daß die Bürgerschützen, welche sich an der Mündung der neuen Königsstraße verschanzt hätten, gegen das Militär ein wirksames Feuer unterhielten, rief alle Soldaten aus dem Hause.

Als der Offizier den bleichen jungen Mann erblickte, welcher das schöne blasse Mädchen in seinen Armen hielt und seine Schläfe rieb, trat er erschrocken zurück und rief aus: Wie, Herr Baron! Sie leben noch? —

Er konnte jedoch die Antwort des Jünglings nicht abwarten, denn ein anderer, jüngerer Offizier stürzte ins Zimmer und machte ihm eine Meldung, worauf sich beide Offiziere eiligst entfernten.

Der Doktor hatte alle Hände voll zu thun, ehe es ihm gelang, die zum Tode ohnmächtige Anna ins Leben zurückzurufen und den verwundeten Jüngling in eine solche Lage zu bringen, wo er seine schweren Wunden kunstgerecht verbinden konnte.

Inzwischen hatte der Kampf zwischen den Bürgern und Soldaten überall aufgehört; der König hatte Befehl gegeben, daß die Truppen sich zurückzögen und ein lautes Geschrei: Volksbewaffnung! Volksbewaffnung! ertönte in den Straßen. Man erzählte sich: der Prinz von Preußen sei bei der Nachgiebigkeit des Königs und bei dessen ausgesprochenem Befehle, daß sich die Truppen zurückziehen sollten, im hohen Grade entrüstet gewesen und durch diese gegen das Volk kund gegebenen Gesinnungen habe er des Volkes Liebe verwirkt. — Verständige Männer behaupteten später: Wenn der Prinz von Preußen mit seiner Strenge durchgedrungen wär' und mit dem vielen Geschütz das Volk hätte niederschießen lassen, so würde sich das Militär behauptet und den Aufruhr gedämpft haben, aber würde ein solches Verfahren den immer so innig und wahrhaft geliebten König beruhigt, würde es ihn nicht in der Geschichte als einen furchtbaren Despoten, als einen Tyrannen oder Wüthrich dargestellt haben, statt daß er jetzt groß durch seine Liebe zum Volke, groß durch seine Weisheit und Tugenden ein Stern an Deutschlands Himmel prangt!

Noch kurz vorher, ehe der König Befehl zum Zurückziehen der Truppen gab, und als er noch auf die Stärke und Überlegenheit derselben pochend das Zurückziehen an die Wegräumung der Barrikaden knüpfte, hatte der Dr. Neumann, welcher sich unter

der den König um Entfernung des Militärs bittenden Deputation befand, dem Könige die kühne aber schöne Antwort gegeben: Ein Sieg, Majestät, wäre hier einerlei mit einer Niederlage! Und der menschenfreundliche, hochherzige Fürst hatte diese freimüthige Äußerung nur gnädig aufgenommen und den Befehl zur Entfernung der Truppen ausgesprochen.

Die Truppen waren unter gedämpftem Trommelschlage mit Choralmusik ab-, und, von einem unermeßlichen Volkshaufen begleitet, nach ihren Kasernen gezogen, das Volk wogte beruhigt zurück und würde sich ruhig in seine Wohnungen verfügt haben, denn es war, wie die todtmüden Soldaten, welche mehrere Tage und Nächte lang in den Straßen umhergehetzt, verhungert und verdürstet waren, von den ungeheuern Anstrengungen im höchsten Grade erschöpft; aber zwei große, heilige Pflichten waren zu erfüllen und litten keinen Aufschub. Die Bürger mußten sich, um die Wachen beziehen und überall mit Nachdruck Ordnung herstellen zu können, bewaffnen und ihre Todten fortbringen. Noch an demselben Tage sahe man die Leichen der im Kampfe gefallenen Bürger auf offenen Wagen und Bahren, mit Kränzen und Blumen geschmückt in das Schloß bringen, wo der Anblick ihrer Wunden einen furchtbar schauerlichen Eindruck machte. Der König und die Königin, welche vom Volke stürmisch gerufen wurden, mußten, obschon Letztere sehr leidend war, dieses entsetzliche Schauspiel mit an-

sehen und der Minister, Graf v. Arnim, war nur im Stande, einige Worte an die immer noch aufgeregte Menge zu richten und ihr die wohlwollenden Gesinnungen der Majestät kund zu thun.

Schon hatte sich das königliche Paar, dem man die Ermattung und Abspannung der Kräfte in Folge mehrerer schlafloser Nächte ansahe, zurückgezogen, und der genannte Minister seine Rede vollendet, als ein junger Mann, dessen bleichen Gesichtszügen und wild blitzenden Augen man den Kampf der vergangenen Nacht ansahe, auf den Schultern einiger Anderen ruhend, seine Stimme erhob und den Minister anrief: Das Volk verlangt vor allen Dingen Waffen, damit es sich vertheidigen kann und nicht wehrlos gemordet wird!

Das Militär hat sich, sprach der Graf, auf Sr. Majestät Befehl zurückgezogen, das Volk hat keinen Angriff zu fürchten und kann ruhig an seine Geschäfte gehen!

Das Volk verlangt, fuhr der bleiche junge Mann fort, die Thronentsagung des Prinzen von Preußen!

Das war dem edeln Grafen zu viel; er verbeugte sich und verließ ebenfalls den Balkon.

Der bleiche Jüngling, welcher zwei Mal so kühn gesprochen hatte, wurde als Leiche fortgetragen, denn die gegen das Verbot des Arztes unternommene Anstrengung hatte den Geist seiner Kräfte erschöpft und von zwei Männern getragen lag der schlanke Körper

regungslos da und das stolze Haupt hing schlaff herab. —

Wir führen unsere Leser wieder nach der Oberwallstraße in die Palm'sche Wohnung, wo Anna aus ihrem Scheintode zwar erwacht, aber immer noch in einem Zustande war, der ihr volles Bewußtsein und die Erinnerung an das Geschehene gefangen hielt. Sie stand von der Frau eines Tapeziers, der mit auf demselben Flur wohnte, unterstützt am Fenster und starrte bleich und stumm durch die Scheiben auf die Straße hinab, wo noch immer große Volkshaufen vorüber wogten. Auf einmal schrie sie laut auf, drückte beide Hände gegen die Stirn und rief aus: Da bringen sie ihn! da bringen sie ihn! sagte ich's nicht, daß er sterben würde? —

Man brachte den bleichen jungen Mann getragen, der in der Palm'schen Wohnung schwer verwundet auf dem Sofa gelegen und später am Schlosse gesprochen hatte; er hatte sich, als Anna aus ihrem Todesschlummer erwacht und ihm die Kunde zu Ohren gekommen war, daß sich das Volk vor dem Schlosse versammelt und den Abzug des Militärs verlangt habe, des ärztlichen Widerspruchs ungeachtet nicht halten lassen, war aber auf der Straße vor Erschöpfung nieder gesunken und von einigen Männern auf den Schultern getragen worden. Jetzt trug man ihn todt fort.

Anna kannte den Jüngling nicht, aber sein großes Herz, seine Theilnahme und seine schöne Gestalt und einnehmende Gesichtsbildung hatten einen wunderbaren Eindruck auf des Mädchens Gefühl gemacht. Sie hatte, seitdem sie aus dem Zustande der Ohnmacht und des Starrkrampfes, in welchen sie bei der Nachricht von dem plötzlichen Tode der geliebten Eltern gerathen, erwacht war, noch kein Wort gesprochen, beim Anblick des todten jungen Mannes, den man auf der Straße daher trug kehrte ihr volles Bewußtsein und mit demselben der Gebrauch der Sprache zurück. Sie befahl ihrem Mädchen, ein paar Männer zu holen, ließ durch dieselben die geliebten Leichen ins Zimmer bringen und schmückte sie mit Blumen, besahe die Wunden und ließ es geschehen, daß der Tapezier mit seiner Gattin die nöthigen Vorkehrungen zur Beerdigung traf. Anna fühlte tief, was sie und ihre jüngern Geschwister verloren hatten, sie standen schutzlos als Waisen da und fanden nur kurze Linderung ihrer Schmerzen in den vielen Thränen, die sie um die geliebten Eltern weinten. Aber die verhängnißvolle Zeit und ihre großen Ereignisse wirkten wunderbar auf das zarte Gemüth der kaum erblühten Jungfrau. Anna ermannte sich, nahm sich ihrer Geschwister an, besprach sich mit den Freunden ihrer Eltern über die Art und Zeit der Beerdigung derselben und hatte eine Energie des Geistes erlangt, die man von einem Mädchen so zarten Alters kaum erwarten konnte.

Die Ereignisse waren aber auch so gestaltet, daß man über ihrer Größe und Wichtigkeit die eigenen Sorgen und Interessen vergessen, wenigstens dieselben in den Hintergrund des Gedächtnisses schieben mußte.

Sie ließ sich, da sie lange nicht aus dem Hause gekommen war, von einer Freundin bereden, einen Ausgang zu machen, und nahm lebhaften Antheil an den Ereignissen des Tages. Berlin hatte, als Anna auf die Straße kam, eine ganz andere Physiognomie angenommen. Überall flatterten schwarz-roth-goldene Fahnen, Jedermann trug Kokarden von derselben Farbe und an den Wänden der öffentlichen Gebäude sahe man unzählige Anschläge verschiedenen Inhalts. Hatte vorher Niedergeschlagenheit im Volke geherrscht, hatte man nur traurige Gesichter gesehen, nur Klagen und Seufzen gehört, so vernahm man jetzt überall ein fröhliches Jauchzen und einen Jubel, der sich allen Ständen und allen Altersklassen mittheilte. Das Militär war abgezogen, die Bürger hatten sich bewaffnet, andere, beliebte Männer waren an die Stelle der dem Volke verhaßten Minister Savigny, Uhden, Stolberg, Eichhorn, Rohr ꝛc. gerufen, und klangvolle Namen wurden als die Männer des Volks genannt, welche geeignet schienen, das Vertrauen zwischen Volk und Fürst wieder herzustellen. Ein Maueranschlag, größer als alle andern, fiel in die Augen. Es war ein Aufruf zu Beiträgen, um Fonds zur Unterstützung der Hinterlassenen der im Freiheitskampfe Gefallenen

zu bilden. Da dachte Anna zum ersten Mal mit Entsetzen an ihre und ihrer Geschwister hilflose Lage. Der Vater hatte zwar, das wußte sie, das Vermögen der Mutter sicher untergebracht, aber wie konnte dasselbe zu ihrer Ernährung hinreichen, da es nicht von Erheblichkeit war und nun gewiß unter vormundschaftliche Verwaltung kam! In der Kasse des Vaters hatten sich einige 40 Thaler vorgefunden, wie sollte nun die Beerdigung der geliebten Leichen bewirkt werden! —

Doch der Himmel half. Am 20. schon überbrachte ihr eine Bürger-Deputation 200 Thaler, und erklärte: die Beerdigungskosten außerdem übernehmen zu wollen. Die Jungfrau athmete freier, der Tapezier, ein anerkannt redlicher Bürger, ward der Palmschen Kinder Vormund, und Anna konnte sich unbesorgt der bittersüßen Freude überlassen, die geliebten Eltern noch im Tode zu schmücken. Den 22. März sollten die Gefallenen in dem sogenannten Friedrichshaine feierlich beerdigt werden. Mit Wehmuth dachte die geliebte Tochter daran, daß die Eltern in ein großes gemeinschaftliches Grab mit den andern Todten gesenkt werden würden, und ein schwerer Kummer lagerte auf ihrer Seele bei dem Gedanken, der Eltern Grab nicht abgesondert in einem geweihten Friedhofe besuchen, nicht auf dem Hügel weinen zu können, unter welchen die geliebten Hüllen allein ruhten. Aber auch diese Sorge schwand, der brave Vormund,

wohl wissend, daß Palm ein alter verdienter Krieger, daß er Invalid und im Genuß einer kleinen Pension gewesen war, hatte die Beerdigung des Palm'schen Ehepaars auf dem Invaliden-Gottesacker ausgewirkt, und am Abende des 21. März wurden alle drei Leichen dort eingesenkt.

Die Beerdigung würde als eine glanzvolle Ceremonie bewundert worden sein, hätte nicht die Tags darauf folgende, mit großem Gepränge ausgeführte, in allen öffentlichen Blättern beschriebene, feierliche Beerdigung der gefallenen Bürger ihren Glanz verdunkelt. Um so mehr sei es uns vergönnt, die feierliche Bestattung der Leichen des Palm'schen Ehepaars und des etwa 12jährigen Knaben, dessen Herkunft man bis dahin noch nicht hatte ermitteln können, näher zu beschreiben!

Von vier Jünglingen getragen, eröffnete den Zug der kleine, mit Blumen geschmückte Sarg, welcher die Leiche des Knaben enthielt. Ihm folgten zwölf weißgekleidete, zarte Jungfrauen, eine Doppelkette von Blumenguirlanden tragend, sowie eben so viel Jünglinge mit von Blumen umwundenen weißen Stäben. Diesem ersten Zuge schlossen sich die beiden Särge des Palm'schen Ehepaars an. Den Sarg des Mannes trugen zwölf Invaliden, den der Frau eben so viel Bürger; der erstere wurde von einer Doppelreihe schwarz gekleideter Männer, der zweite von eben so viel Frauen in Trauerkleidern begleitet; hinter den

beiden Särgen gingen die vier Kinder, Anna in der Mitte der beiden ältern, das Dienstmädchen das jüngere an der Hand führend. Beide Särge strotzten von Blumen und Blumengewinden, und eine große Menge Volks wogte den Zügen nach bis auf den Friedhof, wo eine Reihe Invaliden die militärischen Trauerehren darstellte. Die Leichen der beiden Ehegatten wurden in ein gemeinschaftliches Grab gesenkt, und ein schönes eisernes Kreuz schmückte den Hügel, ein sinnigeres Denkmal der bessern Zukunft vorbehaltend.

Gern wär' Anna am Tage darauf, am 22. März, dem großen Zuge gefolgt, welcher die Leichen der gefallenen Freiheitskämpfer zu dem großen gemeinschaftlichen Grabe führte, aber wie hätte es die zarte Jungfrau unternehmen mögen, sich in ein Gewühl von Menschen zu stürzen, das an massenhafter Größe die Hauptstadt noch nie gesehen hatte! Sie setzte sich um die Zeit der feierlichen Beerdigung, mit den drei Geschwistern an den großen Familientisch und gedachte der geliebten Eltern und betete, bei dem Getön der Glocken, zum Vater der Liebe, daß er sie bald vereinigen möge mit den Seelen der theuern Eltern, und daß er ihr Kraft verleihe, des Lebens rauhe Stürme zu ertragen. Nur bisweilen sahe sie durchs Fenster, aber die Straßen waren wie verödet, die Häuser wie ausgestorben und die Spuren der Verwüstung ließen sie zurücktreten. Da ward es lebhaft

vor dem Hause, der Hufschlag mehrerer Rosse ließ sich vernehmen und ein Blick durchs Fenster ließ sie einen kleinen Trupp Reiter erkennen, die im Trabe dahin flogen. Es schienen Studenten oder andere junge Leute aus gebildeten Ständen. In der Mitte ritt ein stattlicher Jüngling auf einem brausenden Goldfuchse, er parirte einen Augenblick das schöne, kräftige Thier, blickte hinauf zu ihr und grüßte freundlich, die Hand an die Stirn legend. Eine Thräne rann aus ihren Augen und ihren bebenden Lippen entschlüpfte ein leises Ach! — Sie saß in Schmerz und Kummer, in tiefe Trauer versunken dem Andenken an die geliebten Todten sich hingebend. Ach! sie war so jung! die Reiter auf der Straße schienen so heiter und fröhlich, und nur sie konnte sich nicht freuen, ihre Freuden, ihre Hoffnungen und Wünsche ruhten im Grabe.

Das Leben ist ein Morgenroth,
Ein frohes, kurzes Wachen —
Die Wolke führt den blassen Tod
Herbei im sichern Nachen.
Der Mittag und der Abend bringt
Die Wonne, die in Herzen dringt.

Es schleicht so heimlich und so sacht
So unverhofft, wie Diebe,

Sich um die grause Mitternacht
In's junge Herz die Liebe —
Die Liebe wird auf kleinem Raum
Aus zartem Keim ein großer Baum.

Der Vater schläft, die Mutter ruht,
Sie liegen Beid' im Grabe —
Die Erde hat der Eltern Gut,
Der Kinder einz'ge Habe,
Im Tode mit dahin gerafft —
Wer ist, der Kleid und Nahrung schafft?

Die Liebe ist's, die Alles schafft,
Die sich zum Herzen findet,
Die Mutterforg' und Vaterkraft
Um zarte Waisen windet,
Die Liebe, die der jungen Braut
Herzinniglich ins Auge schaut. —

Willkommen sei uns, Götterkind!
Willkommen junge Liebe!
Des Lebens stärkste Fäden sind
Des warmen Herzens Triebe,
Mit Liebe schuf des Schöpfers Hand
Der Erdenbürger Vaterland.

Laßt uns der guten Eltern Leib
In Liebe zwar begraben!

Doch Liebe sollen Mann und Weib
In höchster Fülle haben.
Die Liebe ist der reichste Schatz —
Er bietet jeder Noth Ersatz.

5.

Die Todten waren begraben, das Gras auf ihren Gräbern verbleicht, der Herbst trieb die fallenden Blätter über sie hin und die Bäume starrten entlaubt mit ihren schmucklosen Ästen und Zweigen zum Himmel empor. Noch immer erschienen fast täglich auf dem Friedhofe der Invaliden die vier Waisen, wie wir sie in der Einleitung zu dieser Erzählung bezeichnet haben, und verweilten bald länger bald kürzer an dem Grabe des Palm'schen Ehepaars, dasselbe mit herbstlichen Blumen schmückend und sich dann mit thränenden Augen unter tiefem Schweigen entfernend. Ein tiefer Schmerz ruhte auf dem bleichen aber bildschönen Gesicht Anna's, welche größer und voller geworden war und die drei Kleinen mit mütterlicher Zärtlichkeit leitete.

Der Winter nahte und mit ihm für Berlin ein Zustand, der ihm zur Strafe dienen sollte für den Frevel, den es seit den verhängnißvollen Märztagen unausgesetzt verübt hatte. Der Belagerungszustand lähmte alle Kräfte der Bürger, alles sichtbare Leben des sonst so heiter gestimmten Berliner Volks. Die Stadt, von massenhaftem Militär angefüllt, war todtenstill, die Bevölkerung ruhig und besonnen, ertrug die Schmach der Belagerung mit stiller Ergebung, mit einem Muthe, dem man es ansahe, daß er die kalte Decke eines glühenden Hasses, eines verborgenen Feuers war, das sich beim kleinsten Sturme wieder Luft machen würde. Die angesehensten Familien hatten die Stadt verlassen und die schönsten und theuersten Quartiere standen leer oder waren von hohen Offiziers bewohnt.

Am 24. Dezember schritten des Nachmittags die vier Palm'schen Waisen nach dem Invaliden-Gottesacker und brachten den geliebten Eltern mit grünen Kränzen und theuer erkauften Blumen ein Christgeschenk.

Seht, sagte Anna zu den drei Kleinen, als sie das Grab geschmückt hatte, heute ist überall Christbescheerung! Diese Kränze und Blumen bescheeren wir den lieben Eltern! Wenn wir zu Hause sind, freuen wir uns, daß wir das haben ausführen können und sind zufrieden, wenn wir auch nichts haben.

Das junge Mädchen wurde hier im Weitersprechen von einem Greise gestört, der mit einem Orden an der Brust und von einem betreßten Diener begleitet an ihrer Seite stand und sie fortwährend mit scharfem Blick betrachtete. Sie winkte den Geschwistern und wollte gehen, da trat ihr der alte Krieger in den Weg und sagte: Wer ruht unter diesem Hügel da?

Unser Vater! antwortete Anna.

Darf ich nach seinem Namen fragen? sprach der Alte.

Anna nannte ihn. Er zitterte bei dem Worte Palm, ergriff des Mädchens Hand und ließ sich erzählen, was sie von ihren Eltern wußte.

Kommt, Ihr Kinder! sprach er dann, als er die kurze Erzählung Anna's angehört hatte, ich werde Euch in Eure Wohnung begleiten, wo Ihr erfahren sollt, wer ich bin und was ich Euch künftig sein werde.

Der Greis schien, dem Äußern nach, ein alter verdienter Offizier zu sein und Anna fühlte sich von einer so hohen Achtung und Ehrfurcht zu ihm hingezogen, daß sie gern seinem Wunsche entsprach.

In ihrer Wohnung angelangt erfuhr Anna, was sie nie geahnt, nie gewußt und nie zu erfahren gehofft hatte, denn der Alte war kein Anderer, als ihr Großvater, der Major v. Wohl, der jetzt das junge blühende Mädchen als seine Enkelin an sein Herz drückte

und ihr alles dasjenige umständlich mittheilte, was unsern Lesern bereits bekannt ist. Seine Gemahlin war längst gestorben und er lebte einsam, im Besitz von Reichthümern, auf Blüthenthal, und war nach Berlin gekommen, um seinen Neffen, der im März schwer verwundet worden war und bei einem alten Freunde krank gelegen hatte, auch noch nicht völlig hergestellt war, abzuholen.

Wißt Ihr was, Kinder! sagte der Major, dem es in dem freundlichen Stübchen unter so lieben Kindern recht behagte, — Ihr fahret mit mir morgen nach Blüthenthal und bleibt bei mir! Euer Kram wird nicht viel werth sein. Heute halten wir hier Christbescheerung, zu welcher mein Johann den Neffen holen mag, der nur noch ein wenig schwach ist und hinkt!

Der Bediente mußte eine Droschke nehmen und den Neffen herbeiholen. — Aber wie wunderte sich der Major, als der junge Mann die blühende Jungfrau Anna als eine Bekannte begrüßte, die Kinder umarmte und sein langes Ausbleiben mit schwerer Krankheit entschuldigte. Gustav v. Wohl, seines Bruders Sohn, der in Berlin studirt hatte und im März schwer verwundet worden war, mußte erzählen, erzählte aber mit solcher Zerstreuung, mit solchen Feuerblicken auf Anna, welche erröthend die großen blauen Augen senkte, daß der Major der Erzählung mit den Worten ein Ende machte: Nun 's ist gut,

Kinder, ich weiß genug! Laßt uns diesen Abend, dem Belagerungszustande zum Trotz, recht heiter und vergnügt sein! Morgen früh mit dem zweiten Zuge bringt uns der Dampfwagen wieder zusammen, in Blüthenthal aber wird Alles aufs Reine gebracht, was etwa noch dunkel ist.

Der Alte hielt Wort, denn schon am 1. April 1849 feierte er zwischen Gustav Wohl und Anna das Fest der Verlobung und machte eine Schenkung, in welcher er seine beiden Güter sowie sein sämmtliches Vermögen dergestalt theilte, daß einen Theil Gustav und Anna, den andern die drei jüngern Geschwister erhalten sollten. Der Verlobung wohnten der Vormund der vier Waisen, der brave Berliner Tapezier, und der Prediger des Orts bei. Als man bei Tafel saß und fröhlich zechte, fuhr ein Herr in einem einspännigen Kabriolet vor. Der Major machte einen Fensterflügel auf und rief den Herrn mit den Worten herein: Nur herein, Herr Werner! heute werden Geschäfte gemacht!

Der eintretende Herr stutzte, als er die kleine Gesellschaft erblickte; als er aber Platz genommen hatte, eröffnete er der Gesellschaft, daß er die vier Geschwister schon gesehen, sie auf dem Invaliden-Kirchhofe in Berlin betrachtet, und von dem Todtengräber Einiges von den Schicksalen ihrer Eltern gehört habe. — Jetzt erfuhr der brave Weinhändler, der seinen Wein nicht in Magdeburg kelterte, sondern mit

einem ehrlichen deutschen Traubengewächs handelte, die ganze Geschichte, wie wir sie unsern Lesern erzählt haben.

Es säuselt der Abendwind in den Lüften,
Es rauscht in den Blättern wie Geistergesang, —
Die Blümlein zittern auf Todtengrüften,
Und die Sterne leuchten im Schattengang; —
Der Mond mit seinem falben Schein
Versilbert am Abend den Leichenstein.

Noch ziert das Kreuz den grünen Hügel,
Wo sich der Blüthenkelch bewegt,
Um den mit seinem bunten Flügel
Der Falter sich, genießend, regt —
Doch Niemand bleibt am Grabe stehn,
Um jene Waisen zu besehn.

Weit sind die Kinder in die Ferne
Gezogen, weit nach Sachsenland —
Noch brächten Blumen sie so gerne
Den Eltern mit der kleinen Hand.
Nur die Erinn'rung bindet fest
Die Liebe, die sich nie verläßt.

6.

Die Geschichte der **Waisen** ist zu Ende; sie war dies schon im vorigen Jahre, als wir die ersten Bogen schrieben und Seite 2 bemerkten, daß man damals und vielleicht noch heute auf dem Friedhofe der Invaliden oft vier liebliche Kinder zwischen den Hügeln der Entseelten einherwandeln und an einer Stelle trauernd weilen sehn, wo ein kleines Kreuz ein Grab bezeichne.

Seitdem ist über ein Jahr vergangen, man sieht weder die vier Kinder mehr, noch erfährt man, wo die beiden Gräber sein mögen, denn wie hätte in der damaligen Zeit ein so gewöhnliches Ereigniß die Neugierde der Berliner fesseln können, die täglich neue und für sie wichtigere Ereignisse erlebten?

Nach der Verlobung reiste der Major mit den vier Waisen und seinem Neffen nach Sachsen, wo er zwischen Naumburg und Weimar ein Landgut besaß, das in einer der romantischsten Gegenden des Saal- und Ilmthales liegt. Als sie nach Kösen kamen, wo sich der Greis einige Zeit aufhielt, um das in neuerer Zeit berühmt gewordene Mineral- und Soolbad zu benutzen, trafen sie im Gasthofe zum muthigen Ritter, wo sie logirten und gewöhnlich Mittags an der Table

d' hotes speisten, eines Tages einen schon bejahrten mit Narben im Gesicht bedeckten Mann in Gesellschaft eines kaum sechzehnjährigen Mädchens und eines Jünglings, der etwa zwei Jahre älter sein mochte. Der alte Herr schien, seiner militärischen Haltung nach, ein Krieger zu sein und unterhielt sich mit seinen beiden jungen Begleitern in französischer Sprache. Mochten sie nun glauben, der Major mit seiner Begleitung verstehe diese Sprache nicht, oder hatten sie keine Ursache, ihre Familienverhältnisse zu verheimlichen, genug, der alte Herr sagte, als ziemlich abgespeist war: Nun Kinder, haben wir noch einen tüchtigen Weg vor uns, den wir nur zu Fuß machen können. Wir besteigen die Rudelsburg und besuchen dann das romantisch gelegene Kreipitsch, wo in der Jugend Euere Tante Eugenie, meine selige Schwester, gelebt, und in tiefer ländlicher Einsamkeit dennoch einen vortrefflichen Mann gefunden hat.

Der Major hatte dieselbe Absicht, redete den Fremden an und erbot sich, ihm mit den Seinigen Gesellschaft zu leisten. Als sie in dem Kahne waren, in welchem sie über die Saale fuhren, nahm der Major Anna's Hand, zeigte mit seinem spanischen Rohre nach den Thurmspitzen des hoch auf dem Berge gelegenen Saaleck und sprach: Siehe, Anna! Das ist Saaleck, dort jene Thurmspitze ist Kreipitsch, wo sich dein Vater und deine Mutter zuerst gesehen haben, wie du mir erzählt hast. Wir wollen sehen, ob wir

die Laube finden, wo einst dein Vater im Traume deine Mutter sah, und wo sie sich dann wirklich fanden und liebten. Anna nickte mit dem Kopfe und sagte: Wie Du doch vergessen bist, Onkelchen! Es war ja nicht in einer Laube, wo sich meine guten Eltern trafen oder vielmehr wo mein Vater zuerst träumte, nein da saß er im Garten auf einer Bank an einem Teiche, in welchem schöne Fische, Goldforellen spielten. Da träumte ihm, er sei in Berlin auf seinem Zimmer, es klopfe Jemand, er rufe: Herein! und eine schöne junge Dame mit mir, der kleinen Anna, auf den Armen, öffne die Thüre und trete bei ihm ein.

Aber, fragte der Major, wo war es denn, daß Palm, dein Vater, ein Mädchen singen und die Guitarre spielen hörte?

Das war in einer Laube oder vielmehr neben einer solchen, auf einer Stelle, wo sich eine Rosenhecke befand!

Der fremde Herr redete während dem mit dem Jünglinge eine Minute lang polnisch, dann wendete er sich an den Major und fragte deutsch: Sie werden, wie es scheint, nicht sogleich mit nach der Rudelsburg kommen?

O ja, antwortete der Gefragte, ich wollte nur meine Enkel da auf das Dorf Kreipitsch aufmerksam machen, wo einst ihre seligen Eltern glücklich waren, indem sie sich daselbst zum ersten Male sahen.

Gott! sagte der Fremde und that einen tiefen Seufzer, das sind oft angenehme oft traurige Erinnerungen, das Grab meiner Gattin befindet sich auf dem Friedhofe eines kleinen Dörfchens bei Nancy in Frankreich, wohin ich nie, nie wieder kommen werde.

Sie sind ein Pole, Herr Kamerad? fragte der Major, und kommen wahrscheinlich aus Frankreich, um wieder in ihr Vaterland zurückzukehren?

Ich sollte schon dort sein, sprach der Fremde, vielleicht aber ist's so besser!

Während dieses kurzen Gesprächs war der Kahn gelandet und ein Wagen stand am Ufer bereit, welcher die kleine Reisegesellschaft nach Kreipitsch bringen sollte. Da sie aber alle erst die Rudelsburg zu sehen wünschten, so ward der Weg nach dieser Ruine gewählt. Über eine Stunde lang verging mit dem Besehen der wenigen Merkwürdigkeiten und der desto anziehendern Aussicht nach dem reizenden Saalthale, wo man rechts die Stadt Naumburg mit ihren sie im Halbkreise umschließenden Felsen und Weinbergen, dann das Freiburger Schloß und die hohen Felsberge bei Schul-Pforta sehen konnte.

Das ist der Himmel Frankreichs! rief der Fremde begeistert aus. Seine beiden jungen Begleiter weinten, küßten den Alten und das Mädchen sagte: O, in Lithauen soll es auch schön sein, sagte immer Peter, laß uns Frankreich vergessen, ich liebe das Land nicht, wo so unruhige Menschen wohnen.

Herr, sagte der Major, es sind theils von Ihnen, theils von den beiden jungen Leuten da so verdächtige Reden gefallen, daß ich Sie um eine nähere Erklärung und um Nennung Ihres Namens und Standes ersuchen muß. Lassen Sie uns bei einer Tasse Kaffe von Ihnen hören: wer Sie, wer diese jungen Leute sind, und ich wette, wir werden noch mehr, als Freunde werden!

Der Fremde ließ sich nicht lange nöthigen; er setzte sich an einen großen runden Tisch, die Übrigen vor sich im Halbkreise überschauend und begann:

Ich bin, wie Sie bemerkt haben werden, ein Pole. Mein Vater Horatius v. Silewski besaß in Lithauen ein schönes Landgut und trat, beim Ausbruch der Insurrektion im Jahr 1830 als Obrist in die Reihen der für das Vaterland und dessen Freiheit begeisterten Polen. In der Schlacht bei Ostrolenka fand er einen ruhmvollen Heldentod, ich aber, damals ein Jüngling von 23 Jahren wurde mit Wunden bedeckt in einem bewußtlosen Zustande fort bis nach Frankreich gebracht, wo man die unglücklichen Polen gastlich aufnahm. Ich hatte eine einzige Schwester, Eugenie, die ein Verwandter mit sich nach Sachsen nahm, weil das väterliche Besitzthum in Lithauen dem Staate, nämlich Rußland, verfiel. In Frankreich lernte ich ein braves Mädchen, die Tochter eines Kaufmanns aus Nancy, kennen, der eine schöne ländliche Villa in der Nähe der genannten Stadt besaß, diese

heirathete ich, erzeugte mit ihr diese beiden Kinder, und wohnte bis jetzt dort. Als ich hörte, daß mein väterliches Stammgut der Familie zurückgegeben werden sollte, entschloß ich mich zur Rückkehr mit meinen Kindern und treibe mich nur darum in Sachsen noch umher, weil ich gern erfahren möchte, wo sich meine Schwester befindet, und ob sie überhaupt noch am Leben ist. In der Gegend von Naumburg muß sie einst gelebt haben; denn in Paris erhielt ich ihren ersten und letzten Brief mit dem Poststempel Naumburg, den ich aber leider verloren habe. Jetzt bin ich auf der Reise nach Lithauen, da ich schwerlich etwas Näheres von Eugenie erfahren werde. Übrigens bitte auch ich, mich mit Ihren Namen und Verhältnissen etwas bekannt zu machen, da ich hoffe, daß auch Sie sich, wie ich, längere Zeit in Kösen aufhalten werden!

Der Major, Anna und ihr Verlobter, sowie die drei Kleinen hatten, sich dann und wann bedeutungsvoll anblickend, der Erzählung des Fremden aufmerksam zugehört; als er geendet hatte, führte ihm der Major die drei Enkel zu und sagte, ihn umarmend: Kommen Sie an mein Herz, Kamerad und Schwager! Diese drei Kleinen sind ihrer guten seligen Schwester Eugenie leibliche Kinder, und, da ich selbst kinderlos bin, mit diesem Pärchen da meine Erben. Kommt meine Kinder! Dort, wo Eugenie gelebt und zuerst geliebt hat, dort wollen wir einander Alles umständlicher erzählen!

Wer hätte glauben sollen, daß der edle Pole Silewski so unverhofft die Stelle wieder finde, wo seine geliebte Schwester Eugenie einst gelebt und geliebt hatte? Wer hätte glauben mögen, daß sich Verwandte, die sich nie gesehen, hier kennen lernen und das Band der Natur fester schlingen sollten?

Der Major ward Allen ein wohlthätiger und beglückender Onkel.

Die Hochzeit auf der Rudelsburg.

Von der Saale steilem Strande
Blickt die Rudelsburg herab.
Ihre Dächer sind zerfallen
Und der Wind streicht durch die Hallen,
Wand'rer steigen auf und ab.

Eine Äolsharfe klinget,
Wenn sich naht ein liebend Paar,
Das nur erst seit einer Stunde
Zu dem heil'gen Ehebunde
Eingesegnet worden war.

Von der frohen Hochzeit-Feier
Spricht noch heute Alt und Jung —
Und die Wände und die Tische
Bieten noch in junger Frische
Eines Fests Erinnerung.

Auf der Rudelsburgs Ruine
Fand die frohe Feier statt
Von der Hochzeit unſ'rer Lieben,
Die wir näher nicht beſchrieben,
Als es ſteht auf dieſem Blatt.

Jährlich wallen unſ're Waiſen
Nach der Eltern Grabe hin.
Aber ach! auf ihren Reiſen
Rufen ſie: Was biſt du Preußen!
Wie verfallen iſt Berlin!

Der Spion.

Eine wahre Begebenheit

aus der

neuesten Geschichte der ungarischen Insurrektion.

1.

Die Völker Europa's sind mündig geworden. Sie wissen es, daß sie Jahrtausende in schmachvoller Knechtschaft zugebracht, daß sie wie Kinder harter, gefühlloser Eltern gelebt und unverschuldet schwere Bürden getragen haben. Das Bewußtsein ihrer Mündigkeit, ihrer geistigen und physischen Kraft, hat den Gedanken zur Reife gebracht, sich von der Vormundschaft loszumachen und ihren Fürsten und Gewalthabern zu beweisen, daß sie freie Bürger einer Gesellschaft sind, deren Glieder ohne Ausnahme gleiche Rechte und gleiche Verbindlichkeiten haben. Darum wanken die Throne, und ihre Stützen fallen, gleich morschen Säulen, in Trümmer. —

Das Jahr 1848 bleibt weltgeschichtlich denkwürdig; denn die Stürme brauf'ten von Westen nach Osten, von Süden nach Norden, und bliesen die glimmende Asche, welche in den Eingeweiden Europa's glüh'te, zu lodernden Flammen. Blicken wir zurück auf das vergangene Jahr! Was sehen wir? —

Frankreich hat die große Aufgabe einer republikanischen Verfassung, die es vor 70 Jahren mit Blut begann, ohne Blutvergießen glücklich gelöst und mit der Vollendung seine Hoffnungen an einen Namen geknüpft, der in Ewigkeit klangvoll bleiben wird. Der Präsident der freien Republik, Louis Napoleon, hat die schwere Mission, Italien frei zu machen, ohne den Frieden zu verletzen. —

Deutschland ist mit seinem Bestreben, eine große Einheit zu erzielen, mit seinen Nachbarn zerfallen und Volk und Fürsten stehen sich neidisch und mißtrauend gegenüber. Es wird sich, so lange noch Sklavensinn die Throne vertheidigen hilft, nie zu einer großen Einheit gestalten, seine Jugend aber wird Weisheit lernen und als das unbekannte junge Deutschland endlich zum Ziele gelangen.

Italiens Schicksal ist noch unentschieden, aber mit Ungarns Erhebung wird es siegreich aus dem schweren Kampfe mit seinen Zwingherren hervorgehen.

Österreich ist bis auf den Grund seines großen aus verschiedenartigen Elementen errichteten Staatsgebäudes erschüttert und vergebens wird sein Bluthund Windischgrätz die Kinder seines Herrn zerfleischen.

Der Blick in die Vergangenheit war kein lohnender, der in die Zukunft wird vom Nebel der Gegenwart getrübt, das Auge starrt entsetzt in ein Chaos formloser Gestalten, bis es am Grabe aller Hoffnungen bricht.

Nach Westen richte mit Vertrauen
Ein jeder Deutsche seinen Blick!
Im Reich der Franken laßt uns schauen
Des großen deutschen Volks Geschick!
Wird Frankreichs freie Fahne fliegen,
Muß auch die deutsche Sache siegen.

Denkt nicht, weil Mancher ward erschlagen,
Der ohne Furcht und Tadel war,
Man müsse von dem Volke sagen:
Es gleiche einer Mörderschaar.
Um große Zwecke zu erreichen
Wer scheu'te je da Blut und Leichen?

Blickt auf zu dem, der uns im Frieden
Die Pest und Cholera gesandt!
Wie Viele sind von uns geschieden
Ergriffen von des Todes Hand?!
Den Christen lehrt ein höh'res Walten
In Leid und Trübsal stille halten.

Prag und Wien waren bezwungen; mit eiserner Faust hatte Fürst Windischgräz die Bewohner beider Hauptstädte zu Boden geworfen und sein eherner Fuß ruhte schwer auf dem Nacken der unglücklichen

Völker. Aber von Böhmen aus wälzte sich die Fackel des Aufruhrs über Mähren und fand in Ungarn einen Boden, der sie aufnahm und nährte. Auch hier sollte Windischgrätz die emporlodernde Glut dämpfen und führte mit dem Kroaten-Ban Jellachich zahlreiche Söldnerhorden gegen das kleine Häuflein der Magyaren, die noch stolz auf den Ruhm sind, einst einer geliebten Kaiserin in ihrer Todesnoth beigestanden und mit ihrem Muthe den wankenden Thron gehalten zu haben. Siegreich stürmten die österreichischen Heere unter ihren kriegserfahrenen Feldherren heran, drangen in Ungarn ein und überschwemmten, ihren Marsch über Wiefelburg längs der Donau hin nehmend, alle Gegenden um Raab, Comorn, Ofen und Pesth; eine russische Armee leistete ihnen unerwartete Hülfe und die Sache der kühnen Ungarn schien verloren. Aber was wahrer Muth, Ausdauer und Tapferkeit in Verbindung mit List und Wissenschaft auch bei einem kleinen Volke, wenn es sich in Masse erhebt, vermögen, das haben die Ungarn in den letzten Tagen des März sowie in der ersten Hälfte des April d. J. bewiesen. — Fürst Windischgrätz hatte mit einem Heere von mindestens **170,000** Mann, welches **1500** Feuerschlünde, Brandraketen und alle Arten von Mord-Instrumenten und Zerstörungsmaschinen mit sich führte, an der Theis hinziehend eine Kette um die Ungarn geschlungen, womit er nichts weniger, als sie zu fangen und zu ersticken glaubte, der kriegskundige Ungarn-

führer Bem aber, ein polnischer General, durchbrach diese furchtbare Kette und ließ seine Schaaren nicht nur durch Oberungarn, wo sie Kaschau, Eperies, Leutschau u. a. O. besetzten, bis vor Comorn und an die Grenze von Mähren schweifen, sondern drückte auch mit einem starken Corps auf die Serben im Banat, welche mit Kossuth Unterhandlungen anknüpften. Durch eine scheinbare Flucht lockte derselbe Anführer den österreichischen General Puchner in eine Falle bei Mediosch, schlug ihn, und warf sich mit seiner Hauptmacht auf Hermanstadt, das er mit Feuer und Schwert hart züchtigte, selbst die Russen, welche ihm in die Flanken fielen, wurden von dem tapfern Polen in die Flucht geschlagen. In zwei gewaltigen Heersäulen, bei Ketskemet und auf der Hatvaner Straße, drangen die Ungarn vor, trieben die Österreicher unter Windischgrätz, Puchner, Schlick und Jellachich vor sich her, und eroberten alle Städte und festen Plätze wieder, in welchen sich österreichische Truppen befanden. Der Ruhm des Fürsten von Windischgrätz war dahin, er ward vom Kriegsschauplatze abgerufen, und hat als Lohn seiner Thaten die Schmach geerntet, von allen gesitteten Völkern der Bluthund des neunzehnten Jahrhunderts genannt zu werden. Mag sich das große Trauerspiel dieses furchtbaren Bürgerkrieges, wie es wolle endigen, mag Österreich im Bunde mit den wilden Horden Rußlands Ungarn und Italien wieder demüthigen, mögen die

Fürsten Deutschlands ihre verhaßten Verträge erneuern und dem metternich'schen Systeme wieder vertrauen, sie werden nimmer im Stande sein, die Quellen zu verstopfen, aus welchen den Völkern Licht und Erkenntniß zuströmen, womit sie Trug und Lüge bekämpfen und endlich die Höhlen der Finsterniß sprengen. Die folgende Generation wird im Gefühl ihrer nie zu beugenden Kraft der Weltgeschichte den Beweis liefern, daß die Majestät des Volks von Gott stamme, dessen gewaltige Stimme die Vernunft ist.

Südöstlich von Pesth in Nieder-Ungarn, am Flüßchen Hajo, liegt der große Flecken Csaba, das vor Kurzem nur ein mäßiges, von dem Freiherrn v. Hurrucker gegründetes Dorf war. Er ist größtentheils mit evangelisch-lutherischen Slavaken bevölkert, und zählt gegenwärtig in 2300 Häusern nahe an 25,000 Einwohner. Nächst dem Ackerbau, der unter dem süd-ungarischen Himmel vortrefflich gedeiht, treiben die Bewohner einen ausgebreiteten Handel mit allerhand eigenen Fabrikaten und leben in einem Wohlstande, der alle Vorstellungen eines Deutschen von wahrem Reichthum und irdischem Glück übersteigt. Noch immer besitzt die freiherrliche Familie Hurrucker das große, eine halbe Meile von Csaba entfernte

Stammgut gleiches Namens und steht bei den Bewohnern des Fleckens und der umliegenden Gegend in hoher Achtung.

Bis nach Csaba waren die Österreicher und Kroaten noch nicht vorgedrungen, aber je mehr die Streiter der tapferen Ungarn im Februar und März 1849 das Innere des Landes von der Blüthe der kampflustigen und kampffähigen Bevölkerung entblößten, desto unsicherer begann es auch um Pesth und der Gegend von Csaba zu werden, namentlich waren es Streifkorps von der Armee des Banus Jellachich, welche bisweilen sich bis dorthin wagten, raubten und plünderten, und mit Beute beladen zurückkehrten.

Es war in den letzten Tagen des Februar d. J., als in dem armseligen Zimmer eines kleinen Hauses zu Pesth eines Abends zwei Frauen am Tische saßen und sich emsig mit weiblichen Arbeiten beschäftigten, eine bejahrte Matrone und ein Mädchen von etwa 22 Jahren, dessen blendende Schönheit und zierliche Kleidung zu den schmucklosen, fast unsaubern Umgebungen einen widerlichen Kontrast bildeten. Die Witwe des vor zwei Jahren verstorbenen evangelischen Pfarrers Hugo bewohnte mit ihrer Tochter Klara seit dessen Tode das kleine Quartier, und war mit ihrer Ernährung darum auf ihrer Hände Arbeit angewiesen, weil der Verstorbene durch lange Krankheit behindert keine Schätze hatte sammeln können, und der kärgliche Witwengehalt kaum zu Brod und Miethe ausreichte.

Die beiden Frauen hatten lange schweigend bei der Arbeit gesessen, als die Mutter dieselbe auf den Tisch hinwarf, einen traurigen Blick in den gegenüber hängenden Spiegel that und mit einem tiefen Seufzer ausrief: Mein Gott, Klara, ich vermag das Leben in der tiefen Armuth nicht länger zu ertragen, der im Stillen an meinem Herzen nagende Schmerz hat, ich fühl' es, so weit um sich gegriffen, daß der Tod nicht länger säumen wird, seine Beute in Sicherheit zu bringen!

Still, still Mutter! sagte das Mädchen, mein Entschluß ist gefaßt. Welches Opfer könnte groß genug sein, um es nicht der geliebten Mutter bringen zu wollen! Ich heirathe den Baron; zeig' her mal den Brief! Morgen mit dem Frühesten geb' ich schriftlich das Jawort und Du unterschreibst zum Zeichen Deiner Einwilligung. Dabei bleibt es!

Und Nikolaus? sprach die Witwe, soll der redliche Jüngling verzweifeln, wenn er im Kampfe mit seinen Freunden gegen die Österreicher streitet und sein Erbe aus den Händen der Feinde nur darum zu retten sucht, um Dir einst ein glückliches Loos bieten zu können? Nein, liebe Klara, dem Glücke zweier Menschen, die sich so innig lieben, die nur für einander leben, will ich nicht in den Weg treten. Ich habe so lange unserer Noth getrotzt und werde aushalten.

Gieb her den Brief, Mutter! Wer weiß, ob Nikolaus Dobrow noch am Leben, ob er nicht schon

im Kampfe mit den furchtbaren Schaaren des blutdürstigen Windischgrätz gefallen ist, während wir vergebens auf seine Rückkehr hoffen!

Die Witwe stand auf, holte einen zierlichen Brief aus einem alten Pulte und gab ihn der Tochter. Klara entfaltete ihn und las:

Theuere Klara!

Das mögen die letzten Zeilen sein, die ich an Dich richte. Noch einmal vernimm, was ich Dir biete. Mein Stamm ist alt und morsch, ich bin ein Siebenziger, mit meinem Tode geht das berühmte Geschlecht der Hurrucker unter. Ich habe keinen Verwandten, der mich beerben könnte, Dein Vater war mein einziger Freund, und im Tode noch möchte ich ihm dankbar sein. Du wirst unter dem Namen meiner Gemahlin meine Pflegerin im Alter, erbst mit meinem freiherrlichen Namen und Range alle meine Güter und kannst, wenn ich im Grabe schlummere, einen braven Mann glücklich machen. Deine Mutter wird in den freundlichen Umgebungen unseres schönen Schlosses wieder aufleben, und mein Stolz und meine Freude wird es sein, Dich besitzen, das schönste Ungarmädchen im höchsten Glanze eines edeln Magyaren prangen zu sehen. Binnen acht Tagen erwarte ich schriftlich Deinen Entschluß und sende, im günstigen Falle für mich, die prachtvollste meiner Equipagen, um

Euch nach meinem Schlosse bei Csaba abholen zu lassen.

Burg Hurrucker, d. 20. Febr. 1849.

Johannes Freiherr v. Hurrucker,
Erb- und Lehnherr ꝛc. ꝛc.

Als sie gelesen hatte, legte sie den Brief bei Seite und sprach mit fester entschlossener Stimme: Und Du wolltest mir abrathen von dem maßlosen Glücke, das vielleicht nie einem Ungarmädchen so freundlich zugelächelt hat? Mein Entschluß ist gefaßt. Ich heirathe den edeln Freiherrn und will den wackern Greis bis zum Tode mit treuer Kindesliebe achten und pflegen. War nicht mein seliger Vater sein bester Freund, dem er sich noch im Tode dankbar beweisen will? Nikolaus Dobrow war zwei Jahre mein Geliebter und noch immer hängt mein volles Herz an ihm, noch schwör' ich, außer ihm keinen Andern jemals zu lieben, meine Treue soll auch durch den Ehebund mit dem Freiherrn nicht verletzt werden. Will es Gott, so mag er mir als der Witwe des adlichen Freiherrn v. Hurrucker seine Hand reichen, so ich diesen überlebe und er glücklich aus dem Kriege heimkehrt!

Die Witwe trocknete sich große Thränen von den matten Augen, legte ihr bleiches und abgemagertes Gesicht an der Tochter hochklopfenden Busen und sagte: Thue, wie Du willst, meine gute Tochter! Du

bist ja kein Kind mehr! Ist Nikolaus Dobrow ein edler Jüngling, wie ich ihm vertraue, so wird er Deinen Entschluß nicht tadeln; seine gefahrvolle Laufbahn muß dazu beitragen, Deine Entschließung zu rechtfertigen!

Die beiden Frauen schliefen beruhigt ein und am dritten Morgen nach dieser Unterredung fuhren zwei prachtvolle Equipagen des Freiherrn von Hurrucker vor, in welchen sie nach dem Schlosse bei Csaba abreis'ten. Ihr für sie werthloses Eigenthum überließen sie einer armen Schneidersfamilie, deren siebzehnjährige Tochter Johanna ihnen als die einzige Dienerin folgte. Der Empfang der beiden Frauen in der Burg des Freiherrn übertraf alle Erwartungen; denn dieser hatte keinen Aufwand gespart, um seiner Braut und künftigen Gemahlin, sowie deren Mutter, den Aufenthalt so angenehm als möglich zu machen. Die Bäume in den kunstvollen, das reizende Schloß in einem Halbkreise umgebenden Alleen waren mit Blumen-Guirlanden geschmückt, mit bunten Lampen behangen, und ein Musikkorps geleitete beide Wagen bis in den Schloßhof, wo ihnen der Baron, der zwar schwach und krank an diesem Tage, aber froh wie ein Kind war, entgegen kam, und sie herzlich willkommen hieß. Bis zum Tage der Vermählung, welcher vom Freiherrn schon festgesetzt war, bewohnte Klara mit ihrer Mutter und Dienerin Johanna einen besondern Flügel des Schlosses, nach der Trauung aber, welche, wegen ge-

steigerter Krankheit des Barons, an dessen Bett vollzogen werden mußte, trennte sich die junge Freifrau von der Mutter und wohnte mit ihrem Gemahl zusammen, von einer zahlreichen Dienerschaft umgeben, doch sich persönlich der Pflege des Gemahls weihend. Hätte nicht das täglich zunehmende Siechthum des edeln Barons die junge Frau mit Schmerz und Trauer erfüllt, sie würde den Himmel auf Erden gehabt und im Schooße so vielen Glückes bald vergessen haben, wie arm und elend sie einst gewesen. So wie ihr Gemahl, der allen seinen Leuten ein gar lieber Herr war, wurde auch Klara mit ihrer Mutter von der Dienerschaft verehrt und angebetet.

2.

Warum so traurig? Kapitän Dobrow! Stehen Sie nicht da, wie nach einem unglücklichen Scharmützel oder vielmehr, wie ein Gefangener, der sich auf dem Transport nach einer Festung befindet? Donnerwetter, Freund! Wie siehst Du denn aus? Bist Du krank oder hast Du auf einmal das Ka-

nonenfieber bekommen? Nachdem Du in allen Affären Wunder der Tapferkeit gethan, mit eigener Hand drei kühne Ungarnführer niedergehauen hast, und Dich Deiner Heldenthaten rühmen kannst, stehst Du hier mit verschränkten Armen und staunst in die vorüberziehenden Wolken! Will Dir die Deine noch immer nicht aus dem Kopfe? Pfui, schäme Dich! ein Held wie Du, der größte Wagehals unter den kühnsten Partheigängern, darf nicht verliebt sein! Hier, Kamerad! trink und mach' einmal wieder ein Soldatengesicht! Graf Hoyas, unser wackerer Oberst, würde Dir nie wieder einen ehrenvollen Auftrag geben, wenn er Dich so tiefsinnig und muthlos sähe!

So redete der Major v. Heldreich einen jungen Mann an, der mit ihm als Freiwilliger unter den grünen Husaren diente und sich durch seine außerordentliche Bravour und Tapferkeit in wenig Wochen bis zum Hauptmanne aufgeschwungen hatte. Dieser junge Mann aber war kein anderer als Nikolaus Dobrow, welcher, mit Klara Hugo verlobt, deren rasche Verehelichung mit dem alten Freiherrn v. Hurrucker erfahren, ob deren Treulosigkeit verzweifelnd sein Land und sein Volk, die Ungarn verlassen, und, mit dem festen Vorsatze beim Feinde Dienste genommen hatte, sich dafür an dem undankbaren Vaterlande zu rächen. Die kleine Truppe von 600 grünen Husaren und etwa halb so viel Ulanen, gehörte zum Corps des Generals v. Schlick, und hatte sich weit-

hin in Ungarn umherstreifend, einen gefürchteten Namen erworben. Es waren fast lauter Freiwillige, Kroaten, Servier und mißvergnügte Magyaren, welche mehr um des Raubens und Plünderns, als um des Fechtens Willen sich zu einem Streif-Corps vereiniget hatten. Nikolaus Dobrow, als ein Landeseingeborner der Wege überall kundig, hatte nicht nur den Führer gemacht, sondern sich bei mehreren Gelegenheiten den größten persönlichen Gefahren preisgegeben, ohne in den heftigsten Gefechten einmal verwundet worden zu sein. Man hielt den jungen verwegenen Offizier, der sich nie am Eigenthume der besiegten Feinde, noch weniger der unglücklichen Einwohner vergriff, für ein höheres Wesen, das schuß- und hiebfest zum Kampfe wider die gottlosen Insurgenten, wie man bei der österreichischen Armee die Ungarn nannte, berufen sei, und der stolze und ruhmsüchtige Oberst Graf Hoyas achtete ihn höher als seinen Sohn, denn nur wenn Dobrow eine Reiterschaar führte, oder bei einem Unternehmen persönlich mitwirkte, konnte er auf einen ausgezeichneten Erfolg hoffen und sich mit dem Ruhme seines Verdienstes schmücken. Graf Hoyas war aber dem ungarischen Überläufer noch aus einem andern Grunde gewogen, er konnte ihm nämlich den schwierigsten, verwegensten ja unbesonnensten Auftrag geben. Dobrow gehorchte stets ohne Widerspruch und kehrte oft sieggekrönt aus den höchsten Gefahren zurück.

Der Major v. Heldreich, ein Sachse, der als ein verarmter Edelmann im kaiserlichen Heere diente, um auf militairischen Ehrenstufen wieder zu dem grünen Gipfel seines welkenden Stammbaumes zu steigen, hatte sich durch sein eben so biederes Betragen, als durch seine Tapferkeit die Freundschaft des jungen Ungarn erworben und kannte sein tiefstes Geheimniß, die Liebe zu Clara Hugo, welche ihn treulos verschmähet und dem reichen Freiherrn von Hurzucker ihre Hand gereicht hatte. Heldreich mußte lange warten, ehe es dem Hauptmann Dobrow zu antworten beliebte. Endlich nahm dieser Heldreichs Arm, schritt mit ihm nach einem Berge zu, der unfern der Ebene lag, wo das Freikorps lagerte, und sprach: „Kannst Du noch zweifeln, daß der Verrath, den ich durch meinen Übergang zum kaiserlichen Heere am Vaterlande begangen habe, mir schwer auf dem Herzen liegt? Bin ich nicht ein Thor und ein Böswicht, daß ich an meinem wackern Volke rächen will, was ein treuloses Weib an mir verschuldet hat? Doch ich habe Eurem Kaiser Treue geschworen und kenne als Soldat meine Pflicht, ich werde ihm darum stets treu dienen. Doch etwas anderes ist's, was meine Seele noch bewegt. Klara, denke ich jetzt mit kälterem Blute, hat im Grunde auch nichts an mir verschuldet. Ich hatte ihr, im Kriegsgetümmel umhergetrieben, nicht geschrieben, sie wußte nicht, ob ich noch lebend oder ihr treu war, und gab dem redlichen

Greise ihre Hand, um ihre Mutter aus der tiefen Armuth zu ziehen, in der sie mit ihr schmachtete, vielleicht auch um einmal mir eine reiche Nahrungsquelle öffnen zu können, wenn ich reich an Wunden aber arm an irdischen Gütern zurückkehren und die glückliche Witwe noch lieben sollte, denn daß sie sehr bald Witwe werden wird, geht deutlich aus ihrem Briefe hervor, den sie mir in das ungarische Lager vor Pesth sandte und worin sie den sehr bedenklichen Zustand ihres Gemahls schildert, dem sie nur eine geliebte Tochter und Krankenwärterin ist. Siehe Freund, das geht mir im Kopfe herum!

Ei, sagte der Major, Du gewissenhafte Seele! Brauchst Du darum ein Kopfhänger zu sein? Du dienst als braver Soldat dem Kaiser, ohne Dich an dem Volke der Ungarn zu rächen. Kehrst Du nach beendigtem Kampfe mit gesunden Knochen zurück und Du findest die schöne Witwe des seligen Freiherrn wieder, so bietest Du ihr das alte treue Herz mit der rauhen Soldatenhand zum ehelichen Bunde und darfst nur dann an Rache denken, wenn sie, wie jedoch nicht zu fürchten steht, Herz und Hand ausschlagen sollte.

Nikolaus Dobrow wollte antworten, als ein lautes Hurrah der lagernden Soldaten die Ankunft des Obersten ankündigte. Die beiden Freunde eilten auf ihre Posten. Graf Hoyas ritt zu dem Major und winkte dem Hauptmann Dobrow mit der Hand. Als beide

Offiziere ihm gegenüber standen, redete er sie mit gewohntem Ernst also an:

Major v. Heldreich! Sie werden heute noch, in dieser Stunde noch, zur Ausführung eines Unternehmens schreiten, von dessen Gelingen der begonnene Marsch des Feldmarschalls abhängt und zum erwünschten Ziele führt. Es muß im Rücken der Insurgenten eine Diversion gemacht werden, welche diese zum Rückzuge nöthigt. Ist Ihnen der große Flecken oder die Stadt Csaba bekannt? Sie muß in der Nacht überrumpelt und in Brand gesteckt werden! Und Sie, Herr Hauptmann Dobrow, werden die Leute auf den Ihnen bekannten Schleichwegen führen und mit der Theilnahme an dem Brande des Städtchens ihre Rache beginnen!

Der Major gab dem Chef durch militärischen Applaus seine Bereitwilligkeit zu erkennen; Dobrow dagegen trat dem strengen Gebieter näher und sagte mit fester Stimme und ruhiger Haltung: Schicken Sie mich vor eine feindliche Batterie, Herr Oberst! wo der Tod in tausendfacher Gestalt vor mir steht, aber verschonen Sie mich mit einem Befehle, vor dessen Ausführung sich meine Seele sträubt! Ich habe Freunde und liebe Bekannte in Csaba! Soll ich diesen den Feuerbrand in ihre Häuser schleudern?

Was Freunde und Bekannte! erwiderte der Oberst mit noch strengerer Miene als zuvor, — solche Rücksichten haben keine Geltung. Die Bewohner von

Csaba sind Insurgenten, Rebellen, welche die Züchtigung verschuldet haben. Von Rache kann hier nicht die Rede sein, Sie sind als Soldat das willenlose Werkzeug der Befehle Ihrer Vorgesetzten und werden gehorchen!

Ehe Dobrow seine Gedanken sammeln und in Worten verlautbaren konnte, war der Oberst mit seinem Adjutanten davon gesprengt und jagte einem Hügel zu, wo ein Trupp Fußvolk lagerte.

Der Major gab Befehl zum Marsch und als die Stunde kaum verflossen war, brach das kleine aus 200 Reitern und eben so viel Fußgängern bestehende Streifkorps auf. So lange die Sonne am Himmel stand und der Tag leuchtete, ging der Zug rasch vorwärts, mit dem nahenden Abende aber umwölkte sich der Himmel und ein dichtes Schneegestöber ließ weder Weg noch Richtung erkennen, wo man das Ziel am schnellsten erreichen mochte. Dobrow war zwar der Wege kundig und kannte den schönen Flecken, der in einer reizenden Ebene lag, von innen und außen, aber dennoch erklärte er bei einbrechender Nacht, daß er sich verirrt und von der Lage des Orts keine Kenntniß mehr habe; nur ein kleiner Fluß, den man neben sich rauschen hörte, ließ ihn vermuthen, daß man nicht mehr fern von dem besagten Städtchen sei. Der Weg, welcher quer über die Felder ging, ward immer unebener, so daß die Reiter absitzen und die Pferde führen müßten, die Kroaten,

welche zu Fuß waren, fluchten und konnten nur mit vieler Mühe im angestrengten Marsche erhalten werden. Da brach ein Lichtschimmer durch die noch immer mit Schneeflocken verdichtete Finsterniß, der Major ließ Halt machen und befahl dem Hauptmann, mit einigen Leuten vorzugehen und das Terrain zu rekognosciren. Dobrow nahm nur zwei Mann, mit welchem er leise dem Lichtschimmer näher schritt. Sein Erstaunen war groß, als er dem Lichte, das aus hohen Bogenfenstern eines stattlichen Gebäudes niederschimmerte, nahe kam, denn er erkannte das ihm wohlbekannte Schloß des Freiherrn v. Hurrucker bei Csaba, wo Clara als dessen Gemahlin wohnte. Er würde in diesem Augenblicke zurückgekehrt sein und dem Major von seiner Entdeckung Nachricht gegeben haben, hätte ihn nicht ein seltsames Ereigniß festgehalten. Die Blicke von den erleuchteten Fenstern abwendend bemerkte er eine menschliche Gestalt um die Ecke des Palastes herum und nach dem Eingange zu schleichen. Hier blieb die Gestalt, von welcher man nur so viel erkennen konnte, daß sie ein Mann war, stehen, und klopfte leise an die große Pforte. Kaum mochte eine Minute verflossen sein, als die Pforte geöffnet ward und eine weibliche Gestalt den Mann hinein in den Burghof zog. Das Thor blieb offen. Dobrow gebot den beiden Begleitern vor der Pforte Wache zu halten, und schlich so leise als möglich auf den Fußspitzen nach. Der Unbekannte und die Frau mußten

ein zärtliches Liebespaar sein, denn sie sanken sich am Eingange des Hauses gar zärtlich in die Arme und küßten sich, worauf sie so leise flüsterten, als verbotene Liebe nur zu flüstern wagt. — Wer mochte der unbekannte Liebhaber, wer die verwegene Geliebte sein? Unmöglich war das junge Weib eine Dienerin, unmöglich der Jüngling ein gemeiner Bursche, da keins von beiden, wenn es Domestik war, sich so zu verbergen Ursache haben konnte. Himmel! da fiel es wie Schuppen von seinen Augen. Das junge Weib war Niemand anders, als Klara, die treulose Gemahlin des greisen Freiherrn, er erkannte sie an der schlanken Gestalt und an einem Tuche, das sie bei rauher Jahreszeit, wenn sie über die Straße gegangen war, turbanähnlich um den Kopf geschlungen hatte. Sie sprach aber so leise und schmiegte sich so fest an den geliebten Buhlen an, daß jeder Ton ihrer Stimme an dessen Brust verschwand. Der Jüngling, — denn daß der unbekannte Liebhaber ein blutjunger Mensch war, hörte man an seiner Stimme, — sprach vernehmlicher, Dobrow konnte jedes seiner Worte verstehen. Er schien Eile zu haben und sich bald wieder entfernen, Klara aber ihn nicht lassen zu wollen. Auf einmal sagte er: Nein, um Gott! laß mich! Nur eine halbe Meile weit von Csaba steht mein Oheim mit einem an der Grenze von Italien frisch geworbenen Husaren-Regimente; es würde mir schlimm gehen, wenn er mich vermißte, denn leicht könnte er

alsdann glauben, ich mache den Spion bei den Österreichern! —

Diese und andere ähnliche Reden verstand Dobrow ganz deutlich, sie genügten für die Überzeugung, daß Klara ein Liebesverständniß mit einem jungen Ungar habe, dessen Vater ein vornehmer Offizier sein müsse. Hier war ein doppelter Fang zu thun; einmal den jungen Offizier festzunehmen und von ihm das Nähere über die Stärke und den Stand der Insurgenten zu erforschen, dann aber sich an der treulosen Frau des Freiherrn, die ihren greisen Gemahl nur geheirathet hatte, um damit ihren Umgang mit einem Andern zu verhüllen, zu rächen. Dobrow zog den Säbel, rief seine Leute, und packte, als Klara die Hausthür geschlossen und sich wieder entfernt hatte, den Jüngling, der sich, da er sich von mehreren Bewaffneten überfallen sahe, nicht widersetzte. Man band ihm die Hände auf den Rücken und führte ihn mit sich fort zum Korps.

Ein Spion! — rief Dobrow dem Major entgegen, — der Feind steht nicht weit von hier; in dem Schlosse da ist Raum für das ganze Korps, wir sind bei Csaba!

Gut, — sprach der Kommandeur, — dort wollen wir nach kurzer Erholung unsere Dispositionen machen, wie das Nest am leichtesten in Brand zu stecken sei. Vorwärts!

Ein Adjutant mußte zurückreiten, um das Fußvolk nachzuführen, und die Reiter trabten dem Schlosse des Freiherrn v. Hurrucker zu.

3.

Ein schweres Wetter zieht heran,
Schon hört man's brausend toben.
„Was Gott thut, das ist wohlgethan,
Laßt uns den Herren loben!"
So singt und betet man im Haus,
Und Niemand waget sich heraus.

Klara, die Gemahlin des zum Tode kranken Freiherrn v. Hurrucker, saß noch am Bette desselben, als um die nahende Mitternachtsstunde ihre treue Zofe, Johanna, in das Zimmer und der Herrin freundlich-demüthig nahe trat. Johanna war ein sanftes Wesen, kindlich gut und fromm und ward von der Freifrau v. Hurrucker mehr als Schwester denn als Dienerin behandelt. Sie hatte einen Bruder, der als Husar im Heer der Ungarn stand und bisweilen an sie schrieb. Erst vor einigen Tagen hatte er der Schwester ge-

schrieben, daß er sie besuchen und alsdann gleich von ihr Abschied nehmen werde, da das Regiment, bei welchem er stehe, gegen die Österreicher vorrücke. Johanna redete die Freifrau an: Erlauben Sie mir, gütige Herrin! im Vorzimmer Licht zu brennen und meinen Bruder zu erwarten, der mir geschrieben hat, er werde in der Mitternachtsstunde auf einige Minuten kommen, um mich noch einmal zu sehen?

Thue das, Johanna! — sprach die Baronin, — und kann er über eine längere Zeit als einige Minuten verfügen, so bring' ihn herauf und setz' ihm einige Erfrischungen auf! Der Weinkeller steht Dir offen, nimm, was Du willst!

Johanna sprang mit einem Satze zum Fenster. Es klopft Jemand an der Pforte, das wird mein lieber Bruder sein! rief sie freudig aus, dann eilte sie aus dem Zimmer. Klara hörte, wie sie die Treppen hinab flog, die Haus- und Hofthür öffnete und wie sie nach kaum fünf Minuten die Hausthür wieder schloß und die Treppe herauf kam.

Du armes Kind, sagte sie zu dem jungen, kaum sechzehnjährigen Mädchen, welches sich die Augen mit der Schürze trocknete, Du weinst ja, konnte der Bruder nicht herauf kommen? Ach Gott, es ist eine große bange Zeit! Wie alt ist Dein Bruder?

Johanna setzte sich auf einen Stuhl der Baronin gegenüber, konnte eine Minute lang vor Weinen nicht

sprechen und antwortete: Vier Jahre älter als ich, also bald einundzwanzig.

Nun, gräme Dich nicht zu sehr, Johanna, tröstete die Baronin, Gott wird ihn schützen! Ich werde mit Dir um sein Wohl beten, und kehrt er gesund zurück, werd' ich für ihn sorgen.

Mit einem Male wurde die nächtliche Stille, welche im Schlosse herrschte, von einem gräßlichen Getöse unterbrochen, das sich im Hofe erhob. Die großen Flügel der Eingangspforte flogen auf, ein furchtbares Pferdegetrappel erscholl im Innern des weiten Hofraums und ein Schreien und Fluchen, ein gewaltsames Anschlagen an die Hausthür drang in das abgelegene Krankenzimmer, so daß man sich überzeugen mußte, es sei ein Korps Soldaten eingezogen.

Das wird das Regiment ungarischer Husaren sein, bei denen Dein Bruder steht, sagte die Baronin, gehe und siehe zu, was die Leute wollen! Sag ihnen, sie wären nicht in Feindes Lande, sondern auf Ungarns Boden; es sei Unrecht, ungefragt in ein Haus zu dringen, wo der Herr noch dazu krank sei, und der Ruhe bedürfe.

Johanna nahm ein Licht, eilte aus dem Zimmer, die Treppe hinunter und wollte eben die Hausthüre öffnen, da riß sie der alte Bediente, Philipp, zurück, drohte ihr mit der Hand und sagte: Um Gottes Willen, Jungfer! gehen Sie, verbergen Sie sich im tiefsten Winkel des Schlosses. — Es sind Österreicher

und Kroaten, wahrscheinlich ein Streifkorps, das sich in der Gegend plündernd, sengend und brennend umhertreibt. So beträgt sich kein Ungar, auch habe ich ganz deutlich gehört, wie sie auf die Ungarn schimpften und — In dem Moment ward wieder an die Thür geschlagen und mehrere Stimmen verlangten in deutscher Sprache Einlaß mit der Drohung, außerdem das Schloß in Brand zu stecken. Johanna flog die Treppen wieder hinauf und meldete der Baronin bleich und zitternd des Dieners Bericht. Fort, Johanna! sprach die Freifrau, verbirg Dich da im Nebenzimmer man wird mich ja wohl nicht von der Seite eines sterbenden Greises reißen! Johanna kroch in einen Kleiderschrank, der im Nebenzimmer stand, die Baronin aber weckte in eigener Person die noch schlafende Dienerschaft und befahl dem Haushofmeister, die Soldaten freundlich aufzunehmen und gastlich zu bewirthen und es ja an Nichts fehlen zu lassen. Dann kehrte sie zu dem kranken Gemahl zurück, knüpfte ein großes wollenes Tuch um den Kopf, welches das halbe Gesicht bedeckte, und erwartete, gläubig zu Gott um Hülfe betend, was da kommen würde. Sie hörte, wie die Soldaten die Treppen heraufstürmten, wie sie mit den Säbeln klirrten, in die Zimmer drangen und fluchend und tobend Wein und Rum verlangten. — Das Getöse nahm von Minute zu Minute zu, zuletzt schlug man die Thüre ihres Zimmers ein und ein Troß von österreichischen Husaren und Kroaten drang

herein. Schon naheten einige rohe Burſche dem Bette des Kranken, ſchon hatten ſie der Baronin, ihr Bitten und Flehen mit Hohnlachen beantwortend, das ihr reizendes Geſicht verhüllende Tuch vom Kopfe geriſſen und ſie an den Armen gefaſſt, da ſcholl ein donnerndes „Zurück" durch die Menge und ein Offizier trat ein, bei deſſen Anblick ſich Alles ehrfurchtsvoll zurückzog. Der Offizier näherte ſich der Baronin und ſagte, mit großer Artigkeit ihre Hand ergreifend, auch ohne Sie jemals geſehen zu haben, gnädige Frau, irr ich mich nicht, wenn ich Sie als die Frau Baronin von Hurruker begrüße. Der Zufall hat es gefügt, daß wir Ihr Schloß als eine kurze Ruheſtätte wählen müſſen. Befehlen Sie, daß meinen Leuten Fourage und einige Erfriſchungen verabreicht werden und rechnen Sie auf meinen Schutz. Ich bin allerdings die Hausfrau, erwiderte die Baronin, und werde thun, was in meinen Kräften ſteht, aber ſchützen Sie mich und meine Leute vor Gewaltthaten. Sie nahm den Arm des Offiziers, der kein Andrer war, als der Major von Heldreich, ging mit ihm aus dem Zimmer daß ſie hinter ſich verſchloß, und begab ſich in den Schloßhof, wo ſie ihren Leuten Befehle ertheilte. — Die Soldaten mußten das Haus räumen, der Major wies ihnen Scheunen und Ställe an und kehrte, als er ſahe, daß ihre Bedürfniſſe befriedigt wurden, mit der Baronin in das Innere des Schloſſes zurück. — Hier ward auf Befehl der Baronin Wein aufgetra-

gen und ein Imbiß vorgerichtet, denn sie sahe außer dem Majore noch mehrere Offiziere, welche über Hunger und Kälte klagten. Auf einmal hörte sie im Nebenzimmer laut sprechen und ein blutjunger Kroaten-Offizier trat mit den Worten vor den Major: Der Schurke ist stumm, wie ein Fisch, Hauptmann Dobrow läßt fragen, ob das Kriegsgericht zusammentreten solle? Allerdings! sprach der Major, die Exekution kann, wenn er verurtheilt wird, gleich hier vollzogen werden.

Die Baronin erschrak bei dem Namen Dobrow und fragte: Was ist's mit dem Kriegsgerichte und der Exekution? Es soll doch nicht etwa im Schlosse hier Jemand erschossen werden?

Das ist bald abgemacht, schöne Frau! sprach der Major, ein Spion darf keinen andern Lohn erwarten, als den er verdient hat, den Strang oder die Kugel.

Auf weiteres Fragen erzählte der Major, der Spion sei ein junger Mensch, der als ungarischer Husar bei den Insurgenten stehe, vor einer halben Stunde habe ihn Hauptmann Dobrow hier im Schloßhofe getroffen und festnehmen lassen. Jetzt solle er sagen, wo sein Regiement stehe, sei aber zu keinem Bekenntniß zu vermögen.

Gott sagte die Baronin, lassen Sie mich zu ihm, vielleicht kann ich ihn zum Geständniß bringen, denn ich vermuthe, daß er der Bruder meiner Zofe, eines jungen Mädchens ist, die mir gesagt hat, daß

sie ihr Bruder, ein ungarischer Husar, in dieser Nacht besucht, oder vielmehr Abschied von ihr genommen habe.

Gut, gnädige Frau, sprach der Oberst, und sollten Sie nichts über den Burschen vermögen, so stellen Sie ihm seine Schwester vor! Es soll uns lieb sein, wenn wir ein Menschenleben retten!

Die Baronin begab sich ins Nebenzimmer, wo ein blutjunger Mensch in ungarischer Nationaltracht mit auf dem Rücken gebundenen Händen verhört ward. Sie taumelte erschrocken einige Schritte zurück, als sie seine Richter und unter diesen ihren noch immer geliebten Nikolaus Dobrow erblickte.

Der Major fing sie mit seinen Armen auf und sagte: Erschrecken Sie nicht, gnädige Frau, ich kenne Ihr Verhältniß zum Hauptmann Dobrow, er muß als kaiserlicher Offizier seine Pflicht thun; reden Sie den Spion getrost an!

Klara nahm ihren ganzen Muth zusammen, näherte sich dem unglücklichen Jünglinge und redete ihn an: Sie sind der Bruder meiner Dienerin Johanna und haben Sie vor etwa einer Stunde einige Minuten lang gesprochen! Ist es nicht so?

Der Gefangene schwieg, sahe die Baronin mißtrauend an und antwortete, als der Major ihn fragte: Kennst Du diese Dame? trotzig: Nein, ich sahe nie dieses Mädchen!

Ha, ha, ha! Ihr habt Eure Rollen schlecht studirt!

Der Bursche macht die stolze Buhlerin zu einem Mädchen! O Madame! mich täuschte mein Auge nie, ich sahe diesen Ungar vor kaum einer Stunde an Ihrer Thür, in Ihren Armen, ich hörte, wie er Ihnen einen Ort nannte, wo sein Regiment stehe. Reden Sie doch dem Geliebten zu, daß er auch uns den Standort des Insurgentenkorps anzeige, und mit Freuden wird man ihn in ihre Arme zurückführen! — So sprach hohnlachend der Hauptmann Dobrow und warf der Baronin einen Blick der tiefsten Verachtung zu. Diese wendete sich, ohne ihn einer Antwort zu würdigen, an den Major, indem sie sagte: Ich halte Sie, Herr Major, wenn auch als Feind meines Volks, für einen Ehrenmann; erlauben Sie, daß ich meine Zofe, die Schwester dieses unglücklichen jungen Mannes, herbeihole, vielleicht gelingt es ihr, den Bruder zu einer Erklärung zu vermögen, wie Sie wünschen!

Die Baronin entfernte sich und eilte nach dem Zimmer ihres Gemahls, wozu sie den Schlüssel einem Diener mit dem Auftrage gegeben hatte, der Zofe zu sagen, daß sie an ihrer Stelle sich an des Barons Bette setzen solle. An dem Bett aber saß, statt der Zofe Johanna, der alte Philipp, in einem Buche lesend. Wo ist Johanna? herrschte sie den Diener an, ruft sie sogleich!

Das ist unmöglich! gnädige Frau, sprach Philipp, erst vor fünf Minuten hat sie ihren kleinen Schwe-

den aus dem Stalle gezogen und ist in einem Mantel Ihres Gemahles, des Herrn Barons, gehüllt, und den Kopf mit der roth und schwarzen Sackmütze bedeckt, durch die kleine Pforte oben am Schafstalle davongejagt. Sie hat mir aufgetragen, wenn den Schloßbewohnern von den Österreichern irgend wie Gefahr drohe, den großen Strohdiemen, der mitten im Hofe steht, in Brand zu stecken.

Weiß sie, daß der junge Gefangene, welchen die Oesterreicher mit hierhergebracht, oder hier ergriffen haben, ihr Bruder ist.

Das kann ich nicht sagen, ich weiß nicht mehr, als ich so eben gesagt habe, sprach Philipp.

Geh hinunter Philipp, sagte die Baronin und sage dem Major: ich könne mein Wort nicht halten, das junge Mädchen, die Schwester des Gefangenen, sei nirgend aufzufinden; sie halte sich, wahrscheinlich aus Furcht vor den Kroaten, irgendwo versteckt.

Philipp trat schüchtern in das Zimmer, wo sich der Major an der Spitze der zum Kriegsgericht versammelten Mannschaften befand, trat demselben nahe uud sagte: Dem Herrn Obrist-Wachtmeister soll ich von meiner gnädgen Frau unterthänigst melden, daß sie nicht Wort halten könne, weil das junge Mädchen, die Schwester des Gefangenen, nirgend aufzufinden sei.

Dobrow, der das seltsame Compliment gehört hatte, lachte laut auf, faßte den alten Diener am

Arme und schrie ihm ins Ohr: Sagt Eurer gnädigen Herrin, ich würde ihr heute Nacht noch Revenge geben für die Treue gegen ihren Gemahl, wir wüßten es längst schon, daß Herrin und Zofe in einer und derselben Person vereinigt wären; da sich nun die Zofe verkrochen habe, so möge sich die sehr gnädige Herrin das Vergnügen machen, einen Spion füsiliren zu sehen!

Dabei schob er den Alten bei Seite, wendete sich an den Major und sagte:

Das Standrecht hat den Delinquenten zum Tode verurtheilt. Wollen Sie nicht zur Exekution schreiten? Csaba ist noch eine halbe Stunde entfernt, wir möchten schwerlich ungesehen zum Thor hereinkommen, wenn uns hier der Tag überrascht!

Der Major befahl den Spion in den Schloßhof zu führen und übertrug dem Hauptmann Dobrow das Exekutions-Kommando. Philipp trat vor die Hausthür, wo er sahe, daß der Hauptmann Dobrow antreten und laden ließ. Er eilte die Treppen hinauf und meldete der Baronin, was er gesehen und gehört hatte, indem er furchtsam hinzusetzte: Ich kann kein Blut sehen, wollen die gnädige Frau der Exekution beiwohnen, so müssen Sie eilen, der Hauptmann hat schon antreten und laden lassen!

Was? wie? — schrie die Baronin in entsetzlicher Angst — der Jüngling sollte wirklich erschossen werden? Philipp! geschwind! nimm die Kerzen hier,

lauf in den Hof und zünde die Kerzen an, doch nein, Philipp, bleib bei Deinem Herrn! Verlaß ihn nicht! Ich muß selbst handeln! Johanna, ich verstehe jetzt, was Du gesagt hast, als Du auf meinem Klepper davon jagtest! Der brennende Strohdiemen im Schloßhofe soll den braven Ungarn ein Zeichen sein, daß hier Noth und Gefahr sei!

Sie flog die Treppenstufen hinunter, ohne Schuhe, in leichten Socken, eine brennende Kerze in der Hand, durch die im Hausflur sowie in der Thür stehenden Reiter nach dem großen Strohhaufen zu, der pyramidenähnlich im Hofe stand. In wenig Augenblicken stand der Diemen in Flammen, das Feuer schlug hoch empor und verwandelte die finstere Mitternacht in lichte Tageshelle.

Was soll das, Madame? rief der Major erschrocken aus, — wollen Sie uns verbrennen; oder den Insurgenten ein verabredetes Zeichen geben, daß es an der Zeit sei, uns zu fangen?

Die Baronin lächelte ganz ruhig und antwortete: Wie ich gehört habe, soll der junge Ungar erschossen werden; möge er in Ihren Augen ein Verbrecher sein, mir ist er ein Mensch, und als gefühlvolle Frau muß ich wünschen, daß er gut getroffen und ihm jede Qual erspart werde; darum hab' ich die Leuchte angezündet und hoffe nun, daß Ihre Leute nicht fehlen werden!

Der Major fand die Erleuchtung, deren Grund

die Baronin mit ihrem Zartgefühl entschuldigte, recht passend, und ließ seinen zuerst geäußerten Argwohn ganz fallen. Nahe dem Haufen Stroh, dessen Flammen einen weiten Kreis umleuchteten, befand sich eine kleine Erhöhung von Sand, wo der Deliquent nieder knieen und mit verbundenen Augen das tödtende Blei erwarten sollte.

Noch ehe er knieete, lief die Baronin zu dem Major, faßte seine Hand, preßte sie an ihre hochklopfende Brust und bat schmeichelnd:

Nur eine einzige Bitte noch gewähren Sie mir, Herr Major! Gönnen Sie dem armen Delinquenten noch fünf Minuten Zeit, seinen Geist zu sammeln, sich im Gebet zu Gott zu wenden und so als Christ zu sterben; erlauben Sie mir, daß ich ihm Worte des Trostes zurufe, und im Namen einer geliebten Schwester von ihm Abschied nehme!

Es sei, — sprach der Major und winkte dem Hauptmann Dobrow, der die Bitte der Baronin mit angehört hatte — auf fünf Minuten wird nicht viel ankommen!

Oft sehr viel, oft alles! sagte der Hauptmann, und ließ, des Befehls seines Chefs ungeachtet, die Exekutionsmannschaft auf den Delinquenten anlegen. Da warf sich die Baronin in die Schußlinie, umfaßte den Delinquenten mit beiden Armen und flüsterte ihm Muth zu und sagte ihm, daß sein Regiment nahe sei und daß sie mit ihrem Leben für das seinige

einstehe. Aber die hochherzige Frau hatte zu viel gehofft, der Feuerdiemen war bis auf die Mitte zusammengebrannt, kein Retter nah'te. Dobrow befahl seinen Leuten: reißet die wahnsinnige Buhlerin von ihm! und sechs nervige Fäuste packten die zarte junge Frau und trugen sie bei Seite. Dobrow wollte eben Feuer kommandiren, als sich die große Schloßpforte aufthat und ein Haufe ungrischer Reiter eindrang, welcher Alles niederritt und nieder hieb, was ihm in den Weg trat. Die Baronin war hart an die Mauer angedrängt worden und starrte furchtlos in das Gewühl der Kämpfenden hinein; da riß der Hauptmann Dobrow einem Soldaten das Gewehr aus den Händen, nahete sich derselben und sagte:

Klara, ich liebte Dich unaussprechlich, aber seit Du mich betrogen hast, hasse ich Dich, und beweise dies Dir dadurch, daß ich jetzt vor Deinen Augen Deinen Buhlen niederschieße, Verrätherin!

Bei diesen Worten legte er das Gewehr auf den immer noch gefesselten und am brennenden Strohdiemen mit einem Ungarn sprechenden Delinquenten an, und wollte grade abdrücken und beide, den Ungar und den Deliquenten niederschießen, als ihm die Baronin in die Arme fiel und ihm das Gewehr zu entreißen suchte. Ein furchtbarer Kampf entstand; gleich einer Löwin, der man die Jungen raubt, klammerte sich die Baronin an den Hauptmann, den einst geliebten Nikolaus Dobrow, und würde ihn erwürgt haben, hätte er sie

nicht mit Riesenkraft von sich geschleudert. Noch einmal nahm er das Gewehr auf, da stieß ihm die Baronin ein Messer, das sie aus dem Busen brachte, und darum bei sich trug, um sich gegen die Brutalitäten der Soldaten zu schützen, in die Brust, daß er in die Knie sank und die einst geliebte Mörderin mit seinem Blute bespritzte. In wenig Minuten waren die Österreicher bezwungen denn die Reiter waren abgesessen und leicht bewältigt, die Infanterie aber stak in einer Scheune, wo sie gespeist worden war und deren Thore die Baronin hatte schließen lassen. Csaba war gerettet.

Jetzt hatte sich nun das Theater, wie bei einem Trauerspiel, verändert; aus dem Korps siegestrunkener brand- und mordlustiger Österreicher und Kroaten waren Gefangene, aus dem gefangenen Ungar, der als Spion zum Tode verurtheilt worden, war ein siegestrunkener Soldat und aus der schuldlosen Baronin, Klara v. Hurrucker, eine schuldbelastete Mörderin geworden.

Die Leiche des Hauptmanns N. Dobrow wurde ins Schloß gebracht und nach drei Tagen mit der Leiche des alten Freiherrn, der in derselben Schreckensnacht gestorben war, beerdigt. Johanna, die muthige, entschlossene und furchtlose Jungfrau, welche auf dem Klepper ihrer Herrin in stockfinsterer Nacht eine Meile weit geritten war, um die Ungarn herbeizuholen, hatte dem geliebten Bruder das Leben gerettet, und durfte

seitdem nicht von der Baronin Seite; diese liebt sie noch immer wie eine theuere Schwester, und harret der Zeit wo sie auch dem Bruder des Mädchens ihre Dankbarkeit wird beweisen können.

Auf dem Friedhofe bei Csaba sieht man in der freiherrlich Hurrucker'schen Familiengruft zwei Gräber neben einander, jedes mit einer prachtvollen weißen Marmorplatte belegt. Auf der einen Platte steht geschrieben:

Hier
ruhen
die irdischen
Überreste des Freiherrn
Hans v. Hurrucker,
des Letzten seines Stammes. —
Er ward geboren
auf seinem
Stammschlosse Csaba
am 15. Oktober 1775,
und starb ebendaselbst am 28. Febr. 1849.

Ein freier Herr, ein Mann von ächtem Adel,
Der nur im Wohlthun Freude fand,
Ein Edler ohne Furcht und ohne Tadel,
Der letzte Sproß im Ungarland.
Die Gattin nur, die treuen Diener nannte er die Seinen,
Sie sind's allein, die an des Sel'gen Schlummerstätte
weinen.

Die andere Steinplatte führt folgende Aufschrift:

Dieser
Stein deckt
die irdische Hülle
des k. k. Hauptmanns
NIKOLAUS DOBROW,
eines braven Ungarn, der aus Irrthum und falschem Wahn am
Vaterlande zum Verräther
ward.
Er fiel
im Kampfe mit seinen Brüdern,
am 28. Febr. 1849, erst 30 Jahre alt.

Nur glücklich ist, wer überwunden
Des Lebens kurze Prüfungszeit;
Es laufen Jahre, Tage, Stunden
Um's Zauberrad der Ewigkeit —
Ob Fürst, ob Bürger oder Held,
Dem Bösen nur gehört die Welt.

Wir haben diese der Wahrheit entlehnte Erzählung mit einer kurzen Betrachtung angefangen und glauben, sie mit einer solchen schließen zu dürfen. Die Völkerbewegungen haben, wie man urtheilen darf, nur erst begonnen und erstrecken sich gegenwärtig auf solche Länder, die, wie Deutschland, ihre Nationalität wieder erringen und behaupten wollen.

Österreich leidet an einem Krebsschaden, an welchem es untergehen wird. Von der Donau bis zu den Julischen Alpen, vom adriatischen Meere bis nach Italien, auch in Böhmen und Mähren ist der Boden unterminirt, selbst Wien steht noch auf einem Krater, der seinen feurigen Rachen öffnen und es unerwartet verschlingen wird.

In Rußland, dem gewaltigen Kolosse, der auf Sklavenleibern ruht, leckt überall eine verborgene Flamme mit feurigen Zungen hervor. In vielen Gouvernementen, hauptsächlich im Gouvernement Kasan, sollen sich bedenkliche Bewegungen zeigen, Bauern in Banden von 5000 bis 6000 Mann das Land durchziehen und sengen und brennen.

Was will das Volk? Was ist es, das es so bewegt und treibt? Warum beugt es nicht mehr gehorsam seinen starken Nacken unter das Joch seiner Fürsten?

Die Antwort ist leicht, sie ist tausendmal ausgesprochen geschrieben und gedruckt worden: Aus den Fürsten sind Despoten und Tyrannen, aus dem Volke sind Sklaven geworden!

Das Volk hat diese große, begeisternde Wahrheit in einer dreißigjährigen Ruhe erkannt und will die Fesseln zerbrechen, welche es an das Joch gefesselt halten. Wenn die Fürsten beherzigten, daß es leichter sei, ein freies als ein freigelassenes Volk zu beherrschen, daß es gefahrloser sei, eine Heerde Schaafe in der freien Natur als einen Wolf im Käfig zu bewachen, sie würden dem Volke geben, was das Volk verlangt und was das Volk braucht, denn das Volk verlangt nicht mehr, als was es braucht, und der Vorwurf, daß das Volk unvernünftig und in seinen Forderungen unmäßig sei, ist unwahr, ungerecht und von der Reaktion ersonnen, um die Fürsten bange zu machen, ihnen zu schmeicheln und ihr Knecht zu werden, welcher mit der Peitsche in der Hand neben dem eingejochten Volke hergeht und mit demselben pflügt.

Ja, wenn das die Fürsten erwägen, wenn sie nur einmal dem Volke und nicht ihren Ministern und übrigen Knechten glauben wollten, ja dann könnte es anders und — gewiß besser werden, denn

Der Mensch ist frei geboren, ist frei
Und wär' er in Ketten geboren;

Drum laßt euch nicht irren des Pöbels Geschrei,
Nicht den Mißbrauch rasender Thoren!
Vor dem Sklaven, wenn er die Kette bricht,
Vor dem freien Manne erzittert nicht!

Schiller.

Nach Ungarn richte mit Vertrauen
Der Deutsche seinen freien Blick!
Wird man dort einen Tempel bauen
Der Göttin Freiheit mit Geschick,
Dann wird's in Michels Kopf auch hell —
Er holt aus Ungarn sich's Modell.

Die drei heiligen Eichen

oder

Der Sieg der Wahrheit über Pfaffentrug.

In Xions steh'n drei Eichen
Gar wunderbar vereint;
Ein Grab umfaßt drei Leichen,
Um die der Pole weint.
Aus weiter, weiter Ferne
Sieht man die Eichen steh'n —
Sieht man nicht mehr die Sterne,
Wird Polen untergeh'n.

Als der Sieg um die Völkerfreiheit im März 1848 errungen und die Kunde davon in die weite Welt gedrungen war, da kamen aus allen Provinzen des preußischen Staats Abgesandte nach Berlin, um ihre Sympathien für das große Ereigniß auszudrücken und die Wünsche des Landes der Regierung zu erkennen zu geben. Auch die Polen verlangten ihre Rechte. —

Unter der väterlichen Regierung Friedr. Wilh. III. war das Großherzogthum Posen zu einer blühenden Provinz geworden. Der Pole erkannte das ihm gespendete Gute, konnte aber nie vergessen, daß man ihm seine Nationalität verkümmerte und nach und nach zu entziehen suchte. Es waren ungeheuere

Summen aus dem preußischen Gesammtvaterlande nach Polen gewandert und man hatte sich geschmeichelt, durch den Glanz des Goldes das Nationalgefühl der Polen in den Hintergrund treten und ein preußisches Deutschthum über das Land aufgehen zu lassen, doch man irrte sich. Die Provinz Posen wurde von deutschen Beamten verwaltet, deutsche Lehrer verdrängten die polnischen Schulmeister und zahllose deutsche Einwanderer nahmen die Stelle der in das Innere von Deutschland gezogenen polnischen Soldaten ein. So glaubte man die Bewohner des Großherzogthums zu einem deutschen Volke zu vereinbaren und hatte gewiß weiter keine andere Absicht. Aber nächst dem Franzosen besitzt der Pole das stärkste Nationalgefühl, Tausende von Deutschen sind im Großherzogthum Posen Polen, kein Pole ist ein Deutscher geworden, kein Jahrhundert hat vermocht, diese Nation ohne Vaterland zu vernichten.

Nach den Märztagen kamen auch polnische Abgeordnete nach Berlin und verlangten ihren Theil von der errungenen Freiheit. Sie waren gewiß mäßig in ihren Forderungen; denn sie begehrten nichts als Selbstständigkeit der Provinz unter preußischer Oberherrschaft, d. h. man sollte ihnen polnische Lehrer und Beamte geben, ihnen die polnische (Landes-) Sprache lassen, mit einem Worte: sie nicht zu einem deutschen Volke machen wollen! Das war gewiß ein eben so gerechtes als mäßiges Verlangen, welches alle deutsche

Provinzen erkannten, daher auch die Regierung das Versprechen gab, daß der Pole frei sein und sich selbst regieren solle. Doch das Versprechen konnte nicht gehalten werden, weil die zur Hälfte deutsch gewordenen Bewohner des Großherzogthums sich nicht von Polen regieren lassen wollten. Es begegneten sich solchemnach Parteiinteressen; der Deutsche glaubte sich gefährdet, der Pole verrathen. Nachdem das Vereinigungsrecht gewährt worden war, bildeten sich Polen-Comitees und man beschloß von Seiten der Polen die Organisirung einer polnischen Armee. Der Beschluß kam bald zur Ausführung und mit dieser begann auch zugleich der Bürgerkrieg. Aber nicht nur die Regierung war es, gegen welche sich die Volkswuth der Polen richtete; Alles, was auf das Volk drückte, ward Gegenstand seines Hasses und seiner Rache. Die Gutsbesitzer, die Beamten und alle Deutsche waren nicht mehr sicher vor den Gewaltthaten der rohen Massen. Das Großherzogthum wurde eine Stätte der Verwüstung, des Bürgerkrieges und der Metzelei. Die Bauern geriethen in vollen Aufstand, das große aber auch schreckliche Wort Freiheit war tief in das Volk gedrungen und die kleinsten Anmaßungen der Gutsherren wurden zu Bedrückungen gestempelt, welche das Volk, das sich frei wähnte, zur Rache stachelte. Feuersäulen von den niedergebrannten Herrensitzen rötheten täglich den nächtlichen Himmel, Mord und Zerstörung zeigten überall Spuren des

furchtbarsten Aufruhrs und von allen Seiten flogen Kuriere nach Posen, Breslau und Berlin, um Hülfe zu suchen gegen diese allgemein gewordenen Schrecken. Die Hülfe blieb nicht aus. Aber sowie sich preußische Truppen zusammen zogen und in die bedroheten Gebietstheile einrückten, so verstärkten sich auch die polnischen Streitkräfte. Mit Begeisterung ließ sich die polnische Jugend anwerben; aus Frankreich, Deutschland, aus Italien, ja aus halb Europa strömten Polenfreunde herbei, und kein Pole zweifelte, daß die Stunde der Freiheit für sein Vaterland geschlagen habe. Überall übten sich die Korps in den Waffen und wo es an Flinten und Säbeln und anderer Wehr fehlte, da griff der Pole zu seiner geliebten Sense. Die Begeisterung erhöhete sich, als Mierolawsky, der bewährte Führer, sich an die Spitze des Polenheeres stellte. Lange parlamentirten und unterhandelten die Parteien. Preußen wollte nachgeben und versprach eine volksthümliche Reorganisation des ganzen Großherzogthums aber unter der strengen Bedingung, daß sich das polnische Insurgentenheer auflöse. Dies war das Signal zum Kampfe; die Polen glaubten sich von neuem verrathen, sie wollten gerüstet unterhandeln; polnische Heereslager bildeten sich bei Schrada, Wreschen, Xions, Pleschen ꝛc. und bald begann der Krieg mit kleinen Scharmützeln, die fast immer zum Vortheil der des Landes kundigen Polen ausfielen. Die Polen hatten eine Armee von 30,000 Mann, aber ohne Reiterei

und Geschütz; die meisten Krieger waren Sensenmänner. Auf den Dörfern sowie in den kleinern Städten und Flecken ereigneten sich die furchtbarsten Schauerscenen; der Deutsche konnte sich in seiner Wohnung nicht mehr zur Ruhe legen, die wüthenden Polen drangen bei Nacht in die Häuser ein, würgten und tödteten Kinder und Greise, Frauen und Jungfrauen, und verübten oft Handlungen, welche die Feder zu beschreiben sich weigert. Aber auch die Deutschen und die zur höchsten Wuth gereizten preußischen Soldaten blieben keine Engel und übten oft an schuldlosen Polen ein furchtbares Vergeltungsrecht. Es war, mit einem Worte, ein Kampf auf Leben und Tod, ein Vernichtungskrieg, der an die Zeiten der größten Barbarei und Finsterniß erinnert und dem Kampf in Dresden gleicht, wo auch die Soldaten das wehrlose, schon besiegte Insurgentenvolk mit beispielloser Grausamkeit gemordet haben sollen.

In einem der größten Häuser der Stadt Gostyn lag in der Mitte April v. J. ein junger Pole auf dem prachtvollen Divan eines eben so prachtvollen Zimmers und schien zu schlummern. Er war ein schöner Mann, kaum 30 Jahre alt, mit einem bunt seidenen Schlafrocke bekleidet und trug um den Kopf eine Binde, welche das halbe Gesicht mit verhüllte.

Neben ihm stand eine junge reizende Dame, kaum 18 Jahre alt, in die Landestracht der reichen und vornehmen Polinnen gekleidet, und hielt ein feines weißes Taschentuch in der Hand, womit sie den Fliegen wehrte, die sich bisweilen auf das Gesicht des jungen Mannes setzten, denn das Zimmer war stark geheizt und auf einem in der Mitte stehenden Tische standen Wein und Backwerk, allerhand süße Früchte und andere Delikatessen, welche mancherlei Insekten hereingelockt haben mochten. An dem so reich besetzten Tische saßen zwei Männer mit schwarzen kurzen Röcken, mit Gürteln um den Leib, in welchen Dolche und Pistolen blitzten, und vor ihnen lagen schwarze Pelzmützen mit großen rothen, lang herabhängenden Beuteln oder Säcken. Diese Männer aßen und tranken, ohne ein Wort zu wechseln, mit einer solchen Gier, daß man in Versuchung kam, zu glauben, sie hätten mindestens 8 Tage lang gefastet und suchten jetzt ihrem Schaden auf einmal wieder beizukommen. Der eine dieser Männer, dick und rund wie Vater Bachus, hatte mehr ein deutsches, der andere, ein Jüngling von etwa 25 Jahren, ein unverkennbar polnisches Nationalgesicht. Auf einem Sessel an der Thür saß ein alter Diener in eleganter Livree mit vergoldeten Wappenköpfen und weißem Tressenkragen am feinen blauen Frack. Der junge auf dem Divan ruhende Mann schien im Sterben zu liegen, denn bei jedem Athemzuge hob sich die Brust sichtbar empor und man

hörte ein anhaltendes dumpfes Stöhnen oder Röcheln. Niemand hatte wohl eine halbe Stunde lang ein Wort gesprochen, als der alte Diener sich der jungen Dame näherte, sie an der Hand bei Seite zog und ihr etwas leise ins Ohr sagte. Die Dame trocknete sich eine Thräne im Auge, entließ den Diener und sagte: Thu' was Du willst, Johannes! auf meinen Befehl aber nicht! Der Diener entfernte sich und statt seiner trat ein anderer ein, welcher die Stelle an der Thür einnahm.

Plötzlich richtete sich der Kranke auf dem Sopha auf, stieß die junge Dame, welche ihn halten oder unterstützen wollte, mit aller Kraft von sich, starrte die beiden Männer am Tische an und sagte im Tone des höchsten Zorns: Seid Ihr auch Polen, daß Ihr Euch her setzt und schmauset und das Vaterland im Stich lasset? Den Brotbeutel und die Feldflasche um den Hals und hinaus gegen die deutschen Hunde, welche der Preuße auf uns hetzt!

Nach dieser Kraftanstrengung legte er sich wieder nieder und verfiel in die vorige Agonie. Die beiden Männer standen vom Tische auf, der Aeltere betastete den Puls des Kranken, der Jüngere ergriff die beiden Hände der jungen Dame und schien sie auf den nahen Tod ihres im Todeskampfe daliegenden Gatten vorbereiten zu wollen. Es war eine schauerliche Scene, die sich aber bald änderte; denn der alte Bediente führte einen katholischen Priester und dessen Gehülfen

ein, die eine Stunde lang mit dem Kranken beteten und dann seinen letzten Willen niederschrieben. Als sie damit geendet hatten, thaten sie sich an den vorräthigen Speisen und Getränken, die noch auf dem Tische standen, eine Güte, und verabschiedeten sich wieder. Die Scene nahm bald ihren vorigen Charakter an; man stand am Lager des Kranken, der noch immer stöhnte und röchelte, ohne ein Wort laut zu sprechen. Plötzlich hörte man von der Straße herauf Trommelgewirbel und den Schall preußischer Signalhörner, einzelne Schüsse fielen und der Schall des Marsches einer starken Militärmasse drang durch die Fenster.

Es war gegen 7 Uhr Abends, als sich unmittelbar vor dem Hause ein hartnäckiger Kampf entspann, die Sensenmänner der Polen hatten sich hinter einer Barrikade gesammelt, brachen auf einmal hervor und trieben die preußische Infanterie vor sich her. Man hörte das Siegsgeschrei der Polen. Die Dame stand am Fenster und blickte auf die Straße herab; die beiden Männer bewaffneten sich und rannten die Treppe hinab. Auf einmal schrie die Dame: Gott im Himmel, mein Mann! und als der alte Diener an das Fenster trat, sah er mit Schreck und Staunen, daß der Kranke mit einer Fahne in der Hand sich mitten unter den Sensenmännern befand und dieselben zum muthigen Vordringen anfeuerte. Die Preußen wichen immer weiter zurück, bis sie auf einmal ihre

Reihen öffneten und ein mörderisches Kartätschenfeuer die Polen niederschmetterte. Noch eine halbe Stunde dauerte der Kampf, dann war Gostyn von den rebellischen Polenhaufen gesäubert und in den Händen der Preußen, die mit Menschlichkeit gegen die Bewohner verfuhren und keine Rache an ihnen nahmen, ja sogar denselben gestatteten, die Leichen ihrer gefallenen Helden ruhmvoll zu bestatten.

Am dritten Tage nach diesem Ereigniß wurde das preußische Offizierkorps von der Wittwe des Grafen Ostrowsky eingeladen, dem solennen Leichenzuge ihres Gemahls zu folgen und ihr Haus demnächst mit einem Besuche zu beehren. Man entsprach der Einladung, und so wenig auch der Fall geeignet war, Heiterkeit und Freude in dem Kreise der Geladenen hervorzubringen, so mußten beim Scheiden aus dem prachtvollen Grafenhause doch alle Gäste gestehen, daß sie einige Stunden höchst angenehm zugebracht und nie eine reizendere und geistreichere Dame gesehen hätten, als die kaum 18jährige Wittwe des Grafen Ostrowsky. Mancher von den uniformirten Herren der noch nicht in Hymens Fesseln schmachtete, bauete im Stillen einen Plan, denn der Krieg, der ohnehin nur den Männern galt, konnte nicht ewig dauern, und die junge Gräfin Wittwe, Maria, sollte, der eingezogenen Erkundigung nach, eben so unermeßlich reich sein, als sie in der That reizend war. Dies war auch, wie wir versichern können, wirklich der Fall.

Der in einem Scharmützel mit den Preußen am Kopfe gefährlich verwundete Graf Ostrowsky war, nach der in der Fieberhitze am Kampfe genommenen Theilnahme, in welcher er seinen Tod fand, kinderlos gestorben und hatte seine Gattin zur alleinigen Erbin seines großen Vermögens eingesetzt. Von den beiden Herren, die, als Graf Ostrowsky auf dem Divan im Todeskampfe lag, mit so gutem Appetit speisten und zechten, war der Jüngere der Bruder des Grafen, ein Jüngling von 24 Jahren, der erst vor Kurzem seine Studien in Breslau vollendet und in der polnischen Armee einen hohen Posten erhalten hatte; der Aeltere ein polnischer Militärarzt, mit welchem ersterer nach Gostyn geeilt war, als er von der gefährlichen Verwundung seines Bruders Nachricht erhalten hatte. Der Graf Peter Ostrowsky hatte seine Gemahlin mit eben der Leidenschaft geliebt, als er die Ueberzeugung gehabt hatte, daß er von ihr geliebt werde. Das Testament, welches dieselbe zu alleinigen Erbin seines großen Vermögens einsetzte, enthielt aber eine eben so grausame als sonderbare Bedingung. Die Gräfin, so lauteten die Worte des Testirers, sollte nur in sofern die alleinige Erbin seines gesammten Nachlasses sein, als sie durch keine anderweitige Heirath seinen Namen verliere; nur als Gräfin Ostrowsky solle sie sich ausschließend aller seiner Güter in Galizien und Polen, sowie seines Mobilarnachlasses anmaßen. Maria, die Gräfin Wittwe, hing mit ihrem

Herzen nicht am Besitz zeitlicher Güter, nur Wohlthun war ihre einzige Freude, und in sofern ihr des verstorbenen Gemahls großes Vermögen die Mittel der Wohlthätigkeit gewährte, freute sie sich der Erbschaft und gelobte sich ohne Zwang, des theuren Todten ihr heiligen Willen redlich zu erfüllen und sich nie wieder zu vermählen. Doch Maria Ostrowsky war ein schwaches Weib von 18 Jahren, ohne Erfahrung und feste Grundsätze. Wer möchte sie tadeln, wenn sie ihrem Vorsatze untreu ward und dem pfäffischen Ueberredungen, womit man sie umstrickte, Folge leistete? Etwa 8 Wochen nach ihres Gemahls Tode eröffnete ihr der Pfaffe, der ihres Gatten Testament aufgenommen hatte und ihr Beichtiger war: Mit den Worten: Sie, die Gräfin, solle des Verstorbenen alleinige Erbin werden, insofern sie durch keine anderweitige Heirath ihren Namen verliere, habe der selige Graf zu erkennen geben und andeuten wollen, daß es sein sehnlichster Wille und Wunsch sei, daß sie die Gattin seines geliebten Bruders, des Grafen Paul Ostrowsky werde. Der schlaue Priester wußte ihr diese den Worten des Testaments untergelegte Absicht so einleuchtend vorzustellen und sie durch Scheingründe so zu überreden, daß das junge, noch lebensfrohe Weib in ihrem festen Vorsatze, nie wieder heirathen zu wollen, wankte, an den pfäffischen Trug glaubte, und zuletzt in den allerdings sonderbaren Testamentsworten keinen andern Sinn fand; denn hätte ihr Ge-

mahl haben wollen, daß sie sich gar nicht wieder vermähle, so konnte er dies mit bestimmten Worten ausdrücken.

Der Pfaffe, welcher die junge Gräfin so leicht belehrt und seiner Absicht gemäß bekehrt hatte, mußte nun auch weitere Schritte in seinem geheimnißvollen Plane thun, jedenfalls spielte er mit dem Grafen Paul aus einer Karte; denn wiewohl sich dieser bei dem Heere der Insurgenten befand und gewiß seine Zeit auf höhere Zwecke als auf Familienverhältnisse verwenden mußte, so erschien er doch eines Tages ganz unerwartet in Gostyn, verweilte unter dem Vorgeben, daß ein achttägiger Waffenstillstand ihm einen Urlaub auf so lange verschafft habe, einige Tage bei der schönen Schwägerin und warb in dieser Zeit nicht ohne Erfolg um ihre Hand. Die im Testamente des Bruders enthaltene Bedingung schien ihm ganz unbekannt zu sein, doch fand er in den Worten denselben Sinn, den der Pfaffe gefunden hatte, und pries sich glücklich, durch seine Verbindung mit Gräfin Maria zugleich den Willen seines geliebten Bruders erfüllen zu können.

Um diese Zeit, wo die Gesetze schliefen und alle Formen zerbrochen waren, brauchte man nicht erst Förmlichkeiten vorausgehen zu lassen, wenn es sich um ein Ehebündniß handelte, der Krieg macht es oft notwendig, daß sich Brautleute, die sonst noch Jahre lang gewartet haben würden, auf der Stelle trauen ließen, und so setzte es auch Graf Paul Lukowsky

durch, daß Maria in die Vermählung mit ihm noch vor seiner Abreise ins Regiment einwilligte.

Als die Trauungs-Ceremonie vorüber und das junge Ehepaar mit dem Priester, der sie verbunden hatte, und dem Militärarzt Kalowsky, welcher Zeuge der Handlung gewesen, bei einem fröhlichen Mahle versammelt war, nahm der Pfaffe den mit edlem Wein gefüllten Becher, stand vom Stuhle auf und rief, den Becher hoch schwingend: „Hoch lebe das gräfliche Ehepaar! Der Herr segne und behüte es! Der Herr sei mit ihm!" Dankend drückte der Graf Paul dem Pfaffen die Hände, zog seine junge reizende Gemahlin in seine Arme und sagte: „Hochwürdiger Herr! Euch danke ich mein Glück! Ihr habt den letzten Willen meines geliebten Bruders niedergeschrieben und waret der einzige Mann, der seinen wahren Sinn verstehen und deuten konnte! Ihr habt ihn zu meinem Glück gedeutet und ich schwöre bei Gott, daß meine geliebte Maria Eure Deutung segnen und Euch dafür danken soll, denn sie soll mein Alles und Einziges auf Erden, nächst dem unglücklichen Vaterlande soll nur Marie der Gegenstand meiner ewig treuen Liebe, meiner Verehrung und Anbetung sein! Aber wie dank' ich Euch hochwürdiger Herr?" Da faltete der Priester frommgläubig seine Hände, streckte

sie hoch empor und sprach mit Salbung: „Was ich gethan, hoher Herr! habe ich aus Pflicht gethan; mir gebührt weder Dank noch Lohn. Doch wollet Ihr mit Eurer Gemahlin den Herrn im Himmel danken dafür, daß er Euch durch mich seinen Diener, auf den Weg Eurer gegenseitigen Glückseligkeit geführet hat, so denkt auch in dieser frohen Stunde einmal an Euren Tod und thut bei solchen Gedanken ein Werk christlicher Liebe, das Euch im Leben nichts kosten, und den Weg zum ew'gen Leben jenseits bahnen wird! Verstehen Sie mich, Herr Graf!

Ich ahne — antwortete Graf Paul — aber ich bitte, Hochwürdiger Herr! sprechen Sie das Werk aus, das wir thun sollen! Meine Marie ist stets der Armen Wohlthäterin und Engel gewesen; sie wird in Alles willigen, was ich gelobe, wenn es einer edlen Handlung gilt!

Nun! fuhr der Priester fort: so will ich das Wort der That aussprechen, das mir lange schon das Herz bewegt hat! Machen Sie geliebtes Paar! ein gegenseitiges Testament in welchem Eins das Andere auf seinen Todesfall zum Erben einsetzt und der überlebende Theil das ganze Vermögen der Kirche, und zwar dem armen Kloster zu Gostyn, dessen Glied ich bin, vermacht; denn durch mich, den Klosterdiener, hat Ihnen der Herr den Willen des seligen Herrn Grafen Peter kund gethan! —

Graf Paul sah schweigend seine junge Gemahlin an, um seine Lippen zogen sich Falten des Unwillens oder Mißtrauens, sein Feuerauge warf Seitenblicke nach dem Priester, der noch immer die Hände gefaltet hielt; dann sprach er mit fester Stimme: „Maria! Dein Wille ist der meinige, Dein Entschluß entscheide!"

Die Gräfin schmiegte sich fester an ihren Gemahl und sagte: „Du wirst gesund aus dem heillosen Kriege heimkehren, denn ich werde nicht aufhören, Gott darum zu bitten; darum trage ich kein Bedenken ein solches Testament, wie es der fromme Pater vorgeschlagen hat, zu errichten. Solltest Du, mein geliebter Gemahl! in der Schlacht fallen, so weiß auch ich, Deine Marie, zu sterben; und wem von uns Beiden könnte es von Interesse sein, zu wissen, wie das Irdische verwendet werde, das wir hinterlassen?"

„Sorgen Sie dafür, Herr Pfarrer!" sagte Graf Paul Ernst zum Pfaffen, „daß das Testament noch vor meiner Abreise zu Stande gebracht werde! Und nun kein Wort mehr davon! Am nächsten Morgen wurde das Testament aufgenommen, der Pfaffe hatte diesmal alle Vorsicht gebraucht, um nicht gegen die Förmlichkeiten zu verstoßen; er brachte einen Notar und Zeugen mit, vor welchen das gräfliche Paar ganz in dem Maße, wie der Pfaffe es ausgesprochen hatte, seinen gegenseitigen letzten Willen aussprach.

Noch zwei Tage verweilte Graf Paul in Gostyn und genoß die Blüthenzeit der goldenen Flitterwochen; als er abreiſete, geleitete ihn Marie eine Meile weit und kehrte traurig mit dem alten Johannes zurück. Gostyn war ruhig, eine kleine Beſatzung von Preußen hielt die Polen im Zaum.

Von Gostyn zog ein Korps Preußen nach Kozmin, um es zu beſetzen; als aber die Quartiermacher in die Stadt kamen, wurden ſie von dem erbitterten Polenvolke wieder vertrieben. Es kamen dabei Gräuelſcenen des Fanatismus vor, welche an das Unglaubliche grenzen. Unterdeß kam das Hauptkorps heran und drang in die Stadt; die Polen vertheidigten jede Straße, jedes Haus aufs hartnäckigſte; aber das Kartätſchenfeuer räumte fürchterlich unter ihnen auf und nun rächten ſich die Deutſchen an den Polen mit eben der Wuth, mit welcher ſie von dieſen zuvor gemißhandelt worden waren. Bei Adelnau wüthete ein Kampf, der 2000 Senſenmännern das Leben koſtete, und bei Roſchkowek fielen wieder 60 Polen; die Inſurgenten zogen ſich nach Pleſchen zurück. Hier wurde, als die preußiſchen Truppen anrückten, Sturm geläutet, man bauete Barrikaden und überall predigten die Geiſtlichen Tod und Verderben den Deutſchen, ſtellten ſich mit dem

Kreuz in der Hand an die Spitze der Polen, und boten alle Kräfte und Rednergaben auf, um die Sensenmänner zu begeistern. Dem heranrückenden General Colomb ließen die Polen sagen: sie würden alle Deutsche niedermachen, wenn er die Truppen nicht zurückziehe; aber der wackere Krieger konnte sich daran nicht kehren. Viele deutsche Einwohner wurden auf die grausamste Weise von den wüthenden Polen geschlachtet.

Am 29. April kam es bei der Stadt Xions zu einem blutigen Kampfe. Daselbst standen die Polen in einem verschanzten Lager und wurden von den Preußen unter dem Oberst von Brandt zuerst angegriffen. Die Polen leisteten verzweifelten Widerstand, hatten die Stadt im Innern stark verbarrikadirt, und mußten von Straße zu Straße, von Haus zu Haus getrieben werden. Drei volle Stunden währte der Kampf; der Verlust der Preußen betrug gegen 200 Todte und schwer Verwundete, die Polen zählten 200 Todte, eben so viel Verwundete, und 700 Mann mußten das Gewehr strecken. Die Stadt Xions war total verwüstet und bis auf wenige Häuser ein Schutthaufen. Graf Paul Ostrowsky hatte sich mit einer Reiterschaar durchgeschlagen und entkam glücklich nach Miloslaw, wo ein Korps Polen unter Mirolawsky stand. Am 30. April rückte General von Blumen mit einem starken Korps Preußen gegen die Stadt Miloslaw an, forderte sie vergebens zur

Uebergabe auf und begann sie zu bombardiren. Hierauf eröffnete Infanterie den Angriff und drang in die Stadt ein. Die Polen zogen sich scheinbar zurück bis vor die Stadt, die Preußen folgten ihnen hitzig nach; als sie aber an einen nahen Wald kamen, wurden sie von einer großen Menge darin versteckt gewesener Insurgenten empfangen und auf beiden Seiten von polnischen Reitern angegriffen. Es entspann sich hier eine förmliche Schlacht, immer neue Schaaren von Sensenmännern rückten heran und nach fünfstündigem mörderrischen Kampfe zogen sich die Preußen zurück. Der Kampf um die Stadt war fürchterlich; sie wurde dreimal von den Preußen mit Sturm genommen, mußte aber doch endlich den Polen überlassen werden. Die Preußen erlitten schwere Verluste, insonderheit waren mehrere hundert polnische Soldaten in der preußischen Armee zu den Polen übergegangen. Dieser Sieg begeisterte die Insurgenten, ihre Pfaffen ermunterten sie zur muthigen Fortsetzung des entscheidenden Kampfes fürs Vaterland.

Graf Paul Ostrowsky hatte sich mit Ruhm bedeckt und sandte am Tage nach der Schlacht einen Eilboten nach Gostyn, welcher seiner Gemahlin den erfochtenen Sieg und sein Wohlbefinden berichten mußte. Er ließ ihr dabei sagen: er hoffe, daß der Krieg beendigt sein und er binnen drei Tagen eintreffen werde.

Dies war jedoch der einzige Sieg der Polen,

der oben wie ein glänzender Stern auf die Schaaren der Tapferen niederleuchtete; bald sollte dieser Stern erbleichen, denn einige Tage darauf wurde ihr Hauptkorps von zwei Seiten durch die Gesammtmacht der Preußen angegriffen und aufgerieben.

Die Polen hatten sich, siegestrunken, 10,000 Mann stark, bei Wreschen versammelt und beabsichtigten, das von den Preußen besetzte Gnesen mit Sturm zu nehmen; der preußische General Hirschfeld rückte ihnen mit seinem Korps von 2300 Mann entgegen; von beiden Seiten wurde tapfer gekämpft, doch zogen sich die preußischen Truppen langsam und fechtend zurück. Eine halbe Meile vor der Stadt machten die Insurgenten Halt und koncentrirten sich. Mit banger Erwartung sahe Gnesen in der nächsten Nacht dem Sturme entgegen; da plötzlich donnerten im Rücken des polnischen Lagers die Kanonen, der General v. Colomb kam mit dem Gros der Armee dem bedrängten Gnesen zu Hülfe und griff unverzüglich an. Der Kampf währte vier Stunden und endete mit der völligen Niederlage der Polen. Gegen 4000 Polen bedeckten das Schlachtfeld; so muthig sie auch gekämpft hatten, die geregelte Disciplin der Preußen und deren furchtbare Artillerie waren ihre unüberwindlichsten Feinde. Mit dieser Niederlage war die Macht der Polen gebrochen, nur hier und da noch fand der kleine Krieg statt, der aber meistens mit großer Erbitterung geführt wurde.

Die Nachricht von dem Unglück der Polen bei Gnesen durchzuckte das ganze Land wie ein elektrischer Wetterstrahl, die letzten Kräfte versuchten die Patrioten aufzubieten, allein überall stießen ihre Trupps auf mobile Preußen-Kolonnen, und mußten sich wieder zerstreuen, wenn sie nicht zusammengeschossen oder als Rebellen behandelt werden wollten. — Der Priester Augustin, derselbe, welcher das gegenseitige Testament des gräflichen Ehepaars in Vorschlag gebracht hatte, befand sich, wie fast täglich geschah, gerade im Palast des Grafen Ostrowsky, um dessen junge Gemahlin zu trösten und ihr Nachricht von den Fortschritten oder Niederlagen des polnischen Heeres zu bringen, als eines Nachmittags ein junger Pole mit Staub und Schweiß bedeckt ins Zimmer stürzte, und den unglücklichen Ausgang der Schlacht bei Gnesen verkündigte; er hatte gesehen, wie Graf Paul Ostrowsky von einer Kanonenkugel getroffen, vom Pferde gesunken, und wie sein getreuer Diener und Reitknecht, der ihm aufhelfen wollte, neben ihm niedergeschossen worden war; auch hatten polnische Offiziere den Tod des Grafen bestätigt und ihm aufgetragen, seiner Gemahlin Nachricht zu bringen.

Mit großer Mühe und Lebensgefahr hatte sich der junge Pole auf den Weg gemacht und glücklich Gosiyn erreicht.

Marie, die ächte Polenheldin, hörte die Schreckensnachricht mit Ruhe und Ergebung an, sie fühlte

zwar den ungeheuren Schmerz, der in ihrem Innern wüthete, aber sie bedurfte keines Trostes von dem frommen Priester Augustin, der wohl Recht hatte, wenn er behauptete, daß sie nicht die einzige Wittwe und daß der Untergang Polens ein weit größeres und allgemeineres Unglück sei, als der Tod eines braven Polen, welcher den Heldentod fürs Vaterland gestorben, also in seinem schönsten Berufe geblieben sei. Demungeachtet war die junge Gräfin ein zu schwach organisirtes Weib, als daß sie der tiefe Schmerz, der ihr mit der Schreckensnachricht gebracht ward, nicht hätte überwältigen sollen. Sie mußte sich zu Bett legen und Rebecka, eine jüdische Zofe, saß wachend an ihrer Seite.

Pater Augustin besuchte sie am Morgen darauf wieder; die Gräfin lag noch zu Bett, als er kam. Im Vorzimmer empfing ihn die Jüdin. Als er sich einige Augenblicke umgesehen hatte, griff er in die Brusttasche seines faltigen Kleides, nahm ein kleines Fläschchen heraus, in welchem sich eine weißfarbige Flüssigkeit befand, und reichte es der Zofe. Rebecka zögerte, das Glas anzunehmen und sagte, sich nahe an den Pfaffen drängend: Sie wissen doch, hochwürdiger Herr, daß ich eine Jüdin bin und Ihnen nicht aufs Wort glaube? Erst den Lohn, dann die That!

Heißt das Vertrauen? heißt das Liebe, Rebecka? sprach Augustin — zahlt dein Volk, ehe es die Waare gesehen und in Empfang genommen hat?

Gut, erwiderte die Jüdin, — aber ein Draufgeld, das mir genügt, im Fall ich später betrogen werden sollte! Entschließen Sie sich! Mein Dienst ruft.

Sind wir sicher, mein Kind?

Johanna ist bei der Herrin und Nikolaus und Johannes sind nach Gnesen gesandt, um den Leichnam des Grafen zu holen oder dessen ehrenvolles Begräbniß dort zu erkaufen. Sie haben viel Geld mitgenommen, lauter Gold. Ha, wie das mir in die Augen lachte! Es ist doch was Herrliches, das glänzende hoch gelbe und rothe Gold! Die gnädige Gräfin ist keine Knauserin, ich werde mein gutes Theil von der Erbschaft bekommen. Behalten Sie Ihr — —

Still! still! sprach der Pfaffe, — hier ist Gold! ein kleines Draufgeld! das Kloster zahlt königlich!

Bei diesem Worten reichte der falsche Priester dem Mädchen einen ziemlich langen grünseidenen Beutel, durch dessen ausgedehnte Maschen der Glanz des Goldes schimmerte. Die Zofe nahm hastig den Beutel, wog ihn mit der Hand, griff ebenso hastig nach dem Fläschchen und verbarg Beides im Busen; dann schritt sie zur Thür, öffnete dieselbe, schlug sie ziemlich stark wieder zu und begrüßte mit lauter Stimme den Pater mit solchen Worten, als ob derselbe eben erst ins Vorzimmer getreten sei. Dann meldete sie ihn der Gräfin und kehrte mit dem Bescheid zurück, daß die Frau Gräfin zwar noch zu Bett liege, sich aber

ziemlich wohl fühle und den hochwürdigen Herrn zu sprechen wünsche.

Pater Augustin begab sich in das Wohnzimmer, wo er, wie gewöhnlich, ein gutes Frühstück fand, mit dem er sich noch immer beschäftigte, als ihm die Gräfin Gesellschaft leistete. Nach der gewöhnlichen gegenseitigen Begrüßung sagte sie: Wissen Sie was? Pater! ich habe beschlossen, selbst nach Gnesen zu reisen, um mich an Ort und Stelle von der Todesart meines Gemahls zu überzeugen. Die preußischen Militärbehörden sind human und werden mir sicheres Geleit geben.

Wie? gnädige Frau! sagte erbleichend der Pfaffe, welcher durch Ausführung dieses Vorhabens seinen den Lesern gewiß nicht mehr verborgenen Plan scheitern sah, — Sie wollen sich der Gefahr aussetzen, von den preußischen Soldaten, welche in Gnesen und überall ungestraft die größten Schandthaten an unserm Volke verüben, und selbst Frauen, Greise und Kinder nicht schonen, gemißhandelt zu werden? Nein, Frau Gräfin! dazu kann und darf ich meine Zustimmung nicht geben, wenn ich voraussetze, daß Sie meine Vormundschaft, die Ihnen der Herr Graf in mir verordnet hat, ferner anerkennen. Das unglückliche Polen ist den Preußen und Deutschen ein erobertes feindliches Land; würden Ihnen auch die preußischen Soldaten, unter welchen eine strenge Disciplin herrscht, nichts zu Leide thun, die von unserm Volke leider

vielfach gemißhandelten Deutschen würden leicht Rache an Ihnen nehmen dürfen. Nein Gräfin! Sie dürfen nicht reisen! Ihre beiden Diener werden Ihre Schuldigkeit thun, und wenn die Ruhe im Lande wieder hergestellt ist, steht Ihnen der Weg noch immer offen.

Die Gräfin, welche solchen Gründen nicht entgegenzutreten vermochte, gab nach und der Pfaffe schied mit dem von ihr empfangenen Versprechen, daß sie ohne seine Zustimmung nicht reisen würde.

Im Vorzimmer wartete die schlaue Judenzofe des Pfaffen, öffnete ihm beim Fortgehen die Saalthür und flüsterte ihm zu: Mit dem Draufgeld bin ich zufrieden, legen Sie meinen Lohn zurecht, denn noch heut' oder morgen früh wird die Frau Gräfin ihr Lebens-Elixir kosten!

Augustin drückte der Giftmischerin die Hand und nickte ihr seinen Beifall zu. Diesmal hatte sich aber der schlaue Pfaffe in seiner Menschenkenntniß verrechnet. Rebecka war an Leib und Seele eine Jüdin, dennoch aber nicht schlecht genug, um einem Mörder ihre Hände zu leihen; sie warf das Fläschchen mit sammt der Gift enthaltenden Flüssigkeit in einen Kloak und ließ sich unbekümmert darum, was der Pfaffe sagen würde, wenn er am Morgen oder Mittags darauf wieder kommen und nach dem Erfolg forschen sollte.

Die Gräfin hatte mit ihrer Gesundheit auch ihre ganze Fassung wieder gewonnen, gedachte zwar fort-

während des in der Schlacht gebliebenen Gemahls, tröstete sich aber, als ächte Polin, daß er für's Vaterland gestorben sei, und legte sich am Abend, früher als sonst, ruhig schlafen. In der Mitternachtstunde läutete es an der Hausglocke; der noch im Hause anwesende einzige Diener öffnete die Pforte und wollte seinen Augen nicht trauen, als ihm der alte Johannes, ein im Dienst der Grafen Ostrowsky ergrauter Bediente, entgegentrat und nach der Frau Gräfin fragte. Als er vernommen hatte, daß sie gesund und wohl sei, ließ er das Haus wieder schließen, stürmte die Treppe hinauf und weckte der Herrin Kammerzofe mit den gebieterischen Worten, daß er sogleich die Frau Gräfin sprechen, und daß sie dieselbe sofort zum Aufstehen auffordern müsse. — Maria sprang, als sie von Johannes Rückkehr von Gnesen hörte, rasch aus dem Bett, warf sich eben so schnell in die Kleider, und bewillkommnete den treuen Diener. Johannes war heiter, entschuldigte sein ungewöhnliches und stürmisches Erscheinen und bat dann seine gnädige Herrin, ihm einige Minuten lang unter vier Augen Gehör zu leihen. Die Gräfin entließ ihre Zofe; Johannes aber sprach: Gottes Güte ist groß, gnädige Frau! Möge Sie die Freude nicht zu sehr erschüttern! Der Herr Graf lebt und ist gesund und wünscht nichts sehnlicher, als seine Gemahlin zu sehen, denn er hält sich verborgen in Xions bei einem treuen Polen auf, der früher in seines Herrn Vaters Diensten war,

und ist aus der Gefangenschaft entwichen. In der Tracht, die wir tragen, wird Sie Niemand erkennen; ich aber bin als Bote nach Gnesen gesandt, um einem Arzte einen Brief zu bringen, welcher von der preußischen Kommandantur visirt ist. —

Johannes trug einen gewöhnlichen Rock, wie ihn der gewöhnliche Pole in den Städten zu tragen pflegt; Marie aber galt in der Bekleidung eines jungen Polen für seinen Sohn. Aller Schleifwege und geheimen Schlupfwinkel kundig, langten die beiden Reisenden, als es am Abend dunkelte, in der kleinen Stadt Xion an und fanden den jungen Grafen, welcher nicht an die Möglichkeit glaubte, daß ihn seine Gemahlin aufsuchen oder gefahrlos finden würde, gerade im Begriff war, in Begleitung seines getreuen Reitknechts und Hauswirths aufs Pferd zu steigen, und nach Gostyn zu reiten. Die Freude des Wiedersehens war groß; sie wurde aber durch die sofortige Abreise verkürzt, weil gerade die Dunkelheit das sichere Entkommen nach Gostyn zu begünstigen schien. Glücklich und ohne angehalten zu werden, waren die fünf Reiter einzeln auf Nebenwegen aus der Stadt gekommen und naheten sich einem Walde, wo sich die Landstraße theilte. Etwa tausend Schritte vom Walde entfernt, stehen drei gewaltige Eichen, welche im Halbdunkel mit ihren mächtigen Stämmen und Aesten einen Trupp Reiter ähneln. Ignaz, der Hauswirth und Bürger aus Xions, sagte, seinen Klepper anhal-

tend: War es mir doch, als wenn sich dort unter den drei Eichen etwas regte; lasset uns vorsichtig sein! Aber je näher die Reiter den drei Eichen kamen, desto gewisser schien es ihnen, daß sich Ignaz getäuscht habe; doch kaum ritten sie an den Eichen vorüber, welche ihnen links blieben, als es hinter jedem der ungeheueren Stämme blitzte und knallte, und im Nu sanken die drei Begleiter des gräflichen Ehepaars, die beiden treuen Diener und der brave Ignaz von ihren Rossen. Vom Instinkt der Selbsterhaltung getrieben, jagte der Graf und seine Gemahlin davon und verschwanden im nahen Walde, als es abermals knallte und von den drei Eichen her mehrere Schüsse fielen. Hinter dem Walde war die Gefahr vorüber, und der Wege des Landes kundig, trafen sie ohne weitere Abenteuer in Gosiyn ein.

Es war noch früher Morgen, als sie in der Stadt anlangten; sie zogen mit den Pferden in eine bekannte Herberge, stärkten sich durch einige Erfrischungen und begaben sich nach etwa einer Stunde Aufenthalt in ihre Wohnung. Daselbst sich in Sicherheit glaubend, trafen sie auf ein gar wunderbares Ereigniß. Der Diener und die Dienerin des Hauses, welche im Vorsitzer waren und weinten, wurden von Furcht und Schreck ergriffen, als sie eintraten, und vermochten vor Angst nicht zu sprechen; in dem Wohnzimmer aber klangen die Gläser und ein lauter fröhlicher Jubel schallte ihnen entgegen. An einer

langen Tafel saßen zwei Reihen Mönche und Klosterleute, der Pater Augustin an der Spitze, und zechten; sie waren alle so voll des berauschenden Getränks, daß sie sich nicht stören ließen, vielmehr die Eintretenden zum Genuß aufforderten. Als aber Graf Paul Ostrowsky zu sprechen begann und nach der Ursache des fröhlichen Gelages fragte, da schwand ihr Rausch, Augustin schlich sich nach der Thür und versuchte zu entwischen; aber der Graf hielt ihn mit starker Faust und nöthigte den Pfaffen zu sprechen. Der Elende machte allerhand Ausflüchte, bis Rebecka, die jüdische Zofe, zum Vorschein kam und die vom Pater Augustin beabsichtigte Giftmischerei erzählte. Der Pfaffe hatte nämlich geglaubt, daß der Graf in der Schlacht geblieben sei und wollte durch den Tod der Gräfin das Kloster in die reiche Erbschaft setzen. Der Graf verzieh ihm; er durfte aber nie wieder seinen Palast betreten. Nach dem Frieden ließ er den, an den drei Eichen bei Xions für seine und seiner Gemahlin Rettung durch Meuchelschüsse gefallenen drei Polen einen Denkstein setzen, auf welchem noch heute in Goldschrift die Worte prangen;

Im Schatten dieser heil'gen Eichen
Der Polenkämpfe alten Zeugen,
Den Zeichen einer großen Zeit —
Da ruhen sanft drei Mannesleichen,
Bis Alle aus den Gräbern steigen,
Die Geister einer Ewigkeit.

Der Gefangene

oder:

Grossmuth und Edelsinn.

(Aus Ungarns Freiheitskampfe.)

Es war in der Mitte Februar des Jahres **1849**, als an einem ungewöhnlich heiteren Tage auf einem schmalen Wege, der zwischen einer mit Wald bedeckten Hügelreihe von Salzburg und Stolzenburg führt, ein junger Ungar langsam einhertrabte und ein fröhliches Liedchen sang. Dem Glanze seiner reichen Husaren-Uniform nach war er ein vornehmer ungarischer Offizier, dem nur ein Gefolge fehlte und nicht einmal ein Diener oder gemeiner Husar folgte, was dort um so nöthiger schien, als überall österreichische Reiter und Kroaten umherstreiften, welche jeden Ungar ohne Schonung niederschossen. Der schöne junge Krieger saß ganz nachlässig auf seinem Rappen, hatte den Zügel auf des Pferdes Hals gelegt und rauchte gemüthlich eine Cigarre, die er aber nur bisweilen an die Lippen setzte, um sie nicht ausgehen zu lassen, während er sein Liedchen sang. Als er um eine Ecke des Berges bog, wo sich der Felsen spaltete und eine silberklare Quelle hervorsprudelte, stieg er vom Pferde, tränkte dasselbe und fing mit der Hand das in einem strahlenden Bogen herabrollende Wasser auf, um auch seinen trockenen Gaumen zu erfrischen. Trink Dich

satt, Hermes sagte er — Du mußt tüchtig ausgreifen, bis wir aus den Bergen sind, und findest nur in Herrmannstadt wieder Labung. Das edle Roß that noch einen kräftigen Zug, bäumte sich aber gleich darauf hoch auf, schnaubte und sprühete Feuer aus den funkelnden Augen, worauf es sich dann ruhig vor seinen Herrn hinstellte und kunstgerecht den Rücken zum bequemern Aufsitzen beugte! Aha! rief der Ungar aus — steht es so! Witterst Du Gefahr? Mit diesen Worten schwang sich der Krieger aufs Pferd, riß den Säbel aus der Scheide und spannte eine aus dem Pistolenhalfter gezogene Pistole. Der Rappe stand wie am Boden gewurzelt, kein Glied regte sich und der Athem stockte. Man hätte Pferd und Mann für eine steinerne Reiterstatue gehalten, wenn nicht die lebhaften Farben der Bekleidung, der Waffen und der Augen an Roß und Reiter zu Verräthern geworden wären. Nur einige Sekunden lang hatte der Reiter in dieser Stellung zugebracht, als er um die Ecke des Berges herum fünf österreichische, Dragoner auf sich losspringen sah, die ihm drohend: „Ergebt Euch, Ungar! Die Waffen nieder!" zuriefen. Der Ungar blieb in seiner drohenden Stellung und sagte stolz: Seid Ihr Räuber und Wegelagerer, so fallt mich an, wie ein Haufe hungriger Wölfe! seid Ihr aber brave Soldaten, so kämpft Jeder einzeln mit mir, denn lebend werdet Ihr mich nicht in Eure Gewalt bekommen! Die Dragoner stutzten hielten ihre Rosse

an und beriethen sich zusammen; endlich ritt einer von ihnen vor und redete den Ungar an: Wir ehren die Tapferkeit auch am Feinde; wenn wir daher schon mit vereinigten Kräften Euch angreifen und gefangen nehmen oder niedermachen könnten, ohne uns einen Vorwurf zu machen, so wollen wir dennoch Euren Vorschlag annehmen! Steckt die Pistole in das Halfter und vertheidigt Euch mit dem Säbel.

Der Ungar that, was der Dragoner verlangte; beide Gegner ritten aus dem engen Wege auf eine nahe Wiese, nahmen eine gehörige Mensur an und sprengten auf das Kommando eines andern Dragoners gegen einander. Der Kampf währte nur wenige Sekunden, denn der Ungar parirte des Dragoners Hieb, schlug ihm die Klinge aus der Faust und spaltete ihm den Schädel. Dem zweiten und dritten ging es nicht viel besser, denn Beide sanken zwar nicht todt, aber schwer verwundet vom Pferde. Die beiden übrigen Dragoner, uneingedenk des dem Ungar gegebenen Versprechens, fielen jetzt über denselben her und hieben ohne Schonung auf ihn ein, dieser aber parirte alle Hiebe und hatte schon jedem derselben ein blutiges Denkmal ins Gesicht gezeichnet, als ein starkes Pferdegetrappel die Streitenden dergestalt überraschte, daß sie willenlos ruheten und die Waffen senkten. Ein starker Trupp österreichischer Reiter nahete und ein Offizier, der sie führte, gebot ein don-

nerndes Halt. Er ließ seine Leute einen Kreis schließen und ritt dem Ungar mit den Worten entgegen: Tapferer Ungar! ich habe aus der Ferne Eure Heldenthaten gesehen und achte auch in dem Feinde die Bravur. Fühlt Ihr noch Kraft zum neuen Kampfe, so kommt und brecht mit mir eine Lanze; zuvor erholet Euch, damit Ihr mir nicht nachsagen möget, ich hätte einen erschöpften Feind besiegt!

Kommt! — sprach der Ungar — ich bedarf keiner Erholung, denn wenn ich Euch auch besiegen sollte, wird doch Gefangenschaft mein Loos sein, darum werd' ich in Verzweiflung bis zum Tode kämpfen! Nach diesen Worten griffen sich die beiden Gegner muthig an. Fast eine halbe Stunde lang hatten sie gefochten, auf beiden Seiten floß Blut, in kleinen Fetzen hingen die Uniformen an ihren Körpern herab und die Rosse rauchten und dampften aus den Nüstern. Da strauchelte der Rappe des Ungarn, indem er mit einem Vorderfuße tief in den moorigten Boden versank, und stürzte mit seinem Reiter zusammen. Rasch sprang der Oesterreicher vom Pferde, knieete dem Ungar auf die Brust und sagte: Du bist nicht besiegt, tapferer Kamerad! aber ergieb Dich, ehe Du von meinen Leuten gefesselt und mit Gewalt fortgebracht wirst! Dein Eigenthum bleibt ungefährdet!

Der Ungar ergab sich, überreichte dem Oesterreicher

seinen Degen, bestieg sein Roß und trabte mit dem ganzen Trupp davon, nicht wie ein Gefangener, sondern wie ein Freund oder Bruders des Offiziers, der ihm mit Biederkeit die Hand drückte und ihn tröstete. Der Marsch ging nach Stolzenburg, wo der österreichische Rittmeister seine Leute in die Stadt einziehen ließ, indeß er mit seinem Gefangenen und einem einzigen Dragoner in das schöne Schloß einzog. Hier wurde dem Ungar ein prachtvolles Zimmer angewiesen, man reichte ihm elegante Hauskleider und ein Arzt verband seine und des Rittmeisters Wunden. Nach einer Stunde kam der Rittmeister auf das Zimmer des Ungarn und sagte: Laßt es Euch nicht leid sein, daß Ihr mein Gefangener seid, Herr Kamerad! denkt Euch, Ihr wäret mein lieber Gast, und machet es Euch überall bequem! Ihr werdet mit mir speisen, und was ich hier habe, werde ich brüderlich mit Euch theilen! Nur die Freiheit kann ich Euch nicht gewähren, da ich, wie Ihr wißt, für Euch verantwortlich bin.

Der Ungar drückte dem Oesterreicher die Hand und erwiderte: Ihr seid ein eben so großmüthiger als tapferer Feind! Ich liebe Euch, bitte aber dennoch um die Gunst, mich allein zu lassen, mich, so lange ich hier sein muß, in meiner Einsamkeit nicht zu stören und mich meinen stillen Betrachtungen zu überlassen; ich werde Euer Vertrauen nicht mißbrauchen.

Der Oesterreicher, aus einem vornehmen Grafen-

geschlecht, Namens Hoyas, hätte freilich lieber gesehen, wenn der Ungar, der nur wenige Jahre jünger war, als er, heiter und fröhlich mit ihm gelebt hätte, denn er hatte als Grenzwächter sein Hauptquartier in Stolzenburg und mußte, wenn er mit seinen Leuten herumgestreift war, oft Tage lang in dem öden und freudenlosen Orte zubringen. Nur selten sah er den Ungar, und wenn sich dieser einmal sehen ließ, war er so verstimmt und traurig, für alle Nachrichten vom Kriegsschauplatze so theilnahmlos und gleichgültig, daß Graf Hoyas an den Feldmarschalle Lieutenant Puchner schrieb und seinen ganzen Einfluß aufbot, um dem gefangenen Freunde die baldige Freiheit auszuwirken. An einem trüben Regentage hatte der Graf das ganze Officierkorps zu sich eingeladen und trat um die Mittagszeit mit den Worten zu dem Ungar ein: Heute, mein Freund! dürfen Sie mir die Bitte nicht abschlagen, bei einem fröhlichen Feste mein Gast zu sein! Meine Schwester ist von Wien angekommen und will ihren Geburtstag im väterlichen Schlosse feiern, ganz in der Stille und gerade, um sich dort einer vielleicht rauschenden Feier zu entziehen. Ihre Uniformstücke sind in guten Stand gesetzt und mir soll es Freude machen, Sie in denselben meiner guten Therese vorzustellen!"

Lassen Sie mich! verschonen Sie mich, edler Graf! — sprach der Ungar — gerade heute bin ich so verstimmt, daß ich mit meiner Trauermiene jede

Heiterkeit in der Gesellschaft stören würde. Ich fühle mich hochgeehrt von der gütigen Einladung, aber ich kann und werde ihr nicht Folge leisten. Mein Schicksal ist zu traurig, als daß ich meinen Geist zur Heiterkeit zu stimmen vermöchte.

Graf Hoyas befand sich diesmal bei einer zu frohen Laune, als daß er sich bei dieser Erklärung hätte beruhigen sollen. Er schloß die Thür des Zimmers zu und sagte: Jetzt sind wir allein, mein Freund, und vor aller Störung sicher. Theilen Sie mir es mit, was an ihrem Herzen nagt und Sie so traurig macht! Vermag ich etwas dazu beizutragen, die trüben Wolken zu verscheuchen, welche Ihre Stirn umlagern, mit Freuden werd' ich's thun! Hier mein Ehrenwort!

Sie können mein Schicksal mildern, Herr Graf! Sie können mir die Himmelsthür öffnen, um wenigstens eine Zeitlang selig zu sein, wenn Sie auch dem Ehrenworte eines Gefangenen vertrauen wollten, sprach der Ungar und setzte traurig hinzu: haben Sie ein halbes Stündchen Zeit, um mein trauriges Schicksal, das ich Ihnen erzählen werde, anzuhören?

Ich brenne vor Begierde, es zu hören, erwiderte der Graf, erzählen Sie so lange Sie wollen, meine Schwester wird die Gäste unterhalten!

Wohl, sagte der Ungar, ich werde mich so kurz als möglich fassen. Hören Sie!

Die beiden Freunde setzten sich nebeneinander auf ein Sofa und der Ungar begann: Ich heiße Stephan Geysa und bin, wie Ihnen nicht unbekannt sein wird, aus einem eben so reichen als alten Magyarengeschlecht; meine Urahnen waren regierende Herzöge und noch heute hat der Name der Geysa im Ungarlande einen guten Klang. In frühester Kindheit durch eine verheerende Seuche beider Eltern beraubt, ward ich in Hermannstadt von meinem Vormund, dem reichen Magnaten und Gouverneur, Grafen Huniad, erzogen, und hielt, in dunkler Unwissenheit über meine Geburt, denselben für meinen Vater, da er mich ganz wie sein eigenes Kind behandelte, mich in allen seinen hohen Stand zierenden Wissenschaften unterrichten und auch seine einzige Tochter, Almira, in dem glücklichen Wahne ließ, daß wir Geschwister seien. Ich kehrte von der Hochschule zurück und trat in ein Husarenregiment ein, erhielt in Hermannstadt mein Standquartier und lebte, wie in den Jahren der Kindheit, mit Schwester Almira himmlisch frohe Tage. Einst saß ich mit derselben auf einer Gartenbank im schönen Park, der um des Magnaten Palast herumläuft, hatte meinen Arm um des Mädchens Hals geschlungen und erzählte ihr eine Geschichte aus der alten Zeit, die sie immer so gern hörte, als wir hinter uns auf einem vom Gebüsch verdeckten Wege Fußtritte und von einer unbekannten Männerstimme die Worte vernahmen: Die guten Seelen! Sie halten

sich für Geschwister. Wie sie sich lieben! Wie wird Almira thun, wenn Stephan zum Heere muß!

Die Fußtritte waren verklungen, aber die Worte: Sie halten sich für Geschwister! klangen noch lange in unserem Innern fort. Almira zog ihren Hals aus meinem Arme und seufzte, ich aber zog das reizende Mädchen an meine Brust und sagte: Darf ich Dich weniger lieben, Almira; wenn Du nicht meine Schwester bist? Almira schmiegte sich fester an mein Herz und lispelte: O, meine Ahnung! Ja Deine Geliebte, Deine Braut, Deine Gattin möchte ich sein! Wir schwammen in seligem Entzücken; täglich trafen wir uns im Park und täglich wuchs unsere gegenseitige Liebe, die sich aus geschwisterlicher Zuneigung in ein innigeres, zärtlicheres Gefühl verwandelt hatte. Der Sommer verging, der Winter rief die Ungarn auf den Kampfplatz; ich hatte mich wohl gehütet, mir mein Verhältniß zu Almira abmerken zu lassen, besonders da diese aus vorhandenen Schriften ihres Vaters die Überzeugung geschöpft hatte, daß ich wirkich nicht ihr Bruder sei; um so weniger glaubten wir uns verrathen zu dürfen. Mit tiefer Betrübniß, aber zum innigsten, unauflöslichsten Bunde vereinigt schieden wir von einander und unterhielten einen fleißigen Briefwechsel.

In der Mitte Januar d. J. kam ich, von meinem aufgeriebenen Regimente getrennt mit einigen, obschon unerheblichen Wunden bedeckt auf dem Schlosse

meines Pflegevaters an und freuete mich meiner Genesung an der Brust der geliebten Almira, da trat mir der Magnat Huniad zürnend entgegen, schalt mich einen Undankbaren, der seinen liebsten Wunsch vereitelt habe und sagte mir, daß Almira nimmer meine Gattin werden, daß ich sie nie wiedersehen dürfe. Ich beugte mich nicht vor seinem Zorn, ich machte ihm vielmehr Vorwürfe, daß er uns Beide getäuscht habe und schwur, eher mein Leben, als Almira zu lassen.

Suche sie, sagte der stolze Magyare, — wenn Du sie findest, soll sie Dein Weib werden!

Ach! wie hätte ich es anfangen sollen, um nur eine entfernte Spur von der Geliebten zu entdecken! Die Dienerschaft im Schlosse konnte unmöglich Almira's Aufenthalt wissen, denn ich verschwendete Bitten und Gold, erhielt die heiligsten Versprechungen, nach dem ihnen selbst unbekannten Aufenthalte zu forschen, kam aber nie zum Ziele. Meine Wunden waren indeß geheilt, der Aufenthalt in Hermannstadt ohne Almira ward mir zum Überdruß und mit neuen Hoffnungen, dem unterdrückten Vaterlande helfen und zur Sprengung seiner Ketten beitragen zu können, zog ich wieder zu Felde. Man gab mir, weil ich der Wege kundig war, ein Streifkommando, und ich wählte Salzburg zum Hauptquartier meiner kleinen nur aus 30 Mann bestehenden Truppe. Als ich eines Morgens — es werden 12 Tage her sein, — aus dem Hause trat,

um mein kleines Kommando mit Instruktionen zu versehen und an der Spitze einer Abtheilung desselben in der Gegend umherzustreichen und den heranziehenden Feind zu beunruhigen oder wenigstens zu täuschen, näherte sich mir eine zwar schmuzige und nur mit Lumpen bedeckte aber junge und hübsche Zigeunerdirne, faßte ohne Umstände meine Hand, that einen Blick hinein und rief aus: Ja ja, er ist es! Ich warf dem Mädchen einen Blick der Verachtung zu und wollte meinen Rappen vorführen lassen, als das Zigeunermädchen sich mir abermals näherte und mir ins Ohr raunte: Almira läßt grüßen! — Was? schrie ich das Mädchen an, weißt Du, wo Almira sich aufhält? — Die listige Dirne trat einige Schritte zurück, zog ein Briefchen aus dem Busen und hielt mir es mit den Worten vor: Was lohnt es der Briefträgerin? Ich zog meine Börse, die reichlich mit Gold gefüllt war drückte sie dem braunen Geschöpf in die schmuzige' Hand und empfing dafür einen Brief meiner Geliebten. Almira schrieb mir:

Seit zwei Tagen bin ich wieder in Hermannstadt, wo ich das grüne Zimmer bewohne. Mein Vater muß morgen nach Pesth reisen, wo ihn dringende Geschäfte wenigstens 14 Tage lang festhalten werden. Eile in meine Arme, Geliebter! Täglich Abends von 9 Uhr an werde ich Dich erwarten, meine treue Dienerin Jerma wird Dich einlassen und sicher zu mir bringen. ꝛc.

Sehen Sie, bester Graf, das waren meine Hoffnungen! Sie können sich denken, daß ich keinen Augenblick zögerte, um die lang vermißte, die für immer verloren geglaubte Geliebte wieder zu sehen und an meine Brust zu drücken. Um kein Aufsehen zu erregen, ritt ich, wie ich schon oft gethan hatte, ohne alle Begleitung fort, träumte wachend von dem Glück meiner Liebe und sang ein fröhliches Liedchen, als mich ihre Reiter anfielen, und, wie ich begehrte, ritterlich mit mit mir kämpften. Noch zwei Tage fehlen an der mir gegönnten Frist von 14 Tagen, in welcher ich die geliebte Braut sehen darf, dann ist sie vielleicht für immer für mich verloren.

Ich errathe, was Sie von mir begehren, edler Ungar, sagte Graf Hoyas, — Sie wollen einen Ritt nach Hermannstadt machen und verlangen gegen Ihr Ehrenwort von mir die Erlaubniß dazu, indem Sie binnen 2 Tagen in die Gefangenschaft zurückzukehren versprechen!

Ja, Herr Graf, das ist meine Bitte!

Wohlan, sagte Graf Hoyas, — kommen Sie! Geben Sie das Versprechen Angesichts meiner Kameraden und in dieser Stunde noch mögen Sie abreisen! Ich werde Ihnen auch, um der Sicherheit willen, einige Mann mitgeben, die Sie bis zu den ungarischen Vorposten bringen!

Nein, sprach der Ungar, — als freier Mann lassen Sie mich ziehen, frei kehre ich in die Gfangen-

schaft zurück, wenn mich die Österreicher oder Kroaten nicht meuchlings vom Pferde schießen oder niederhauen! Doch ich fürchte keins von beiden, denn mein Hermes hat ausgeruht und läßt sich, wenn es meine Sicherheit gilt, vom Vogel im Fluge nicht einholen!

Stephan Geysa waffnete sich und saß, ehe eine Viertelstunde verging, auf dem schnaubenden Rappen. Des Grafen Kammerdiener, Johannes Nola, ein Illyrier, hatte, auf Befehl seines Herrn, dessen edelstes Roß, eine arabische Stute, bestiegen und folgte dem Ungar in einiger Entfernung, nicht daß der hochherzige Graf dem Gefangenen gemißtrauet hätte, sondern um, wenn derselbe ja in Gefahr gerathen sollte, von umherstreifenden Reitern angegriffen zu werden, sogleich bei der Hand zu sein und seine Befehle kund zu thun. Doch wie erstaunten die Gäste des Grafen mit diesem selbst, als sie, aus dem Fenster blickend, den Rappen dahinbrausen und auf der langen Heerstraße verschwinden sahen, ehe Johannes die Stute in Galop brachte. Johannes kehrte mit der Erklärung zurück: der Rappe des Ungarn müsse ein höllisches Ungeheuer sein, denn die Funken hätten ihm aus der Nase gesprühet!

2.

Wie der Sturmwind, wenn er über das Land brauset, hohe Staubwolken emporwirbelt, Alles nieder-

wirft, was ihm im Wege steht, und nicht eher nachläßt, bis der Regen in Strömen vom Himmel fällt: so flog der Rappe des edlen Ungarn auf der Landstraße fort, bog bekannte Seitenwege über die Felder ein und kam, ehe der Abend dämmerte, in Hermannstadt an. Stephan Geysa ritt nach einer bekannten Herberge, zog den Rappen in den Stall des ihm befreundeten Wirths, lieh sich dessen Mantel und machte sich, als die Glocke des Thurms von St. Stephan die 8. Abendstunde verkündigte, auf den Weg, um zu versuchen, ob es noch gelingen werde, die Geliebte sehen und ihr sein Glück mittheilen zu können, denn er hoffte noch immer, daß Huniad sein Wort halten und ihm Almira zur Gattin geben werde, und gedachte, seine Gefangenschaft durch ein reiches Lösegeld aufheben zu können, da er wußte, daß die Österreicher Geld brauchten und gegen ein ansehnliches Lösegeld schon manchen reichen Ungar frei gelassen hatten. Es war ein trüber und nebelichter Abend, nur wenig Menschen befanden sich in den Straßen und wer im Freien war, eilte, daß er seine Wohnung oder sonst ein Obdach erreichte. Stephan sahe schon in der Ferne, daß der Palast des Magnaten Huniad nicht, wie gewöhnlich, hell erleuchtet war, und schloß daraus, daß der stolze Magyare noch nicht zu Hause sei. Er umging das Haus, schlich sich bis an die hohe Mauer fort, welche den Garten umgab, und sahe Licht im grünen Zimmer. Die Mauer war zu hoch, um sie

übersteigen zu können; er kehrte deshalb um und huschte, tief in den Mantel gehüllt und den Hut bis über die Stirn herabgezogen, durch die nur angelegte Thür in den Palast. Das grüne Zimmer hatte die Aussicht nach dem Garten; Stephan eilte daher über den Hofraum durch die offene Gartenthür in den Garten und war eben im Begriff, das verabredete Zeichen zu geben, als ihn Jerma, der Geliebten vertraute Zofe, mit den leise gesprochenen Worten anredete: O, Herr, das ist nicht fein, daß Sie mein Fräulein so viele Tage getäuscht haben. Vierzehn Tage lang haben wir jeden Abend, bis tief in die Nacht, auf der Lauer gestanden und Sie erwartet. In dieser Nacht noch oder Morgen kehrt der Herr zurück und dann — —

Still, still! gebot Stephan Geysa, — der Vater meiner Almira muß und wird sein Wort halten, wenn er sieht, daß ich die Tochter gefunden habe. Eile, Jerma, und bringe mich zu Deiner Herrin!

Jerma zog den Ungar über den Hof zurück, führte ihn bis auf die Treppe und verließ ihn da mit den Worten: Gehen Sie nur dreist hinauf! die erste Thür links führt zum grünen Zimmer; ich werde indeß unten verweilen und die Dienerschaft zu unterhalten suchen, denn sie sind nicht alle so treu und ergeben wie ich!

Der lange Saal oben war von zwei Gasflammen hell erleuchtet und die erste Thür mußte offen sein, der Schlüssel- stak an. Stephan wollte öffnen, als

Almira unter Begleitung der Guitarre, welche sie meisterhaft spielte, zu singen begann. Sie sang das

Lied:

Geliebter! wo zaudert Dein irrender Fuß?
Ich wache und träume von Sehnsucht und Kuß.

Es flüstern die Bäume im goldenen Schein,
Es schlüpfen mir Träume zum Fenster herein.

Ach! kennst Du das Schmachten der klopfenden Brust?
Dies Sinnen und Trachten nach Liebesgenuß?

Ach! komm, mein Geliebter! und rette mich Dir!
Bei nächtlicher Weile entfliehn wir von hier!

Die Heimath entfliehet; so fahre sie hin!
Die Liebe sie ziehet gewaltig den Sinn.

Mehr bedurfte es nicht, um zu wissen, daß er mit liebender Sehnsucht erwartet würde. Stephan Geysa riß die Thür des Zimmers auf, Almira ließ die Guitarre aus dem Arme gleiten, daß die Saiten laut schwirrten, und beide Liebende sanken sich in die ausgebreiteten Arme. „Mein Geliebter!" Meine Almira!" war Alles, was sie sprechen konnten.

Als Geysa der Geliebten sein Schicksal, daß er nämlich ein Gefangener und nur gegen sein Ehrenwort, binnen zwei Tagen auf Schloß Stolzenburg zurückzukehren, entlassen worden sei, erzählt hatte,

eilte dieselbe in ein nahes Kabinet, brachte ein Käst-chen mit Juwelen, kostbaren Steinen und anderem Schmuck und sagte: Da, nimm, Geliebter! Der Werth dieser Dinge wird zu deinem Lösegeld hinrei-chen! Jeder Juvelier oder Geldmäckler wird gegen dieses Unterpfand eine so hohe Summe zahlen, als du nimmer brauchen wirst! Du bleibst hier, wenn auch nicht im Palaste meines Vaters, doch in der Stadt, bis sich dieser seines Versprechens erinnert und dasselbe zu erfüllen entschlossen ist; denn wisse, mein Stephan! daß er mich einem Andern versproch-en und mir bestimmt erklärt hat: er würde nie und nimmer seine Einwilligung geben, ich sei denn in die Gewalt der Feinde gerathen und durch deinen Muth oder auch durch List von dir daraus errettet werden.

Und was soll mir dann dieser Schmuck? fragte Geysa — wenn ich auch mich damit loskaufe und darf dich nicht besitzen? Wird es der Zufall fügen, daß du in Feindes Gewalt geräth'st? Und wenn dies-er Fall eintreten sollte, wie es allerdings wahrschein-lich ist, da zwei kaiserliche Heere unter Puchner und Gideon heranziehen und leicht Hermannstadt überrum-peln können; werde ich dann so glücklich sein, dich zu befreien? O, Almira! ich wüßte einen andern Plan — wenn du Muth hättest und deine Liebe zu mir — —

Ich weiß, Geliebter! was du sagen willst. Ich ziehe mit dir, in dieser Nacht noch fliehe ich mit dir und theile mit dir die Gefangenschaft. Das Weitere

wird sich finden, wenn, wie du sagest, der Graf Hoyas ein so edler Mann ist, wie du ihn mir beschrieben hast!

Was hätte dem Ungar, der nimmer sein dem Grafen Hoyas gegebenes Wort brechen mochte, willkommener sein können, als diese Erklärung, in welcher er die Anhänglichkeit seiner Geliebten und deren festen Entschluß, sich mit ihm zu verehelichen, erkannte? Von der treuen Zofe Jerma trennte sich Almira ungern, denn sie war ihr mehr Freundin, als Dienerin, allein es war bedenklich und konnte Gefahr bringen sie zu rufen. Der gefaßte Entschluß mußte rasch, auf der Stelle ausgeführt werden, da ja Huniad seiner Tochter geschrieben hatte, daß sie ihn jeden Tag erwarten solle. Jerma — davon war Almira fest überzeugt — wurde nie zur Verrätherin und würde dem Vater nie bekannt haben, daß Stephan Geysa im Palaste gewesen und der Entführer seines Kindes sei. Mit dem Schmuckkästchen im Arme verließ Almira an der Seite des Geliebten den väterlichen Palast, setzte sich mit auf den muthigen Rappen und Beide kamen unangefochten aus den Mauern der Stadt.

Kaum grauete am Morgen drauf der Tag, als der Ungar, Stephan Geysa, vor dem Thore der Burg Stolzenburg ankam. Alles staunte und freuete sich, als der muthige Rappe nach dem Stalle eilte und sich stolz nach dem Schloßherrn, welcher dem Gefan-

genen entgegenkam, umfah. Die beiden Männer umarmten sich, der Ungar aber stellte dem Grafen eine verschleierte Dame vor und sagte: Ich thue mehr, edler Graf! als ich versprochen habe; ich bringe noch eine Gefangene, ein edles Ungarmädchen mit, die unter keinen andern Bedingungen, als ich, frei sein will, und die auch eine reiche Beute mit sich führt.

Er nahm der Dame den Schleier ab und Graf Hoyas war entzückt von der Schönheit des jungen Ungarmädchens, welches sich ihm mit Ehrfurcht nahete und ihm ein kostbares Kästchen mit Juwelen und anderem reichen Schmuck überreichte. Eine Gefangene — sagte sie in tiefer Demuth — darf kein Eigenthum am wenigsten Gegenstände von Werth besitzen. Dieser reiche Schmuck, das Erbe meiner Mutter, ist das Einzige, was ich besitze, es würde hinreichen, für meinen Verlobten ein Lösegeld zu werden, wenn ich nicht seine Gefangenschaft freiwillig theilen und unsere Freiheit von einem andern Umstande erwarten wollte!

Der Graf nahm das überaus kostbare und fein gearbeitete Kästchen, bot der reizenden Gefangenen seinen Arm und schritt mit ihr, während der Ungar folgte, in die Burg und die breiten Treppenstufen hinan.

Oben wird ein fröhlicher Tag gefeiert, der Graf Hoyas, bald in alle Geheimnisse des jungen und edlen Liebespaares eingeweihet, sagte: Lassen Sie uns

erst einige Tage der Freude reichen, dann werd' ich Mittel finden, daß die Bedingung, unter welcher der stolze Magyare Huniad Ihre Liebe krönen will, erfüllt werde.

Stephan Geysa und Almira verlebten in solcher Gefangenschaft himmlische Tage und trieben den Grafen Hoyas nicht, ihren Zustand sobald aufzuheben, denn wer bürgte ihnen dafür, daß der Plan, den er vor Augen hatte, gelingen werde? Sein Plan war nämlich der: Graf Hoyas wollte Huniad melden, daß seine Tochter als Gefangene in seiner Gewalt sei, und daß er sie nur gegen ein hohes Lösegeld frei lassen werde; Stephan Geysa sollte nach Hermannstadt reisen, bei Huniad seine geliebte Almira suchen und gerade anwesend sein, wenn der Brief ankomme. Stephan sollte sich erbieten, die Geliebte mit List oder Gewalt zu befreien und, da natürlich der alte Magyare nicht wiedersprechen würde, auf Schloß Stolzenburg zurückkehren und Almira dem Vater zurückbringen.

Während man diesen Plan eines Abends besprach und an der Tafel des Grafen Hoyas, welcher abermals mehrere Offiziere eingeladen hatte, sorglos schmauste und zechte, erscholl der Angstruf im Schloße: die Ungarn wären eingedrungen, hätten die schwache Wache überwältigt und stürmten auf der Wohnung des Kommandanten, Grafen Hoyas.

Ein panischer Schrecken bemächtigte sich der Of-

fiziere und selbst der muthige und tapfere Hoyas erbleichte, denn erst vor wenig Tagen hatten die Ungarn zwischen Mühlenbach und Petersdorf eine kaiserliche Feldwache überfallen und Alles niedergemacht.

Noch stand Alles voll Schreck um die Tafel herum, als schon die ungarischen Reiter die Treppe herauf rasten und mit gespannten Pistolen und die Säbel in der Faust ins Zimmer stürzten, Graf Hoyas war eben im Begriff, nach einer an der Wand hängender Pistole zu greifen, als ihm Stephan Geysa in den Arm fiel und ihn anredete: Halt mein Freund! keine Übereilung! Es ist keine Gefahr vorhanden; es ist nur die Veränderung der vorigen Scene. Jetzt sind Sie nämlich alle meine Gefangenen und der Erfolg wir zeigen, ob ich weniger großmüthig, als Sie handele!

Die eingedrungenen Ungarn waren nämlich Stephan Geysa's Leute, welche den Überfall in keiner andern Absicht unternommen hatten, als ihren jungen und braven Führer zu befreien. Stephan Geysa befahl ihnen, die Waffen abzulegen, das Schloß zu besetzen, Wachen auszustellen und sich dann ruhig bei einem heitern Mahle zu erholen. Die Ungarn, deren Zahl etwa 30 Mann betrug, thaten, wie ihnen ihr nun wieder freier Führer gebot, und Graf Hoyas hatte von seiner kurzen Gefangenschaft weiter keinen Schaden, als daß er die Ungarn, seine Feinde, einmal wider Willen traktiren mußte. In der Nacht noch

schickte Geysa einige Reiter nach Hermannstadt und meldete in einem Briefe dem alten Huniad, daß er mit seinen Leuten Schloß Stolzenburg überfallen und die daselbst gefangen gehaltene Almira befreit habe. Er lud ihn ein, selbst herüber zu kommen, um sich von der Wahrheit zu überzeugen. Der alte Magyare ließ nicht lange auf sich warten, er schloß seine Tochter in die Arme und führte sie dem edeln Geysa als seine Braut zu. Bei der wieder reichlich besetzten Tafel erzählte jetzt Stephan Geysa seine Abenteuer aufrichtig, gedachte mit Rühmens der Hochherzigkeit des Grafen Hoyas und erklärte, daß er weit entfernt sei, denselben als Gefangenen zu betrachten, indem die Überrumpelung des Schlosses Stolzenburg von Seiten seiner Leute nur seiner Befreiung gegolten habe. Almira weigerte sich beharrlich, das dem Grafen bei ihrem Eintreffen im Schlosse mit ihrem Verlobten, übergebene Schmuckkästchen zurückzunehmen und bat dasselbe als ein freundliches Andenken an Sie zu betrachten. Ohne irgend einen Schaden im Schloße gethan und ohne Menschenblut vergossen zu haben, entfernten sich darauf die Ungarn, und da Stephan Geysa mit seinem Corps wieder in Thätigkeit treten mußte, so wurd nach wenig Tagen die Hochzeit im Palaste des Magnaten Huniad zu Hermannstadt gefeiert. Während das Brautpaar mit den Gästen nach der Trauung bei Tafel saß, überbrachte ein Bote das Schmuckkästchen Almirens noch mit kostbaren Pretiosen

vermehrt nebst einem Briefe des Grafen Hoyas, in welchem er seinen herzlichen Glückwunsch abstattete und zugleich bat, das Kästchen mit dem ganzen Inhalte als ein Hochzeitsgeschenk anzunehmen. Acht Tage darauf, als die Oesterreicher weit über Stolzenburg vorgedrungen waren und Graf Hoyas im Feldlager stand, meldeten die Vorposten einen Trupp Ungarn, di ohne Waffen angekommen wären, um einen Brief eigenhändig dem Grafen Hoyas zu übergeben. Der Graf ließ den Ungar, der den Brief hatte, in sein Zelt treten und nahm ihm denselben ab. Der Brief war von Stephan Geysa und lautete:

Herr Graf!

Ich weiß es, daß ich Ihnen einen Dank schulde, wozu mein Vermögen nicht hinreichen würde. Almira, meine Gemahlin, sendet Ihnen hierbei ein Medaillon mit ihrem Bilde, das Sie zu ihrem Andenken tragen wollen. Von mir nehmen Sie sechs gut gerittene ächt ungarische Pferde an, deren Brawur Sie erst in der Schlacht kennen und schätzen lernen werden. Der Himmel gebe, daß bald Friede im Lande werde, damit ich das Glück erlebe, auch Sie an der Seite einer liebenswürdigen Gattin zu sehen. Dann lassen Sie uns vor aller Welt Augen Freunde sein ꝛc. ꝛc.

Graf Hoyas dankte brieflich für die eben so schönen als sinnigen Gaben und war vor Entzücken starr,

als er die sechs muthigen Rappen sah, die er später stets bei sich führte und abwechselnd ritt. In einem Gefecht, das bald darauf bei Petersdorf statt fand, rettete ihm einer dieser Rappen das Leben.

Noch brauf't der Sturm, noch schäumt das Meer,
Noch fliegt zu Ruhm und zu Siegen
Der tapfern Magyaren Heer —
Wird's endlich unterliegen?
Wird's, wie ein Fels im Meere steh'n —
Der Russen Uebermacht entgeh'n? —

Hoch flattert Ungarns Siegs-Panier —
Hoch klinget Kossuths Name;
Der letzte Mann steht in der Thür,
Nimmt Abschied von der Dame
Und segnet seines Hauses Dach
Und eilt den Brüdern freudig nach. —

Nehmt, Brüder! Euch ein Beispiel dran
An tapfrer Ungarn Muthe!
Sie kaufen bis zum letzten Mann
Die Freiheit mit dem Blute;
Und kommen Sie zum Ziele nicht,
Sie thu'n als Männer ihre Pflicht.

Auch allen Deutschen sei das Wort,
Das Kossuth ausgesprochen,
Des Volk's heiligster Akkord —
Es werde nie gebrochen:
Siegt auch der Fürsten stolze Macht,
Das Volk ist aus dem Schlaf erwacht.

Ludwig Kossuth,

der Befreier Ungarns.

(Mit Kossuths Bildniß.)

Die Erzählung einer Begebenheit aus der neuesten Erhebung Ungarns, die wir mit der Ueberschrift „der Spion" getauft haben, und die noch immer siegreichen Kämpfe dieser heldenmüthigen Nation geben uns Veranlassung, unseren freundlichen Lesern ein kleines Bild zu liefern, das wir ihnen außer dem großen am Schlusse der Aeolsharfe zu gewährenden Prämienbilde zugedacht haben. Was könnten wir aber für ein schöneres, interessanteres und erhabeneres Bild wählen, als das eines Mannes, der wie ein zweiter Christus an der Spitze eines kleinen, aber aus dem politischen Schlummer zum frischen Leben erwachten Volkes steht!

Im fünften Jahrhunderte drang aus Asien ein Volk nach Europa, das von den Grenzen China's bis nach Pannonien, dem heutigen Ungarn, sich ausbreitete. Es waren die Hunnen, welche die Wohnsitze der Westgothen eingenommen hatten, von der Pferde- und Hornviehzucht lebten und sich allen ihren Nachbarn durch ihre Raub- und Plünderungszüge furchtbar

machten. — Wollten die Deutschen vor ihnen Ruhe haben, so mußten sie ihnen einen jährlichen Tribut zahlen, der sich stets erhöhete. In der Mitte des 5. Jahrhunderts herrschte über dieses asiatische Räubervolk ein König, Namens Attila, der sich die Geißel Gottes nannte und durch seine Grausamkeit, Kühnheit und Raubsucht alle Welt in Schrecken setzte, so daß sein Name schon gefürchtet war. Dieser erste Ungarn-König hatte seine Residenz in der Gegend von Tokai, wo der berühmte Tokaier-Wein wächst. Die Hunnen waren ursprünglich ein häßliches Kalmückengesindel; es bestand aus Menschen mit dicken, plattgedrückten Köpfen, schwarzen, langen Haaren, gelblich schwarzen Gesichtern, kleinen tiefliegenden Augen und platten Nasen. Sie kämpften größtentheils zu Pferde, und fielen ihre Feinde mit einem zwar regellosen, aber raschem und großen Ungestüm an. Ihre Waffen bestanden aus Lanzen, Bogen, Pfeilen und breiten krummen Schwertern.

Kaiser Heinrich I. und in der Folge sein Sohn, Otto der Große, besiegten nach langen Plagen, welche Deutschland von den Hunnen oder Ungarn erlitten, endlich dieses kühne Raubgesindel und drängten es nach Pannonien (Ungarn) zurück. Hier blieben sie, machten sich die benachbarten Slaven unterwürfig und nahmen unter ihren Herzögen Giula und Geysa zuerst (950) die christliche Religion an. Im Jahr 997 bestieg ihr erster König Stephan der heilige oder apostolische den Thron von Ungarn und empfing diesen Beinamen daher, weil er mit großem Eifer die christliche Religion im Reiche zu verbreiten suchte. Deshalb nennt man noch heutzutage den Kaiser von Oesterreich, als König von Ungarn, die apostolische Majestät. Einer seiner Nachfolger, der 100 Jahre später herrschte, Ladislaus, erweiterte das Reich durch

die Eroberung von Kroatien, Dalmatien und Slavonien, was jetzt noch zu Ungarn gehört.

Ungarn ist unter dem Druck der österreichischen Regierung ein verarmtes, unglückliches Land geworden, bis ein Mann erstand, der sich mit beispielloser Geisteskraft, mit Muth und Kühnheit seines Volkes annahm. Dieser Mann ist

Ludwig Kossuth,

geboren am 27. April 1805 im Zempliner Komitat, wo sein Vater, ein edler Ungar, in tiefer Armuth lebte. Der junge Kossuth studirte in Pesth die Rechte, nährte sich nach zurückgelegten Studien eine Zeitlang als praktischer Advokat und trat später als einer der kühnsten Männer der ungarischen Oppositions- und Reformpartei auf.

Die österreichische Regierung, welche von jeher mit niederträchtiger Heuchelei jeden aufkeimenden Geistesschwung zu hemmen bemüht war, ließ im J. 1836 unsern Kossuth mit mehreren Gleichgesinnten wegen Hochverraths verhaften und erst im J. 1839 wieder los. Die erlittene Schmach hatte ihn noch mehr gegen die Regierung erbittert und Kossuth wirkte nun erst recht nach allen Seiten hin als Patriot. Im J. 1840 gab er eine politische Zeitung Pesti hirlap (Pesther Nachrichtsblatt) heraus, welche schon im zweiten Jahre 11,000 Abonnenten hatte. Dieses freisinnige Blatt geißelte die Staatsstreiche der österreichischen Regierung sowie das ganze Regierungswesen mit allen seinen Schändlichkeiten, in ungar. Sprache dergestalt, daß die Regierung, da sie kein Verbietungsrecht geltend machen konnte, den Verleger, Buchhändler Hackeneſt, bestach, so daß er das Blatt eingehen ließ. Im Jahre 1844 stiftete Kossuth, um Handel und Fabriken im Lande emporzubringen, den sogenannten

Schutzverein, d. i. eine Gesellschaft, deren Mitglieder sich dahin vereinigten, nur inländische Waaren und Fabrikate zu gebrauchen. Dieser Schutzverein setzte die ganze Monarchie in Bewegung, denn kein Ungar, Hoher oder Niederer, kaufte ausländische Waare, und die vornehmsten Magnatenfrauen trugen lieber einfachen Ungarkattun, als kostbare Seidenkleider. Im Jahre 1847 ward Kossuth zum Deputirten auf dem ungarischen Reichstage erwählt, im März 1848 errang er in Wien ein selbstständiges ungarisches Ministerium und ward im Juni zum Finanzminister ernannt. Im September war er Ministerpräsident, trat als solcher noch kräftiger und energischer als früher auf, und hatte das Land vom überwiegenden Einflusse Oesterreichs frei gemacht, als der Erzherzog Stephan die ungarische Armee verließ und die österreichische Regierung, nach Wiens Falle, auch Ungarn zu demüthigen beschloß. Kossuth ward zum Diktator ernannt und weis in dieser hohen Stellung sein wackeres Volk zu demjenigen hohen Muthe zu begeistern, mit welchem es bisher siegreich gegen die überlegenen Streitkräfte der Oesterreicher und Russen gekämpft hat.

Gabriele Ziska

oder:

Der Kampf mit dem Swornoſt zu Prag.

Das Volk erwacht, der Morgen graut —
Der große Tag bricht an,
Wo Jeder sehen kann,
Was er für Recht' und Pflichten hat —
Wo auf dem Land' und in der Stadt
An der Verfassung Jeder baut.

Den Fürsten dünkt es wunderbar,
Daß, kaum ist's Volk erwacht,
Es fühlet seine Macht —
Drum kämpft der Fürsten Majestät
Mit allem Volke früh und spät,
Und scheut nicht die Gefahr. —

Doch Muth du Volk! verzage nicht!
Was früh im Nebel lag,
Das ward am Mittag Tag. —
Der Finsterlinge starke Brut
Hat nur bei Nacht und Nebel Muth,
Und scheut des Tages Licht.

Ein grauer, dichter Wolkenschleier hing über dem politischen Himmel von halb Europa; überall, in

Frankreich, Italien, in der Schweiz ꝛc. sogar in Rußland zuckten bisweilen leuchtende Blitze herab, und die Herren der Welt, die Fürsten und ihre Minister und Rathgeber, hatten vollauf zu thun, um den gefährlichen Zündstoff, der sich unter den Völkern immer mehr anhäufte, aus dem Wege zu räumen. Die deutsche Jugend, von dem unruhigen Feuergeiste eines Herwegh, Fallersleben, Freiligrath und anderer poetischer Weltstürmer und Thronumwälzer erfaßt, träumte von nichts anderem, als von einem goldenen, großen Freiheitsmorgen, an welchem mit einem Schlage die Sklavenketten brechen und freie Bürger über ihre von Söldnern durch Bajonette und Kanonen geschützte und darum gefürchtete Zwingherren triumphiren würden. Der Kampf um die Völkerfreiheit war der allgemeine Wunsch eines geheimen Bundes, der mit seiner starken Kette alle Stände umwunden und ein Heer von Streitern auf den Beinen hatte, das sich nach solchem Kampfe sehnte und in seinem Gelüst kaum mehr gezügelt werden konnte. — Wären die Fürsten nicht blind, oder nicht mit Kreaturen umgeben gewesen, die ihnen Augen und Ohren zuhielten, sie hätten leicht erkennen müssen, was den Völkern fehlte, was der Zeitgeist gebieterisch forderte und was ihre wankenden Throne wieder befestigen konnte, wenn sie es mit Liebe und Vertrauen gaben. Aber das ist eben — wie der Abgeordnete Jakoby dem Könige von Preußen bei

einer verfehlten Audienz nachgerufen hat — das ist eben das Unglück der Könige, daß sie die Wahrheit nicht hören wollen!

Die Völker Europa's lagen in schweren Fesseln, sie fühlten den Druck derselben schmerzlich, weil es nicht die Fesseln eines fremden Eroberers waren, die sie mit Kraft und Muth in den Jahren 1813 bis 1815 abgeschüttelt hatten; nein, weil ihre eigenen Fürsten, für die sie gekämpft und geblutet und von welchen sie das Pfand heiliger Versprechungen hatten, sie knechteten und sie verhöhnten, wenn sie Erfüllung der in den Tagen der Noth gegebenen Verheißungen begehrten. — Es mußte kommen, was gekommen ist: das Volk mußte zur Verzweiflung gebracht werden und sein stürmisches Wogen mußte den Damm durchbrechen, der es naturwidrig in ein zu enges Bett drängte. Und doch, wird man uns entgegnen: ist der Damm, den die Volkswogen durchbrochen hatten, wieder aufgebaut und eine furchtbare Militärgewalt, furchtbarer und massenhafter als sonst, wird diesen Damm mit eiserner Strenge bewachen und jeden kleinen Riß, der einen neuen Durchbruch drohet, verstopfen! — O, ihr schwachgläubigen Gegner! ihr feigen Sklavenseelen, ihr schmeichelnden Hunde, die ihr lieber die euch zugeworfenen Leckerbissen euerer Herren wollt, als das in der Freiheit, wenn auch im Schweiße des Angesichts, erworbene schwarze Brod — meinet ihr denn, der Geist im Volke lasse sich vertilgen oder

in finstere Kerker sperren, wie der gebrechliche Leib? Wisset ihr nicht, daß der Geist, der immer und ewig nach Freiheit ringet, ein unsichtbares Fluidum ist, das unaufhaltsam, wie die Luft fortströmt und die tiefsten Falten eines beseelten Wesens durchdringt? —

Es war in den ersten Tagen des Monats März 1848, als in einem Sprachzimmer des literarischen Museums zu Dresden zwei junge Männer der Unterhaltung einer Gesellschaft von Gelehrten zuhörten, welche über Politik sprachen und sich ungefähr in der Art äußerten, wie wir diese Blätter angefangen haben. Die beiden Jünglinge waren fremd, denn sie hatten, wie man hörte, Dresden nur erst seit einigen Tagen besucht und waren noch lange nicht in dessen Mysterien eingedrungen. Der Eine, ein deutscher Maler aus Prag, Namens Julius Elsner, eine schlanke aber kräftige Gestalt mit einem Apollokopf, schritt melancholischen Blicks neben dem Andern, einem zierlichen, nach dem neuesten Modebericht aus Paris gekleideten niedlichen Kerlchen, einem geborenen Leipziger, der sich vor Kurzem als Kaufmann in Hamburg associirt hatte, einher, und schien wenig auf dessen fortwährendes Geplauder zu achten; ihn interessirte die Unterhaltung der Gelehrten, unter welchen sich besonders Einer mit seinen schlagenden Witzen bemerkbar machte, den man Herr Major nannte. Der Hamburger hatte sich gerade mit einer Dame engagirt, die er mit seinem par-

lamentarischen Redefluß taufte, als sich der Major an Julius Elsner wandte und ihn mit den Worten anredete: Nun, Sie fehlen doch heute Abend nicht bei mir?

Eher Julius, der den Major nicht kannte und nichts anderes glauben konnte, als daß derselbe ihn verkannt habe, zu antworten vermochte, war dieser verschwunden, und Richter — so hieß sein hamburger Begleiter — stand wieder vor ihm und sagte: Sie sind vom Major Serre eingeladen? Woher kennen Sie diesen geistreichen Mann, der die Zierde Dresdens ist?

Ich kenne ihn so wenig, als er mich kennt und mich jedenfalls verkannt hat, sprach Julius, — wer ist dieser Major?

Richter nahm das Wort: Der Major Serre ist der geistreichste Mann Dresdens und ein großer Kunstliebhaber; sein Salon zeichnet sich vor allen andern dadurch aus, daß er nur von wirklichen Künstlern oder ächten und hochgebildeten Kunstfreunden besucht wird. Wer den Namen Künstler trägt, ist bei ihm empfohlen; wie er dann im Salon zurecht kommt, ist freilich eines Jeden Sache. Wöchentlich versammeln sich fast alle Notabilitäten im Serre'schen Salon und Niemand wird ihn verlassen, ohne von seinem inneren Wesen und Treiben entzückt zu sein. Mit liebenswürdiger Zuvorkommenheit bewirthet die Hausfrau ihre Gäste und fern von aller steifen Convenienz fühlt

man sich, umgeben von Künstlern und Kunstfreunden, entzückt, so daß sich jeder Gast glücklich schätzt, daselbst Zutritt gefunden zu haben.

Still, still, sprach Julius Elsner — kommen Sie nach der katholischen Kirche und am Abend lassen Sie uns nach dem Salon des Major Serre wandern! Ich bin eingeladen und darf nicht fehlen!

Die Glocken der katholischen Kirche mahnten schon, laut durch die Stadt klingend, um frommen Meßbesuche, als Elsner und Richter das Museum kaum verlassen hatten. Sie traten gerade unter das stolz in die Lüfte sich erhebende Säulendach, als die Messe begann, und Julius, welcher Katholik war, nahm unter Beobachtung der Ceremonien seiner Glaubensgenossen in einem Stuhle Platz, während Richter, der Protestant, sich vor den Stuhl hinstellte und die schöne Frauenwelt musterte. Julius, tief ergriffen von der Aufführung der schönen Messe eines hochberühmten Meisters, schwamm in Entzücken, hatte nur Sinn für die himmlischen Töne und blickte mit großer Andacht auf den Text, der ihm aus dem Nachbarstuhle herüberleuchtete. Plötzlich verschwand dieser Text und Julius bemerkte nur so viel, daß eine Frauenhand das Papier fortnahm. Jetzt sah er sich nach dem Freunde um, der ihm mit den Augen einen Wink gab und ihn auf eine Dame im Nachbarstuhle aufmerksam machte, welche das Papier in der Hand hielt. Richter war, — das wußte Elsner, — ein Wüstling,

welchen jedes hübsche Frauengesicht, jede schlanke Taille, jeder wogende Busen in Feuer und Flammen setzte; er achtete daher wenig auf die Dame. Als ihn das kaum 16jährige Mädchen aber ansah, als es sein großes blaues Auge dann auf das Meßstück heftete und nur bisweilen nach ihm herüberblickte, da wußte er, daß wahre Schönheit am besten vom Frevler erkannt wird, wie die Tugend vom Lasterhaften, weil sie die Schattenseite seiner Seele erleuchtet. Julius war ein sittenreiner, edler Jüngling, welchem nur der Zufall den jungen Kaufmann Richter als Reisegefährten zugeführt hatte; er hatte noch kein Weib geliebt und fühlte sich in der Nähe von Damen nicht einmal wohl, daher er solche Cirkel gern vermied, in welchen er junge Mädchen vermuthete. Der Anblick der schönen Kirchennachbarin trieb ihm alles Blut ins Gesicht und je mehr er dies fühlte und sein Erröthen zu verbergen suchte, desto schärfer sah ihn, weil er die Augen niederschlug, das Mädchen an. Niemand war froher als er, daß die Messe aus und er von der bittersüßen Qual erlöset war, einen Gegenstand vor sich zu haben, der ihn zur Verzweiflung bringen konnte. Auf dem Wege nach dem Hotel, wo beide junge Männer logirten, machte ihn Richter auf seine reizende Kirchennachbarin aufmerksam und sagte, als Julius seine Rede zu überhören schien: Es ist mit dem Glück in der Liebe, wie mit dem Glück im Spiel; wer keine Karte kennt und

nie ein Blatt besetzt hat, der darf unter die geriebensten Spieler und Gauner kommen, sein Blatt wird stets gewinnen. So glaube ich, daß das junge Mädchen sterblich in Euch verliebt ist, denn so lange Ihr wegsahet, heftete sie ihre großen blauen Augen auf Euch und ich bin ein zu guter Kenner der Frauen, als daß ich nicht darauf schwören sollte: Ihr hättet auf die junge Dame einen nie zu verlöschenden Eindruck gemacht. Schade, daß wir sie nicht wiedersehen werden. —

Zu jeder andern Zeit würde Julius einem solchen Gewäsch sein Ohr verschlossen haben; aber er begann sein Inneres zu erkennen, er zweifelte nicht, daß er das Mädchen liebe, dessen Bild ihm überall nachfolgte, das seinen Willen brach, mit welchem er sich vornahm, sich nicht mehr des reizenden Gesichts zu erinnern. Er hörte den Kaufmann an und gestand ihm endlich offen, daß jenes junge Mädchen seine ganze Seele fülle. Doch, setzte er betrübt hinzu: was kann es mir helfen? Ich werde sie nie wieder sehen, da wir ja übermorgen abreisen und vielleicht nie wieder nach Dresden kommen.

Wenn Ihr Euch wirklich liebt, werdet Ihr Euch auch wiedersehen, das ist mein Glaube! sprach Richter.

So glaubt Ihr an eine Bestimmung? fragte Elsner.

Allerdings, sagte Richter: passet auf! Wenn es des Schicksals Wille ist, daß Ihr Euch lieben, vielleicht

einmal besitzen sollet, so werdet Ihr Euch wiedersehen, ehe wir Dresden verlassen und ohne daß wir sie aufsuchen!

Als der Abend kam, legten unsere beiden Reisenden feine Morgengewänder an und wanderten nach dem Salon des Major Serre. Sie hatten sich eine ernste Versammlung verschiedenartiger Gelehrten und Künstler gedacht, in welcher Elsner, als Maler, besonders seine Rechnung zu finden hoffte; der Erfolg übertraf aber bei weitem ihre Erwartungen, denn die ziemlich zahlreiche Gesellschaft bestand größtentheils aus jungen Herren und Damen und die Unterhaltung drehete sich nicht sowohl um ernste Urtheile über Gegenstände der Kunst, als vielmehr um Politik, welche seit der pariser und berliner Revolution in die Mode gekommen war und jedes Raisonnement über Wissenschaft und Kunst ganz verdrängt hatte. Unter einem Kreise von Damen, welche ein besonderes Zimmer füllten, bemerkte zu seinem freudigen Erstaunen Julius Elsner auch die schöne blauäugige Kirchennachbarin und machte seinen Freund Richter darauf aufmerksam. Es war schwer in die Nähe derselben zu kommen und sich ihr bemerkbar zu machen, und ehe man einen Plan ersonnen hatte oder zur Auszuführung desselben schreiten konnte, nahete die Stunde der Mitternacht, wo Alles den Salon verließ.

Kommen Sie, — sagte Richter zu Elsner —

jetzt soll uns die blauäugige Hebe nicht wieder entgehen, wie in der Kirche! Wir gehen vor ihr fort, postiren uns an die Thür des Palais und werden entweder das Glück haben, sie zu begleiten oder wenigstens zu sehen, wo sie wohnt, um noch, ehe wir abreisen, ihr ein Ständchen bringen zu können!

In dem Augenblicke, wo der Kaufmann diese Aeußerung that, entstand in allen Theilen des Salons eine allgemeine Bewegung, die Herren legten ihre Hüte wieder ab und die Damen verließen ihr abgesondertes Gemach und mischten sich unter sie, daß sich überall bunte Gruppen bildeten. Ein junger elegant gekleideter Herr, den sie Herr Baron nannten, führte das junge blauäugige Mädchen im Zimmer auf und ab und suchte sie, die sehr bewegt und ängstlich schien, zu trösten. Die beiden Freunde lauschten auf jedes Wort, das zwischen den jungen Leuten gewechselt wurde, und das, was sie vernahmen, war mehr geeignet, ihre Neugier zu spannen, als zu befriedigen. Das junge Mädchen faßte des Barons Hand, drückte sie mit ihren beiden Händen recht fest und sagte bittend: Ach, lieber, bester Baron! Sie werden uns doch nicht allein reisen lassen! Denken Sie nur, wie es uns zu Muthe sein muß, ein Land und Gegenden zu passiren, wo ein fürchterlicher National- und Parteienhaß wüthet! —

Der Baron schwieg einige Augenblicke, dann sprach er, gleichsam ein Mittel in Bereitschaft habend,

irgend einem Uebel abzuhelfen: Sie fürchten die Deutschen, liebe Gabriele, und meinen, nur ein deutscher Begleiter könne Sie vor den Deutschen schützen, während Sie mit Ihren Landsleuten schon fertig zu werden glauben. Gut! ich habe Ihrem Vater mein Wort gegeben, daß ich für Ihre glückliche und sichere Rückkehr Sorge tragen will. Sind Sie zufrieden, wenn ich Ihnen einen Stellvertreter schicke, für dessen Bravheit ich mit meinem Leben bürge? Prag ist ja nicht sehr weit von hier! und dann — —

Nein nein, Herr v. Brunnow! erwiderte Gabriele — ich will mich keinem fremden Abenteurer überlassen und wollte nur ihre Gefälligkeit auf die Probe stellen. Nehmen Sie mein Verlangen daher nicht für Ernst, sehen Sie es für einen Scherz an, womit ich den Edelmann auf die Probe stellen wollte. Prag ist nicht weit und die Eisenbahnen gewähren Sicherheit!

Dabei ließ das Mädchen den Baron Brunnow stehen, drehete sich rasch um und stand mit einen Male dem jungen Maler Julius Elsner gegenüber. „Jetzt oder nie!" zischelte diesem Richter ins Ohr, und stellte sich so, daß Gabriele entweder wieder umkehren, oder dem Maler, der schon die Lippen bewegte, Rede stehen mußte. Julius faßte sich ein Herz, verbeugte sich vor der schönen Kirchennachbarin und sagte: Ich bin ein Deutscher aus Prag und würde mich beglückt fühlen, mein Fräulein, wenn Sie unter

meinem Schutze und mit mir die Reise nach Prag unternehmen wollten, denn, wie ich vermuthe, sind auch dort Unruhen ausgebrochen, und auch ich werde von den Meinigen gewiß mit Sehnsucht zurückerwartet. Aber — setzte er mit Zaghaftigkeit hinzu — Sie kennen mich nicht, Fräulein! und einen fremden Abenteurer wollen Sie sich nicht vertrauen!

Gabriele zierte sich nicht; sie sahe dem Maler fest in die Augen und sagte: Wir haben uns zum ersten Mal an zu heiliger und ehrwürdiger Stelle gesehen, als daß ich Ihnen, mein Herr, mißtrauen sollte! Ist es wahr, daß Sie nach Prag reisen, so schließ ich mich Ihnen an und bitte um Ihren Schutz, bitte aber, auf der Stelle die Stunde der Abreise mit mir zu verabreden, um sich mir den Baron nicht aufdringen zu lassen!

Wer war glücklicher, ja seliger als Julius, der zwar erst nach Karlsbad hatte reisen und dort einige Tage verweilen wollen? Er übernahm nun aber die Rolle des ihm unbekannten Barons, wanderte mit der still geliebten Dame seines Herzens im Zimmer auf und ab und besprach mit ihr Ort und Zeit, wo sie sich treffen und die Reise gemeinschaftlich antreten wollten. Gabriele Ziska war eine Böhmin, die Tochter eines Prager Geldwechslers, und mit der Schwester des Barons von Brunnow nach Dresden gereiset, um diese schöne Residenzstadt näher kennen, und sich an ihren reichen Kunstschätzen weiden zu können. Er

hörte von Gabriele Ziska, daß in Prag sich unruhige Bewegungen gezeigt, daß namentlich die Czechen oder eigentlichen Böhmen nichts Geringeres im Sinn hätten, als die ihnen verhaßten Deutschen, welche ihrer Nationalität den Untergang droheten, zu vertilgen und das alte Czechenthum wieder herzustellen; Gabriele hatte Briefe empfangen, in welchen sie zur schleunigen Rückkehr aufgefordert worden war, und ihre Mittheilungen hatten in der ganzen Gesellschaft große Unruhe hervorgerufen.

Schon am zweiten Morgen darauf reiseten die beiden jungen Leute von Dresden ab und waren, noch ehe sie in Prag ankamen, mit ihren gegenseitigen Gefühlen im Reinen, das heißt: sie gestanden sich einander, daß sie sich seit dem ersten Zusammentreffen in der katholischen Kirche liebten, und besprachen sich demnächst über die Art und Weise, wie sie sich bisweilen in Prag sprechen und was sie zu thun haben möchten, wenn es der Nationalhaß verbiete, sich öffentlich oder im Hause der Eltern zu sehen.

Ein Ereigniß eigener Art hatte ihre Erklärungen beschleunigt. In Theresienstadt wurden die Eisenbahnzüge von den Czechen angehalten, die deutschen Passagiere von dem wüthenden Pöbel gemißhandelt und nur den eigentlichen oder Stock-Böhmen Karten zur Weiterreise gegeben, denn wenn auch überall noch keine wirkliche Revolution ausgebrochen war, so that sich doch aller Orten eine Gährung im Volke kund,

welche die blutigsten Auftritte fürchten ließ. Julius und Gabriele zitterten, als czechische Kommissäre an den Wagen kamen und ihnen die Pässe abverlangten. Julius, welcher nur nothdürftig czechisch verstand und sich durch die Aussprache als Deutscher sogleich verrathen haben würde, wenn er gesprochen hätte, befand sich in keiner geringen Verlegenheit und hatte noch keinen Entschluß gefaßt, als schon bewaffnete Czechen das Coupé visitirten, ein Paar Deutsche aus dem Wagen warfen, sie mit Säbelhieben mißhandelten und der Wuth des rohen Czechenvolks preis gaben. Seine Lage war peinlich, wenn er bedachte, daß er das Mädchen, dem er Beschützer sein sollte, einer Brutalität des aufgeregten Pöbels bloß stellen konnte, der sie für eine Deutsche zu halten verleitet war. Noch sann er über ein Rettungsmittel, das er nicht finden konnte, da rückte ihm Gabriele näher, breitete ihren Shawl über sein Gesicht und sagte ihm leise ins Ohr: Schlafen Sie, ich werde sagen, Sie sind mein Bruder und krank, Gott wird uns schützen! Noch war sie mit ihm beschäftigt, als ein baumstarker Czeche den Schlag aufriß und in seiner Sprache in den Wagen fragte: ob deutsche Passagiere da wären? Außer Gabriele waren lauter Deutsche im Wagen. Sie wurden mit unbarmherziger Strenge herausgerissen, Gabriele aber schützte den Geliebten mit ihrem Leibe, stieß die eindringenden Czechen zurück und sprach mit ihnen in der Czechen-Sprache mit einer

Dreistigkeit und Anmaßung, als ob sie ihnen zu gebieten habe. Der Streit mit dem Czechenmädchen machte Aufsehen und rief einen jungen Mann herbei, welcher der Chef oder Vorgesetzte der Uebrigen war. Er war so artig, dem schönen Mädchen seines Stammes aufs Wort zu glauben und stellte eine Wache vor den Wagen, damit der Kranke nicht gestört und das Mädchen nicht insultirt würde. Eine Karte, die er bald darauf Gabrielen überreichte, gab den beiden Liebenden den Charakter der Geschwister und geleitete sie sicher nach Prag.

In Böhmens weitem Thalkessel wohnen Czechen und Deutsche gemischt beisammen, so daß von den 4½ Millionen Einwohnern etwa drei Fünftheile Böhmen und zwei Fünftheile Deutsche sind. Prag ist überwiegend böhmisch bevölkert. Die Böhmen waren schon seit Jahren bemüht, durch thätig wirkende Patrioten ihre Nationalität zu stärken, damit sie nicht im Deutschthum untergehe, doch hielt die österreichische Regierung mit eiserner Hand Czechen und Deutsche zusammen. Da kamen die gewaltigen, welterschütternden Ereignisse des Februar und März 1848 und der Kaiserstaat wurde aus seinen Fugen gehoben. Der deutsche Theil von Oesterreich wollte sich Deutschland anschließen, was natürlich in Böhmen als Gegensatz

das czechische Nationalgefühl erbitterte. In Prag zeigten sich unruhige Bewegungen und unter der Volksbewaffnung separirte sich die böhmische Wehrmannschaft unter dem Namen der „Swornost," welche einen ungeheuern Anhang im Volke hatte, von der deutschen. Seit wenig Wochen befand sich der Fürst von Windischgrätz, ein Mann dessen starre Soldatenseele nur für den furchtbarsten Absolutismus lebte, als Kommandant in Prag, welcher es nicht verstand, die Gemüther zu beruhigen, wohl aber sie noch mehr aufzuregen, um sie dann vernichten zu können. Mann nannte ihn in Prage den Bluthund. Er ließ, sogleich nach seiner Ankunft, den Hradschin, den Wischerad und die Josephskaserne mit Kanonen bepflanzen, und gab einer Deputation Böhmen, welche ihn um die Ursache der getroffenen Maßregeln fragte, die trotzig-stolze Antwort: Darüber habe er Ihnen keine Rechenschaft zu geben!

Um diese Zeit war es, (also im Juni,) wo Julius Elsner mit Gabriele Ziska in Prag eintraf. Die in Theresienstadt empfangene Reisekarte, auf welcher beide als Geschwister bezeichnet waren, erleichterte ihnen den Eingang oder enthob sie vielmehr, da beide für Stockböhmen oder Czechen galten, gänzlich einer Untersuchung. Julius wurde von dem Geldwechsler Ziska freundlich aufgenommen und, obschon ein Deutscher, als Glied der Familie betrachtet, da Gabriele sich wohl hütete, das obengedachte Reiseabenteuer zu

erwähnen, vielmehr den jungen Maler als einen entschlossenen Mann darstellte, der sein Deutschthum verleugnet und sie als Schwester geschützt und sicher geleitet habe. Julius befand sich in einer peinlichen Lage; in der Vorstadt wohnten seine Eltern, welche als Deutsche den Insulten der Czechen bloß gestellt waren, in der Stadt befand sich seine geliebte Gabriele, die von wüthenden Czechen umgeben für ihn verloren war, wenn die deutsche Bevölkerung unterliegen mußte. Kaum befand er sich unter den Seinigen, als der Sturm los brach. Der czechische Pöbel durzog brüllend die Straßen, während österreichische Soldaten alle Plätze besetzten und die Zusammenrottungen zu verhindern suchten. Von Priestern fanatisirt baute das Volk zahllose Barrikaden und vom Hradschin herab donnerten die Kanonen. Julius mußte, von seinen Landsleuten aufgefordert, fast gezwungen, sich bewaffnen, um mit ihnen die in überlegener Zahl andringenden Czechen abzuwehren. Schon war kein Deutscher mehr auf den Straßen zu sehen und die wüthenden Böhmen schlugen die Häuser auf, in welchen ein Deutscher wohnte, als Windischgrätz mit seinen Soldaten erschien und ein furchtbares Blutbad anrichtete. Die Czechen zogen Rache schnaubend vor das Kommandanturgebäude, schleuderten Steine in die Fenster und feuerten gegen dasselbe, daß gleich beim ersten Anlauf Windischgrätz's Sohn schwer verwundet, seine Gemahlin aber getödtet ward. Jetzt war der

Kampf ein allgemeiner; eine furchtbare Militärmacht von der einen, ein grenzenloser Fanatismus von der andern Seite. Es galt nicht allein einen Kampf gegen Absolutismus, es war zugleich ein Kampf der böhmischen gegen die deutsche Bevölkerung und darum waren die Deutschen auf die Seite des Militärs. Der Straßenkampf wüthete fürchterlich; Barrikade auf Barrikade wurde erstürmt, aber immer wuchsen neue empor. Die Soldaten schlugen sich tapfer, die Böhmen wie Verzweifelte; jede Straße glich einer Festung, in welcher entsetzlich gekämpft ward. So währte der Kampf drei Tage nach einander, nur die Nächte gönnten einige Erholung, die aber nur dazu benutzt wurde, um mit dem frühen Morgen sich aufs Neue zu zerfleischen. Alle Unterhandlungen scheiterten an der Erbitterung der Böhmen sowie am Starrsinn des Kommandanten. Die Thore waren vom Militär gesperrt, um den Zuzug des Landvolks abzuhalten, das sich, 40,000 Mann stark, näherte. So kam der Abend des 15. Juni heran. Die Soldaten waren geschwächt und von dem anhaltenden Kampf ermüdet; Windischgrätz zog alle Truppen zurück, es trat Ruhe ein und seit drei Tagen zum ersten Mal überließen sich die Bewohner der Stadt einem erquickenden Schlafe. Als es am andern Morgen tagte, jubelten die Czechen, denn kein Soldat war mehr zu sehen, die Thore standen unbesetzt offen und Tausende vom Lande strömten herein.

Julius hatte einen ältern Bruder, welcher mit dem Vater die Bildhauerei betrieb, jetzt aber mit demselben das Haus bewachte, während er selbst umherstreifte, seinen deutschen Brüdern half und Erkundigungen einzog. Er war seit drei Tagen nicht bei Ziska gewesen und eilte jetzt, von der Leidenschaft zu Gabriele getrieben, nach dem Hause des czechischen Geldwechslers. Auf dem Wege dahin trifft er auf lauter Volksjubel, das Militär ist abgezogen, die czechische Bevölkerung singt Lob- und Danklieder, aber die Deutschen zittern, denn es gehet die Sage: die Böhmen hätten einen Tag bestimmt, an welchem alle Deutschen von ihnen geschlachtet werden sollen; die Sache gewinnt an Glauben, als der czechische Pöbel die Thüren der Häuser, in welchen Deutsche wohnen, mit Kreide bezeichnet. Julius zittert für seine betagten Eltern; er beflügelt seine Schritte, denn er gedenkt dieselben in stiller Nacht aus ihrer Wohnung fort in das Haus des Czechen Ziska zu bringen, der sie gewiß aufnehmen und schützen wird. Keuchend und mit Schweiß bedeckt, trifft er an dem Palaste des reichen Geldwechslers ein. Er findet es verschlossen. Nach langem Lauten tritt der Portier heraus und redet ihn in czechischer Sprache an: Mein Herr giebt keinem deutschen Hunde Quartier; packt Euch oder laßt Euch schlachten, wenn Ihr des Lebens satt seid!

Julius stand wie versteinert vor dem sonst freundlichen Manne, er nahm seine Börse, reichte sie dem

Böhmen und sprach: Meldet mich nur Eurer Herrschaft, wenigstens laßt mich ein Paar Worte mit Gabriele sprechen!

Daß ich ein Narr wäre und einem deutschen Hunde diente! Behaltet Euer Geld, daß meine Brüder etwas bei Euch finden, wenn sie Euch schlachten!

Mit diesen Worten gab der Czeche dem jungen Deutschen einen Stoß vor die Brust, daß er zurücktaumelte und schloß die Thüre zu. — Außer sich vor Gram und Schmerz, langte er bei den Seinen an, die Alle von Todesfurcht ergriffen, todtenbleich auf den Knieen lagen und jeden Augenblick ihr grausames Schicksal erwarteten. Doch die Nacht ging vorüber, die Böhmen hatten sich vor Freude über ihren scheinbar leichten Sieg berauscht und standen erst spät am Morgen des 16. Juni auf, um sich nochmals leiblich zum Schlachtfeste zu stärken. Gegen neun Uhr verzog sich der dichte Nebel, in welchem die Sonne nur mit matten Strahlen aufgegangen war. Sieges- und freudetrunken stürzten die Böhmen oder Czechen aus den Häusern, mit Säbeln, Flinten, Spießen, Beilen und anderem Mordgewehr bewaffnet, und blickten blutdürstig nach den mit Kreide bezeichneten Wohnungen der Deutschen, da kamen einzelne Reiter angesprengt und deuteten mit den Händen nach dem Hradschin. Welch ein Schauspiel stellte sich den übermüthigen Czechen dar! Windischgrätz hatte den Hradschin, die alte feste Burg auf einem Berge, von welcher aus

man die Stadt in einem tiefen Kessel liegen sieht, mit 170 Geschützen besetzt und 30,000 Bajonette starrten den Pragern entgegen. Die Stadt konnte jeden Augenblick in einen Schutthaufen verwandelt werden, ohne daß den Truppen ein Haar gekrümmt wurde. Hatten gestern noch die Böhmen Bedingungen gestellt, an welchen sich jede Einigung zerschlug, so stellte sie heute Windischgrätz. Er verlangte sofortige Entwaffnung, Auflösung der Swornost, Stellung von vierzehn Geißeln und Wegräumung der Barrikaden bis zwölf Uhr Mittags, mit der Drohung, daß außerdem die Stadt aus allen Feuerschlünden beschossen werden solle. Die Böhmen sandten Deputationen und begannen wegen der Uebergabe zu unterhandeln, da zieht die bewaffnete Swornost durch die Straßen und insultirt die deutsche Bevölkerung; die Deutschen wehren sich, die kaiserlichen Soldaten dringen wieder ein, helfen ihren deutschen Brüdern und von dem Hradschin herab donnern die Kanonen. Die Böhmen sind stark und wehren sich wie Verzweifelte, das Militär zieht sich wieder zurück und im Nu fliegen Bomben, Kartätschen, Congreve'sche Raketen und kolossale Pechkränze auf die unglückliche Stadt. Der Schrecken wächst mit jeder Minute; überall wirbeln Feuersäulen empor, überall erfüllt das Angstgeschrei der Sterbenden und Verwundeten die Straßen; abermals schweigt der Donner des Geschützes und die kaiserlichen Soldaten dringen wieder ein, vereinigen

sich mit der deutschen Bevölkerung und richten eine furchtbare Metzelei unter den Czechen an.

Die Nacht vom 16. zum 17. Juni war schrecklich, schrecklicher als in Paris, Berlin, Wien und Mailand. Die Deutschen behielten, vom Militär unterstützt, die Oberhand und schlugen Tausende von Böhmen nieder, da gab es keinen Pardon, selbst die Weiber kämpften mit einander, rissen sich an den Haaren auf den Straßen umher und kratzten sich mit den Nägeln die Gesichter blutig und die Augen aus. Julius Elsner lag, leicht an der Stirn verwundet, auf dem Sopha unter der Pflege der Eltern und des besorgten Bruders, als die böhmische Swornost vorüberzog und einzelne Häuser vornehmer Czechen besetzte.

Was ist das für eine dunkle Schaar? fragte der junge Maler seinen Bruder Max, der am Fenster stand und hinausschaute. Die Swornost zieht sich zurück und scheint sich aufzulösen! sprach Max.

O Gott, o Gott! schrie Julius: wie wird das enden? Da stürzte Max mit dem Rufe: Hinaus, die Swornost dringt in die Häuser unserer deutschen Brüder ein und mordet aus Rachedurst! Laßt uns den Unseren beistehen! aus dem Zimmer, aus dem Hause auf die Straße und befand sich schon im Handgemenge mit den Czechen, als Julius langsam sich emporrichtete; als er aber den Bruder im Kampfgewühl sahe, rasch nachstürmte. Die Swornost war

wirklich in die Wohnung eines Deutschen eingedrungen und begann die darin befindlichen Deutschen zu morden, als Max Elsner ihr in den Rücken fiel und sie angriff. Er würde aber der Ueberlegenheit haben weichen müssen, wenn nicht Julius ihm gefolgt wäre und ein Kommando Soldaten mitgebracht hätte, die nun dem Kampfe eine andere Wendung gaben. Die ganze Abtheilung Swornoſt mußte sich sogleich gefangen geben; als sie aber von den Soldaten fortgebracht ward, zogen einige derselben verborgene Messer aus den Taschen und bohrten Max Elsner meuchlings nieder. Dies hatte die traurige Folge, daß die ganze Swornoſt von den wüthenden Soldaten mit dem Bajonette niedergestochen wurde. Ein Mord, ein Todesfall, das Niedermetzeln seiner Verwandten und Freunde war damals in dem unglücklichen Prag etwas so Gewöhnliches, daß es kaum beachtet werden konnte, denn Jeder dachte an seine persönliche Sicherheit und wie er sich der Feinde erwehre, welche sichtbar und unsichtbar ihn umringten. Julius eilte, als er den Leichnam des geliebten Bruders in das Vaterhaus gebracht hatte, nach der Wenzeslauskirche, in deren Nähe der Geldwechsler Ziska wohnte; er mußte wissen, ob Gabriele lebte, denn seit mehreren Tagen hatte er sie nicht gesehen und jetzt, wo die Deutschen mit dem österreichischen Militär die Oberhand hatten, war das schöne Czechenmädchen mehr als sonst gefährdet. — Mit Schauder und Entsetzen rannte er durch die

Straßen, wo noch immer ein furchtbarer Kampf wüthete, wo Frauen mit Baumästen auf die Soldaten und Deutschen schlugen und den Männern von der czechischen Bevölkerung die Waffen reichten und Patronen zutrugen.

Nicht fern von der Wenzeslauskirche kam ihm ein bewaffnetee Haufe Czechen mit einem Mönche an der Spitze, welcher das Allerheiligste trug, entgegen und stürzte sich auf eine Kolonne österreichischer Soldaten, die aus einer Seitenstraße anrückte; einige Gewehrsalven trieben das Gesindel zurück, aber mit noch größerem Schrecken bemerkte jetzt der deutsche Maler daß der ganze Haufe der zum Theil verwundeten Czechen in das Haus des Ziska drang, dessen Thüren sich hinter ihnen schlossen. Die Oesterreicher und Deutschen rückten nach und griffen das Haus mit Steinwürfen, Flintenschüssen und anderen Werkzeugen an, aber aus den Fenstern des Hauses ward geschossen und jeder Schuß traf seinen Mann; besonders bemerkte man an einem großen Bogenfenster ein Mädchen, das fünf Schüsse hinter einander that und nie ihr Ziel verfehlte. Die Wuth der Deutschen und Oesterreicher war auf's Höchste gestiegen, man schlug die Thüren ein, riß die Fensterrahmen heraus und drang in das Innere des Hauses, wo nun ein furchtbares Gemetzel begann. Nach wenig Minuten lagen alle Czechen todt oder schwer verwundet am Boden,

und die wüthenden Sieger würgten und schlugen noch todt, was sich noch regte und athmete.

Julius war alle ihm bekannten Räume durchlaufen und hatte seine geliebte Gabriele gesucht; alle Bewohner lagen entseelt umher, nur Gabriele war nicht zu finden. Da ward von den Oesterreichern zum Abzug geblasen. — Alles stürmte hinaus, aber Julius blieb und setzte sein Suchen fort, bis auf einmal die Kanonen wieder donnerten und das Haus in Flammen loderte. Die Verzweiflung packte ihn, er stürmte zurück in die mit Leichen angefüllten Gemächer und fand — wer beschreibt seine Freude und seinen Schmerz — die Geliebte todt unter anderen Leichen liegen. — Den Leichnam in die Arme nehmen und damit, wie mit der köstlichsten Beute beladen, fortrennen, war das Werk eines Augenblickes; er brachte das Mädchen glücklich zu den Seinigen, denn eher hätte man einem hungrigen Tiger seinen Raub entreißen können, als dem unglücklichen Jünglinge die Leiche der Geliebten. Er brachte, unbekümmert des immer noch fortbrausenden Getümmels und Kampfes, die Leiche in ein Bett, und bewachte sie wie eine heilige Reliquie.

Endlich ward es ruhig, die Stadt hatte kapitulirt und das Volk hatte die Waffen abgegeben. Am Morgen des 17. war Alles abgemacht und der Plünderung, welche man Anfangs gefürchtet hatte, wurde durch die äußersten Anstrengungen der Offiziere vorgebeugt. Am Abende des 17. glaubte Julius die

Brust sich heben und Gabriele athmen zu sehen. Er hatte sich nicht getäuscht, sie hatte in tiefer Ohnmacht gelegen und war zum völligen Leben erwacht. Nur der ungeheure Schmerz über den Tod des Vaters, welcher als Hauptmann bei der Swornost, sein und der Seinigen Unglück herbeigeführt hatte, machte das sonst heitere und lebensfrohe Mädchen eine Zeit lang traurig und verstimmte ihr Gemüth, aber bald ging diese Traurigkeit in der Freude, ihren geliebten Julius besitzen zu können, unter. Trotz des Hasses, der noch immer zwischen Slaven und Deutschen fortdauert, und über lang oder kurz einen neuen Kampf hervorrufen wird, blieb Gabriele im Hause des Geliebten, da das ihrige völlig zerstört war, und ist seit dem Oktober v. J. des jungen deutschen Malers glückliche Gattin. Prag ist seit jener Zeit ruhig und auch der Parteienhaß hat sich gelegt, aber noch glimmt der Funke unter der Asche und ein leichter Windstoß kann ihn zur Flamme anfachen. Nur darin sind Czechen und Deutsche mit einander einverstanden: daß Windischgrätz ein Bluthund, ein größerer Wütherich als Tilly ist, dem es nimmer gelingen wird, einen beglückenden Frieden im Lande zu erringen. Die Zeiten sind vorüber, wo das Volk mit Pulver und Blei zum Patriotismus gezwungen werden konnte; das Volk kennt seine Rechte. Wehe der Regierung, die sie ihm verkürzen oder vorenthalten will! Leider hat bisher eine fluchwürdige Politik eine Nationalität durch die andere knechten

lassen, wodurch beim Erwachen der Völker eine traurige Epoche herbeigeführt worden ist. Der Kampf in Prag war vielleicht der erste Akt eines Trauerspiels das noch blutiger enden wird.

Zerschlagen und in Staub getreten,
Gebeugt in namenlose Schmach
Von Windischgrätz, verzweifelt Prag.
Der Völkerhaß ist nicht verschwunden —
Die Czechen zählen schon nach Stunden,
Wo sie mit ihren Zungen beten.

Die Fürsten, wie sie sich geberden —
Sie müssen, soll die Welt bestehn,
Im Volke Menschen, Brüder sehn.
Der, der die Welten hat erschaffen,
Er schuf die Menschen, schuf die Affen —
Die Fürsten nicht als Herr'n der Erden.

Wenn auch die Pfaffen und die Frommen
Der Fürsten Liebediener sind —
Das Volk wird nicht vor Liebe blind.
Es kennt die Wahrheit seiner Rechte
Und daß es sie mit Kraft verfechte,
Verlangt es, was man ihm genommen.

Doch wehe, wenn mit Blut gedungen,
Gedeiht der Völker-Freiheit Saat!
Der Fürst bedinget nicht den Staat.
Weh ihm, wenn, daß des Volkes Willen
Die Männer freier Wahl erfüllen,
In Aller Herzen ist gedrungen.

Du Stadt mit deinen hundert Thürmen,
Du Stadt, die einst im Staube lag,
Du Sitz der Böhmerfürsten, Prag!
Getrost, getrost! Der Tag wird kommen,
Wo deine Schmach von dir genommen
Wird! Gott wird seine Völker schirmen!

Der Vatermörder.

Episode aus der Zeit des emanirten neuen Jagdgesetzes.

1.

Juchhe! halloh! puff, puff! die Jagderechtigkeit ist aufgehoben! Jedermann kann frei auf seinem Grundeigenthume schießen, und weder ein Förster noch ein Edelmann oder Amtmannn darf mir das Gewehr nehmen, wenn ich auf meinem Acker umherbürste!

So redete der Studiosus Anton Müller seinen Vater, den reichen Mühlenbesitzer Müller mit jubelnder Miene an, als er zu Anfange Winters 1848 von Naumburg nach Hause kam, wo er seinen Schul- und Universitätsfreund Gustav Horn besucht und mit demselben, sowie mit anderen Freunden und Bekannten gelesen und besprochen hatte, was in der preußischen Verfassung geändert und als ein vom König sanktionirtes Gesetz zum Besten des Volks durchgegangen war. Er hatte die Zeitung in der Tasche und las dem Vater, von dem er wohl wußte, daß er die Jagd, wie er selbst, leidenschaftlich liebte, das neue Jagdgesetz vom Anfange bis zum Ende vor.

Zu der Mühle, welche im sogenannten Elsterthale lag, gehörten große Ländereien, nicht nur urbare Aecker, sondern auch wüste sumpfige Lehden, insbesondere

aber ein großes Stück Tannen- und Fichtenwald, welches an den großen landesherrlichen Forst grenzte, und wo die Hirsche und Rehe, seit vielen Jahren gehegt, in großer Anzahl umherspazierten. Der reiche Müller hatte, wie sein Sohn Anton, öfters schon kaum der Versuchung widerstehen können, sich dann und wann ein Stück Wildpret zuzueignen; allein beide wurden von der Ausführung ihres stillen Vorhabens durch verschiedene Rücksichten abgehalten. Der Vater stand nämlich mit allen Förstern der Umgegend auf einem höchst intimen und freundschaftlichen Fuße und galt denselben als ein so braver und rechtschaffener Mann, daß er sich nicht der Gefahr Preis geben wollte, sein gutes Renommee irgendwie zu verdächtigen; Anton aber hatte gerade vor einigen Tagen erst mit der bildschönen Tochter des Oberförsters Wellner, die seit seinem Hiersein aus der Pensions-Anstalt zu Altenburg zurückgekehrt war, Bekanntschaft gemacht und war in das schöne, noch blutjunge Mädchen, das auch ihn vor allen andern Jünglingen ausgezeichnet hatte, bis über die Ohren verliebt. Wie hätte er in ihrer Achtung sinken müssen, wenn Pauline — so hieß die junge Schöne — einmal gehört haben würde, daß er ein Wilddieb sei! Als jetzt die Jagdgerechtigkeit aufgehoben und das Jagen auf eigenen Grundstücken erlaubt war, dachte natürlich Anton Müller ganz anders; denn er konnte mit demselben Recht schießen, wie der Oberförster, und Pauline

mußte ihm noch einmal so gut sein, wenn sie ihn in dem eleganten Jagdanzuge, mit der blanken Büchse im Arme sahe und wohl gar von ihm erzählen hörte, daß er ein tüchtiger Schütze sei. — Der Vater mußte am folgenden Tage anspannen lassen und mit ihm nach Gera fahren, wo nicht nur eine große Niederlage von Suhler Jagdgewehren sich befand, sondern wo auch, wie es hieß, die äußerst prachtvollen Jagdgeräthschaften des Fürsten v. Reuß, welcher bekanntlich der größte Nimrod seiner Zeit gewesen war, ausverkauft werden sollten. Es ging auch in der That Alles nach Wunsche, denn Vater und Sohn kehrten mit dem vortrefflichsten und elegantesten Jagdzeuge versehen, nach der Mühle zurück und schossen die eingehandelten Flinten und Büchsen an einer auf der sogenannten langen Wiese aufgerichteten Säule ab. Das Knallen hallte lang hin durch den Wald wieder und drang bis zur Wohnung des Oberförsters, der längst gefürchtet hatte, die Bauern in der Umgegend würden sich einmal aufmachen und über die feisten Hirsche und Rehe herfallen, welche allerdings Jahre lang die Fruchtfelder verwüstet und den armen Leuten unersetzbare Schäden zugefügt hatten. Als es dunkel war und Vater und Sohn das Probeschießen eingestellt hatten, mußte der Eselstreiber Schellenberg, der lange Zeit Soldat und Bursche eines Stabsoffiziers gewesen war, der ein Rittergut besaß, als Sachverständiger die Gewehre reinigen und putzen, und die

Frau Müllerin nöthigte ihren lieben Anton, welcher das einzige Kind und in ihren Augen schon so gut wie Minister war, denn er studirte die Rechtswissenschaften, an dem gedeckten Tische Platz zu nehmen, wo sie ein recht feines Abendbrod bereitet und auch eine Flasche Wein aufgetragen hatte, was sonst nur des Sonntags geschahe. Als die kleine Familie so traulich beisammen saß und sich von den künftigen Jagdfreuden unterhielt, die Frau Müllerin insbesondere die starken Rehböcke beschrieb, welche bisweilen bis an das Gewähricht der Mühle kamen und dort leicht erlegt werden könnten, klopfte Jemand an die Thür und, ohne den Hereinruf abzuwarten, trat der Oberförster Wellner, der vieljährige Hausfreund, ein. Der sonst freundliche Mann machte diesmal ein recht ernstes Gesicht, und wollte sich, alles Nöthigens ungeachtet, durchaus nicht bequemen, an dem kleinen Mahle Theil zu nehmen, bis die schlaue Müllerin die Wolken von seiner Stirn verscheucht hatte. Sie stand auf, klopfte den sonst immer so graden Mann, der allen Ceremonien abhold war, auf die Schulter und sagte:

Ich weiß, Herr Oberförster, was Sie zu uns führt und die Falten auf Ihrer Stirn enger zusammenzieht! Sie haben das entsetzliche Schießen gehört, und sind bange, daß Ihnen diese beiden Männer hier Ihren schönen Wildstand vernichten; das soll aber nicht geschehen! Diese gewaltigen Jäger sollen nicht eher auf Großwildpret schießen, bis Sie einwilligen

oder gemeinschaftlich eine Jagdpartie besprechen. Verlassen Sie sich auf mein Wort und sein Sie unser Gast oder —

Nun, — sprach der Oberförster mit einem besorglichen Blick auf die Frau, deren entschlossener Wille ihm bekannt war, — oder Sie lassen Alles niederschießen, was von meinen Thieren in Ihren Wald kömmt! War es nicht so gemeint?

Getroffen, erwiderte die Müllerin, ich stehe Ihnen für die Bedingung ein, wenn Sie ohne weitere Zögerung Platz nehmen.

Der Oberförster setzte sich; der Eseltreiber Schellenberg, das Faktotum im Hause, welcher jedesmal bei Tische servirte und den leisesten Wink seiner Herrin verstand, nahm den Kellerschlüssel von einem Haken an der Thür und brachte noch zwei Flaschen Wein. Als die Becher eine Stunde lang gekreiset und die Falten auf der Stirn des Oberförsters sich geglättet hatten, kam das Gespräch auf das neue Jagdgesetz und die Aufhebung der alten Jagdgerechtsame. Wellner sagte, sein volles Glas erhebend und mit allen Familiengliedern der Reihe nach anstoßend: Es lebe der König, es lebe das freie Jagen!

Die Männer thaten Bescheid aber die Frau Müllerin setzte erstaunt ihr Glas nieder und sprach: Wie, Herr Oberförster! sollte ich dennoch nicht getroffen haben, was Sie vorhin so zu beunruhigen schien?

Ruhig, Frau Nachbarin, redete der Oberförster ein, — Sie sind eine zu kluge Frau, als daß Sie irren könnten! Jetzt wollen wir zu dem Vertrage schreiten, den ich im [illegible] habe und dessen Festhaltung Sie mir durch Ihr [illegible] gewährleistet haben. Ich bin, wie Ihnen der eb[illegible] brachte Toast angedeutet haben wird, kein Vertheidiger der alten Gerechtsame, besonders wenn das Privilegium schädlich auf die Nichtprivilegirten wirkt, wie z. B. das Jagdrecht. Ich habe es tausendmal bedauert, daß die Saat- und Fruchtfelder, welche in der Nähe des Forstes liegen, von dem Wildstande, den ich hegen und pflegen mußte, zerstört und vernichtet werden, darum freue ich mich, daß die alten Jagdgerechtsame aufgehoben und alle Staatsbürger berechtigt sind, auf ihrem Eigenthume zu jagen. Darum hab' ich unserm freisinnigen, hochherzigen und gewiß guten Könige ein Lebehoch gebracht und hoffe mit Zuversicht, daß noch manche alte Gebrechen und Vorrechte aufgehoben werden, indem ich nur in einem gleichmäßig freien Gebrauche aller Rechte, ohne Unterschied, die wahre Freiheit des Volks erkenne. Aber ich bin nicht dafür, daß man, wenn ein gewisses Vorrecht gesetzlich aufgehoben und der freie Gebrauch desselben gestattet worden ist, wie ein Raubthier über den Gegenstand eines solchen Rechts herfalle und denselben vernichte. Der gebildete Mensch muß stets vernünftig und mit Überzeugung handeln. Was nützt es, wenn jetzt, wo die

Jagdgerechtsame aufgehoben ist, Jedermann über das Wild herfällt, alles niederschießt und den lange sorgsam gehegten Wildstand mit einem Male vernichtet? Einige Wochen lang wird jeder Bauer nur Wildpret speisen oder es wird auf den Märkten für ein Spottgeld verschleudert, das junge und das alte, das kranke und das trächtige Thier wird, ohne Unterschied und ohne Rücksicht todt geschossen, und binnen Jahresfrist ist kein Hase mehr zu finden, am wenigsten ein Hirsch oder ein Reh. Lassen Sie uns daher, lieber Herr Müller, gute Nachbarschaft halten und den schönen Wildstand nur nach und nach mit Sachkenntniß und Umsicht vermindern! Ich kenne mit meinen Leuten jeden Hirsch und so ziemlich auch den Rehestand; wir wissen, welche von den Thieren als gesund und schmackhaft genossen werden können! Ich werde sie Ihnen zeigen und wenn Sie sie kennen gelernt haben, stellen wir die Zahl der in einem gewissen Zeitraume zu schießenden fest. Da wir keinen dritten Nachbar am Walde haben, so werden wir uns stets einen Wildstand erhalten, den wir als gemeinschaftliches Eigenthum betrachten können. Wenn ich, wie nöthig scheint, darüber berichte, wird man Sie von Seiten der höheren Staatsbehörde für einen ebenso vernünftigen als gerechten und humanen Mann halten!

Der Müller ging den Vertrag ein und der Student Anton schlug mit Entzücken in die ihm dargebotene Rechte des Oberförsters, welcher ihn ersuchte,

von Morgen ab täglich mit dem Gewehr zu ihm zu kommen, um in die Geheimnisse des großen Forstes eingeweiht zu werden. Dem jungen Manne hätte nichts lieber geboten werden können, da er nun täglich Gelegenheit fand, die reizende Pauline, von der er in jeder Nacht träumte und die er bisher nur selten sah, in der Nähe zu betrachten und den Knoten des bisher nur leicht geschürzten Bandes fester zu knüpfen. Er gab seiner Mutter und diese wieder dem Eselstreiber einen bedeutungsvollen Wink, worauf letzterer die leeren Flaschen mit vollen vertauschte und die kleine Gesellschaft bis zum Abend zechte, wobei immer neue, immer brausendere Toaste ausgebracht wurden, bis endlich die Frau Müllerin, mit einem schelmischen Seitenblick auf ihren Liebling Anton, Fräulein Paulinchen hoch leben ließ, wofür sie von dem dankbaren Goldsohne einen herzigen Kuß erntete.

Der Wein erfreut des Menschen Herz,
Drum gab uns Gott den Wein.
Auf laßt bei Rebensaft und Scherz
Uns unsr'es Daseins freu'n!
Wer sich erfreut, thut seine Pflicht,
Drum stoßet an und singet dann,
Was Martin Luther spricht:
Wer nicht liebt Wein, Weib und Gesang,
Der bleibt ein Narr sein Lebelang!

Und Narren sind wir nicht —
Nein, Narren sind wir nicht.

Die Lieb' erhebt des Menschen Herz
Zu jeder Edelthat,
Schafft Linderung in jedem Schmerz,
Ist Licht auf dunklem Pfad.
Wohl dem, der ihre Rosen bricht.
Drum küßt und trinkt, klingt an und singt:
Was Martin Luther spricht:
Wer nicht liebt Wein, ꝛc.

Doch Liebe gießt auch bittern Schmerz
Und Weh und Reu' und Pein
In manches sorgenfreie Herz
Mit süßen Tropfen ein.
Wohl dem, der Liebe nie gekannt —
Der ihr das Herz verschließt;
Er ist der freie Mann im Land,
Der's Leben froh genießt.

2.

Der Winter war vergangen. Anton Müller und Pauline Wellner hatten sich im fast täglichen Umgange

näher kennen und lieben gelernt, denn des erstern akademische Laufbahn war vollendet und er benutzte den stillen Aufenthalt im Vaterhause dazu, um sich zu den ersten Prüfungen in seinem Fache vorzubereiten. Anton hatte in Halle und Breslau, wo der Vatersbruder ein schönes Haus besaß, studirt, und Pauline, welche sieben Jahre jünger als der Geliebte war, zweifelte nicht, daß sie einst glücklich an seiner Seite werden würde, denn obschon erst 24 Jahre alt, war er, bei aller Heiterkeit, ein Mensch von Charakter, der die Stürme der Zeit mit Gleichmuth hatte vorüberbrausen lassen und zu den hochherzigen Gesinnungen des Königs das feste Vertrauen hegte, daß er die im März 1848 gemachten Verheißungen erfüllen und das Volk wahrhaft beglücken werde.

Der Oberförster, der noch mehrere Kinder hatte, schätzte den jungen Mann und sahe mit Freuden, wie er an der in klösterlicher Stille fromm und sittsam erzogenen geliebten Tochter hing, wie er schwärmerisch das Mädchen liebte und wie dieses mit unbefangener Zärtlichkeit seine Liebe erwiderte. Pauline war, kaum 17 Jahre alt, eine kräftige in üppiger Fülle blühende Jungfrau, der das freie Landleben um so mehr gefiel, als sie nicht selten an den Streifereien des Vaters mit dem Geliebten Theil nehmen, ja sogar mit diesem dann und wann allein wandern durfte, um ihm das Revier, welches sie noch von ihren Kinderjahren her kannte, in allen seinen Abtheilungen zu zeigen. Sie

schloß sich jetzt um so enger an den Geliebten an und begleitete ihn gern auf seinen Streifereien, als ihr gestattet ward, ein Jagdgewehr zu führen, und als es ihrer weiblichen Eitelkeit so sehr schmeichelte, von dem Jünglinge ihres Herzens mit der holden Diana, der Göttin der Jagd, verglichen und als solche angeredet und verehrt zu werden. Nur bisweilen wurde sie traurig und weinte nicht selten an des geliebten Antons Brust, wenn dieser nämlich von seiner baldigen Abreise nach der Hauptstadt sprach, wo er seine wissenschaftliche Laufbahn vollenden, die gesetzlichen Staatsprüfungen bestehen mußte und dann sich um ein Amt bewerben wollte. Pauline zweifelte zwar nicht an der Treue des Geliebten und hätte den heiligsten Eid geschworen, daß er nie wortbrüchig würde; aber innig freuete sie sich, als eines Tags Anton ihr erklärte, daß er mit seinen Eltern verabredet habe, ihre Verlobung in deren Hause zu feiern, bei welchem er gar zu gern auch ihren Bruder, Paul Wellner, seinen Jugendgespielen, welcher als Freiwilliger im Heere diente, sehen mochte. Pauline mußte es übernehmen, dem Bruder zu schreiben und ihn zu bitten, daß er sich auf 8 Tage Urlaub auswirke; eher, als er geantwortet, sollte der festliche Verlobungstag nicht bestimmt werden. Paul antwortete der Schwester, daß er in den nächsten Tagen unfehlbar kommen und auch noch seinen Busenfreund und Kameraden, einen jungen Jäger, Julius von Silewski, mitbringen werde. —

In derselben Zeit mußte der Oberförster in Dienstangelegenheiten eine Reise nach Merseburg machen, die ihn drei Tage lang entfernt hielt. Vor der Abreise instruirte er den künftigen Schwiegersohn Anton Müller über die Gattungen des Wildes, welches zum Verlobungsfeste geschossen werden sollte, und trug ihm angelegentlichst auf, die beiden Stücke, die er ihm bezeichnete, selbst zu erlegen, indem er ihm eine Stelle anwies, wo er sich zum Anstand hin postiren sollte, und wo er versichert sein könne, der beiden Stücke habhaft zu werden. Sagen Sie — sprach der Oberförster zu dem Student Anton Müller — Ihrem Vater nichts davon! ich möchte gern noch eine Zeit lang Ruhe im Walde haben, damit wir das Wild, das wir haben, behalten; denn wenn wir es durch das viele Knallen über die Grenze jagen, können wir versichert sein, daß wir keins wiedersehen; die Bauern puffen den ganzen Tag über und stellen sich Abends und Morgens auf Punkte, wo ihnen das Wild, das nach Atzung auf den Acker geht, grade vor das Gewehr läuft!

Anton versprach zu thun, wie ihm aufgetragen war, und der Oberförster reiste am Morgen darauf ab.

Pauline Wellner wartete bis den Mittag vergebens auf ihren Verlobten, der bisher fast jeden Tag in ihrer Eltern Hause gewesen war und, wie ein Glied der Familie, Mittags und Abends mit gespeist hatte. Als er um 3 Uhr Nachmittags noch

nicht da war, machte sie sich auf den Weg nach der eine kleine Stunde entfernten Mühle und begegnete ihm, als er mit Büchse und Jagdtasche dem Walde zuschritt.

Mein Gott — redete ihn das Mädchen an — Du weißt, daß ich Dich heute um so mehr erwarte, als der Vater nicht da und die Mutter mit der Wäsche beschäftigt ist! Was hat Dich denn so lange abgehalten?

Ich habe — antwortete Anton — den Eltern erst einige Briefe schreiben müssen, weil sie durchaus es wünschen und wollen, daß noch ein paar gute Freunde unser Verlobungsfest verherrlichen sollen. Sei nicht böse, meine holde Diana! und begleite mich auf den Anstand, wo Du sehen sollst, was für ein tüchtiger Schütze ich geworden bin! Deine Gegenwart wird mich begeistern, damit ich keinen Fehlschuß thue und der holden Göttin werd' ich die Trophäen meiner Siege dankbar zu Füßen legen!

Warum hast Du — fragte Pauline — Deinen guten Vater nicht mitgebracht? Er sagte mir vor Kurzem, das Wildpret zu unserm Verlobungsfeste müsse er selbst schießen, Du hättest mit meinem Vater genug gepufft.

Aber Dein Vater will grade, daß ich die Stücke selbst, ohne meinen Vater, schieße, deshalb hab' ich mich ohne Gewehr fortgemacht; Schellenberg hat mir Büchse und Jagdtasche nachgebracht!

Bei diesen Worten schlang Anton seinen Arm um des schönen Mädchens Nacken und schlenderte mit ihr, von seiner Liebe, seinem Glücke und von der himmlischen Zukunft plaudernd, langsam fort. Es begann zu dämmern, als die Liebenden plötzlich bis an die Knöchel in einen Sumpf geriethen und erstaunt umhersahen.

Sieh Kind, — sagte Anton — wir haben uns in der That verlaufen. Ich hätte nie geglaubt, daß es da möglich sei, wo man so bekannt mit allen Wegen und Stegen ist; aber das kommt daher, daß ich immer nur in Deine Augen und nicht auf den Weg gesehen habe.

Ist mir's denn besser gegangen? sprach Pauline und entzog sich schnell den Armen des Geliebten; dann setzte sie mit einem tiefen Seufzer hinzu: Mir ist, ich weiß gar nicht, so bange; es läuft mir eiskalt durch die Glieder — sieh, wie ich zittere!

Anton sah mit einem Male das sonst so kräftige Mädchen wanken und ihr wie mit Purpur übergossenes Gesicht erbleichen. Er mußte sie mit beiden Armen halten. Der Zustand ging aber bald vorüber und Anton meinte, sie werde sich im nassen Sumpfboden die Füße erkältet haben. Komm — sagte er — laß uns recht tüchtig laufen, damit Du warm wirst!

Das Mittel half, denn als sie Beide an der Stelle des Anstandes kamen, lachte Pauline und sagte: Ist mir's doch in meinem Leben noch nicht so ergangen

darum muß ich mich, als die Tochter eines Jägers, abhärten. Aber eine innere Angst fühl' ich noch immer.

So werd' ich Dich nach Hause bringen und morgen mein Heil versuchen! sprach Anton.

Nein nein — entgegnete Pauline — wir wollen nicht so ängstlich sein! Hier ist es recht schaurig, da werd' ich mich auf den Stamm setzen, während Du, wie ein Tiger, auf Deine Beute lauerst. O, es ist im Grunde doch ein abscheuliches, ein grausames Vergnügen, das Jagen. Ich möchte nicht die Frau eines Jägers sein, eines Mannes, der täglich mordet und quält!

Still, still! dort rauscht es im Dickicht, das wird der Zwölfender sein!

Kaum hatte Anton diese Worte gesprochen, als ein Hirsch aus dem dichten Nadelgebüsch hervorbrach und grade auf ihn losrannte. Er wollte das Thier erst näher kommen lassen, um es recht sicher fassen zu können, und legte das Gewehr zum Schuß an; da knallte es vor ihm aus dem Dickicht, aus welchem erst der Hirsch gekommen war, und mit dem Ausruf: Herr Jesus! stürzte die kaum drei Schritte von ihm entfernt auf einem Stamme sitzende Braut aufs Gesicht nieder, das Blut aber quoll in starkem Strome aus des Mädchens Rücken.

Anton Müller hatte noch immer die gespannte Büchse in der Anlage, als es zum zweiten Male

knallte und der Hirsch getroffen zusammen sank. Der Jüngling war eben im Begriff, das Gewehr fallen zu lassen, um dem unglücklichen Mädchen beizustehn, als nach dem Knall eine bekannte Stimme rief: Drauf, drauf auf die Wilddiebe! Jetzt drückte er ab und die Kugel sauste in das Dickicht, daß die Äste und Zweige umherflogen. — Anton Müller hob seine Verlobte, in der noch Athem und Leben war, auf, und rief im Wahnsinn um Hülfe. Zwei Jünglinge, wie zwei rettende Engel vom Himmel, halfen ihm das Mädchen aufrichten und die Wunde suchen. Die Kugel war grade in die Mitte des Rückens eingedrungen und Pauline hatte weder den Gebrauch der Sprache noch sonst eines Sinnes. Allem Anschein nach war die Wunde tödtlich. Erst als man die Unglückliche auf den Armen forttrug, erkannten sich die beiden Freunde und Jugendgespielen, Anton Müller und Paul Wellner. Nur mit stummen Blicken grüßten sie sich und eilten, aus dem Walde nach der Oberförsterei zu kommen. Man kann sich den entsetzlichen Schreck der Mutter und Geschwister und den furchtbaren Schmerz des Jünglings denken, der seine heiß geliebte Braut in einem solchen Zustande, dem Tode nahe in das elterliche Haus tragen half.

Zum Unglück war im Dorfe weder ein Arzt noch ein Wundarzt, so daß man sich vor der Hand damit begnügen mußte, nur das Blut zu stillen und einen leichten Verband auf die Wunde zu legen. Erst in

der Nacht um ein Uhr kam der Arzt, welcher zwar das Mädchen noch lebend fand, aber wenig Hoffnung zu ihrer Wiederherstellung äußerte, indem er erklärte, die durch den ganzen Leib gedrungene Kugel werde so edle Theile zerstört haben, deren Verletzung unbedingt den Tod zur Folge haben müßten; nur ein Wunder könne es genannt werden, wenn die Kugel, ohne solche Theile verletzt zu haben, durchgegangen sei.

Anton war untröstlich, er maß sich die Schuld an dem Unglücke in sofern bei, als er das Mädchen mit auf den Anstand genommen und sie nicht nach Hause gebracht hätte, da sie unterwegs ohnmächtig und nur durch schnelles Laufen wieder erwärmt und hergestellt worden sei. Gegen 8 Uhr Morgens stellte sich das Bewußtsein der Verwundeten zugleich mit der Sprache ein, doch war sie so außerordentlich schwach, daß sie keine Hand emporheben konnte. Der Arzt tröstete und verhieß, wenn nicht schlimmere Symptome sich zeigten, sichere Herstellung, worüber Anton Müller in ein so freudiges Entzücken gerieth, daß er Einen nach dem Andern umarmte und Jedem die heilige Versicherung zuschwur, den Tod seiner geliebten Pauline nicht überleben zu können. Gegen 10 Uhr war die Kranke eingeschlafen und der Doktor trieb alle Familienglieder, sowie auch den Student Müller mit dem Bemerken aus dem Zimmer, daß die Gefahr vorüber, Ruhe aber die erste Bedingung baldiger Wiederherstellung sei. Jetzt erst vermochte es Anton, sich seinem

jungen Freunde und künftigem Schwager, Paul Wellner, und dessen Freunde Silewsky in die Arme zu werfen und ihnen die Größe seines Glücks in der Liebe zu seiner Verlobten Pauline zu schildern.

Die Familie saß beim Frühstück und hörte dem Doktor zu, der die Versicherung einer baldigen Wiederherstellung nicht oft genug wiederholen konnte, als der Eseltreiber Schellenberg keuchend ins Zimmer trat und nach seinem Dienstherrn Müller fragte.

Der ist nicht hier, mein Lieber — sagte die Oberförsterin — auch heute nicht bei uns gewesen.

Aber mein Himmel, was ist denn bei Ihnen passirt? Wo ist denn Linchen?

Der ehrliche Bursche erfuhr Alles, was sich zugetragen hatte. Als Anton das Ereigniß noch einmal mit allen Umständen erzählt hatte, wendete er sich an Paul Wellner und sagte einige Worte leise zu ihm. Dieser sprach eben so leise und geheimnißvoll mit dem Doktor, und der forderte den Student Anton Müller auf, zu seiner Braut zu gehen und das Zimmer nicht eher zu verlassen, bis das Mädchen erwache.

Wie hätte Anton, der nur an seine todtkranke Verlobte dachte, diesem Befehle nicht eilig gehorchen sollen? Als er das Zimmer verlassen hatte, sagte Schellenberg: wenn nur nicht ein zweites Unglück geschehen ist; mein Herr ist gestern Abend mit dem Gewehr fortgegangen und heute noch nicht zurückgekehrt.

Madame Müller ist in tausend Ängsten und hat schon überall nachfragen und suchen lassen; sie hat sich endlich bei dem Troste beruhigt, daß er mit Herrn Anton nach der Oberförsterei gegangen und da geblieben sei.

Schellenberg hatte nicht allein eine dunkle Ahnung von dem Unglücke seines Herrn, auch Paul Wellner und Julius v. Silewsky theilten dieselbe; daher machten sich die drei Männer nach dem Walde auf den Weg. Als sie an die Stelle kamen, wo Anton mit Pauline gestanden hatte, sahen sie den bereits verendeten Zwölfender im Grase liegen. Ein Wilddieb konnte also das Thier nicht erlegt haben, denn dieser hätte es mit seinen Helfershelfern sicherlich fortgeschafft. Sie gingen nun in das Dickicht, wo Paul Wellner einen Mann mit einem Gewehr gesehen und wohin Anton auf seinen Ruf: Wilddiebe! geschossen hatte. Aber wer malt sich ihren Schreck, ihr entsetzliches Erstaunen, als sie den Mühlenbesitzer Müller mit zerschmettertem Schädel todt am Boden liegen sahen! Der Leichnam des unglücklichen Mannes war kalt und starr, die Kugel war durch die Stirn in den Kopf gedrungen und hatte gewiß dem Leben ein augenblickliches Ende gebracht. Sie legten ihn auf abgebrochene junge Baumstämme und trugen ihn nach der Mühle, wo sie ihn vorläufig in einem Stalle verbargen, um der unglücklichen Wittwe einen gefahrvollen Schmerz zu ersparen.

Wenn das Unglück eine Beute wittert, so folg

es seinem Opfer Schritt um Schritt, schreitet über Berg und Thal, über Lebende und Todte, und läßt nicht nach, bis es den Verfolgten erreicht und mit tausend Wunden zu Boden geschlagen hat. Das Unglück ist ein nimmersattes Ungeheuer, das aus Wollust würgt und seine Freude an den Qualen seiner Opfer findet. Mit vollem Recht pflegt das Sprüchwort von manchem Menschen zu sagen: Er ist zum Unglück geboren; denn Nichts vermag den Unglücklichen seinem Schicksal zu entreißen; die glücklichen Menschen helfen ihm nicht, aus Gefühllosigkeit, und der Armen und Schwachen Hülfe fruchtet nicht.

Sowie Schellenberg mit seinen beiden Begleitern aus dem Stalle herausgeschritten war, stürzte Anton mit zerrissenen Kleidern, ohne Kopfbedeckung, mit blutigen Nägeln und stieren, mit Blut bedeckten Augen über den Hof, schleuderte die drei jungen Männer, welche ihn aufhalten wollten, mit Löwenstärke von sich und drang mit dem Ausruf: Verflucht ist der Vatermörder! in den Stall, wo er sich über den Leichnam hinwarf und die weit aufklaffenden Kopfwunde mit seinen Lippen bedeckte.

Es thut uns Leid, in der Brust gefühlvoller Leser mit dieser Erzählung Saiten anschlagen zu müssen, welche nur Schmerz und Trauer verkündigen; aber die Wahrheit darf nicht verschleiert werden, wenn sie erkannt sein will, darum berichteten wir die Wahrheit in voller Nacktheit. Doch weiter wollen wir das

Bild der tiefsten Trauer, des größten Jammers, der ein Menschenherz ergreifen kann, nicht ausmalen; es genüge, bemerkt zu werden, daß Anton Müller, vom furchtbarsten Wahnsinn ergriffen, gebunden nach Jena gebracht und einer dortigen Heilanstalt überwiesen werden musste. Aber seine liebe Pauline und seine tiefgebeugte durch diese aber von den wahren Ereignissen unterrichtete und getröstete Mutter brachten ihm geistige und leibliche Hülfe dadurch, daß sie ihn in der Heilanstalt besuchten und ihn zu überzeugen wußten, wie er ebenso der Mörder seines Vaters ohne Schuld geworden, als dieser ohne Schuld mit dem tödtenden Blei den Leib des Mädchens getroffen habe, das die Gattin seines einzigen geliebten Sohnes werden sollte. Pauline, die nur vom starken Blutverlust geschwächt, sonst keinen erheblichen Schaden erlitten hatte, genas bald wieder zu üppig blühender Gesundheit, und vor Kurzem erst wurden beide Liebende verlobt und bald darauf ehelich verbunden, da sich Anton Müller, dem Wunsche seiner Mutter und seiner Pauline folgend, entschloß, die juristische Laufbahn zu verlassen und das große Mühlengeschäft seines Vaters zu übernehmen, wo er freier wirken und der leidenden Menschheit nützlicher werden kann, als auf der Stelle eines Postens, der durch Subordination im Wirken gehemmt ist.

Zur nähern Erläuterung des Sachverhältnisses müssen wir noch einiges Wenige nachholen.

Der Mühlenbesitzer Müller hatte sich einmal vorgenommen, das Wild, das am Verlobungstage seines Sohnes Anton mit Pauline Wellner gebraucht ward, selbst zu schießen, da er aber wußte, daß es der Oberförster nicht gern sahe, wenn er auf dem Revier knallte und püffte, so glaubte er dessen Abwesenheit in Merseburg benutzen zu müssen, und ging zu derselben Zeit auf den Anstand, wo sein Sohn Anton sich kurz zuvor erst mit Pauline angestellt hatte. Aus dem Dickicht heraus, wo er stand, schoß er nach dem ausbrechenden Hirsche, die Kugel aber fehlte und traf Pauline. Zufällig war Paulinens Bruder, Paul Wellner, mit seinem Freunde Silewsky, angekommen und begab sich mit demselben in den Wald, um Anton aufzusuchen. Er sahe im Dickicht einen Mann, der da nach einem Hirsche schoß, hielt ihn für einen Wilddieb und rief seinem Freunde Anton, den er in der Anlage sah, zu: drauf! Wilddiebe! Keiner von Beiden, weder Paul Wellner noch Anton Müller, hatte in dem verhängnißvollen Augenblicke auch nur die leiseste Ahnung, daß der Mühlenbesitzer Müller im Dickicht derjenige sein möge, der nach dem Hirsche geschossen. Dem Student Anton konnte aber der Schuß nach dem vermeintlichen Wilddiebe im Dickicht um so weniger zugerechnet werden, als jener Wilddieb seine Braut geschossen und ihn zur blutigen Rache gereizt hatte.

Bei dem ganzen Ereigniß bleibt der Umstand

bemerkenswerth, daß auf dem Wege nach dem Walde Pauline Wellner von einer unerklärbaren Angst befallen, einer Ohnmacht nahe gebracht wurde. — Anton Müller hat es verschworen, nie wieder ein Jagdgewehr in die Hand zu nehmen, er hat vielmehr für immer auf das Jagdvergnügen, dem er sonst mit Leidenschaft ergeben war, verzichtet. Es darf dem jungen Mann weder als Leichtsinn noch als Mangel an Kindesliebe angerechnet werden, daß er sich sobald nach des Vaters Tode mit Pauline Wellner verehelichte. Das große Mühlwerk mußte entweder verkauft oder verpachtet werden, wenn sich Anton nicht zur Übernahme entschloß. Er that dies mit schwerem Herzen auf dringendes Bitten seiner guten Mutter, welche wohl wußte, wie der Sohn den Vater geliebt und wie der Letztere sein Unglück selbst verschuldet hatte.

Knüpfen wir an das Ende dieser traurigen Geschichte eine kurze Betrachtung!

Die Aufhebung der Jagdgerechtigkeit hat das Unglück herbeigeführt. Wäre die Jagdgerechtigkeit nicht aufgehoben, und das freie Jagen auf eigenem Grund und Boden nicht gestattet worden, so würde es dem Mühlenbesitzer Müller, der kein Wilddieb war, nie in den Sinn gekommen sein, in den Wald zu gehen und einen Hirsch zu schießen; er würde das nöthige Wildpret von dem Jagdberechtigten gekauft und weder seines Sohnes Braut geschossen, noch vom eigenen Sohne den Tod erlitten haben. — Das freie

Jagen wird, voraussichtlich, noch zu manchen Unglücksfällen, zu manchen Übereilungen und Thätlichkeiten führen, die bei bestehender Jagdgerechtigkeit nur höchst selten und immer nur dann vorkommen konnten, wenn das Verbrechen eines Wilddiebstahls begangen wurde. Das Jagen ist — wie das Hazardspiel, wie die Sinnenliebe und andere Affekten — eine Leidenschaft, die bald zur Gewohnheit und aus dieser zur Begierde wird; der rohe oder nur weniger gefühlvolle Grundbesitzer wird in der Hitze der Jagdfreuden Exzesse begehen, die weder vor dem Sittengesetz noch vor der Gerechtigkeit sich verantworten lassen.

Auf, auf zum freien Jagen!
Auf, ganze Christenheit!
Laß Dir ein Wörtchen sagen,
Es ist die höchste Zeit! —
Die Kammern sind beisammen —
In ihnen hin und her
Läuft, wie mit Feuerflammen,
Ein unbekannter Wer.

Seht, wie im ganzen Lande
Das Christenthum verliert —
Und ach, zu seiner Schande
Der Jude sich gerirt!

Bald werden die Miniſter
Aus Levi's Stamme ſein —
Und wir, wie die Philiſter,
Ach, über Simſon ſchrei'n!

So lange man in Kammern
Um freie Rechte tagt,
Hört man des Volkes Jammern
Nicht, weil es hetzt und jagt. —
Das Jagen und das Hetzen,
Und was daran noch hängt,
Gleicht unſichtbaren Netzen,
Womit man Füchſe fängt.

Laßt mich, Ihr Weiſen, fragen:
„Kann Jemand ohne Blei
„Und ohne Pulver jagen
„Auf ſeinem Acker frei?
„Wird er ſich einen Braten
„Erjagen mit dem Schuß,
„Wenn ohne Kugel laden
„Und blind er feuern muß?"

Drum ſpitzt die freien Ohren
Nicht mehr zum Poſſenſpiel!

Ihr bleibt, o große Thoren,
Stets fern vom rechten Ziel!
Die Welt ist ein Theater —
Man sieht dem Spiele zu,
Und legt sich ohne Hader,
Wenn's alle ist, zur Ruh.

Louison Fournier

die pariser Zauberin, oder die Verlobung im Grabe.

Erzählung aus den Tagen der blutigen Juni-Kämpfe 1848 in Paris.

Die Revolution im Februar 1848 war zwar nicht ohne Blutvergießen, aber doch ohne solche Greuel beendet worden, welche in der Regel einen Volksaufstand zu begleiten pflegen. Ludwig Philipp, der sich durch die Volksgunst zum Bürger-König auf den Thron geschwungen, der dem harmlosen Volke Alles versprochen, aber Nichts gehalten, der mit seinen Ministern und feilen Hofschranzen nur immer darauf hingearbeitet hatte, dem Absolutismus wieder Eingang zu verschaffen und die alte Monarchie in ihrem ersten Glanze wieder herzustellen, dieser Ludwig Philipp, der sein Volk verrathen und dasselbe mit Füßen getreten hatte, war schimpflich aus Paris entflohen, um sich nach England einzuschiffen. Die Pariser hatten ihn großmüthig entfliehen lassen, keine Spur von Mordgedanken hatte sich gezeigt, nur in den königlichen Schlössern hatte die Verwüstung getobt; der Tuillerien-Palast war von Grund aus zerstört, der Königsthron auf den Tuillerien-Platz geschleppt, zerschlagen und verbrannt, und alles Geräth in dem Tuillerien-Palast, sowie im Palais-Royal war vernichtet worden. Jede Spur, jede Erinnerung

an das Königthum sollte vertilgt, das Heil von Frankreich sollte in einer Republik gefunden werden, deren kühnen Bau aber der größte Mann des Jahrhunderts zerstört hatte. Ganz Frankreich jubelte und die Schwingungen des großen welterschütternden Sturmes weheten über die Grenzen hinüber und gestalteten sich in allen Theilen Deutschlands, ja in ganz Europa zu neuen Stürmen. Doch mit der vollendeten Revolution, mit der neuen republikanischen Verfassung stellte sich noch immer keine Zufriedenheit, keine Ruhe im Volke ein. Die Armen, die Arbeiter, die sogenannten Proletarier, grade diejenigen im Volke, welche für die Sache ihrer Mitbürger am thätigsten gekämpft, welche Ströme von Blut vergossen und für alle ihre Mühen und Anstrengungen keinen Lohn, keinen Dank geerntet, welche noch immer mit der alten Nahrungslosigkeit, mit Noth und Elend, mit Hunger und Kummer zu kämpfen hatten — waren noch nicht zufrieden gestellt. Die Februar-Revolution war eine rein politische, indem sie aus den Trümmern des Königthums eine Republik errichtete. Diese Republik kümmerte sich nicht um die inneren Zustände des Volks, und die schmachvoll gedrückte Arbeiterklasse seufzte noch immer unter dem Drucke alter Gewohnheiten und Einrichtungen. Man hatte sich für die Republik geschlagen und diese Republik wollte sich ihrer Helden nicht annehmen! Das Volk bestürmte die provisorische Regierung mit Petitionen

und Anträgen auf Verbesserung der bürgerlichen Lebens-Zustände und diese Regierung that Alles, um dem Volke gerecht zu werden: sie errichtete Nationalwerkstätten, in welchen viele Tausende von Arbeitern für einen guten Lohn beschäftigt wurden; allein die Zahl der brodlosen, der hungernden, in Noth und Elend verschmachtenden Armen, die zwar physische Kräfte, aber keine Mittel hatten, ihre Kräfte gegen Entgelt anzuwenden, war zu groß, als daß solche Anstalten hätten genügen sollen. Schon nach zwei Monaten stellte man die Nationalwerkstätten wieder ein und faßte in der Nationalversammlung den Beschluß, einen Theil der brodlosen Arbeiter bei Staatsbauten in den Provinzen zu verwenden. Man wollte dadurch Paris von einem großen Theile dieser ungeheuern, stets staatsgefährlichen Volksmasse befreien, um mit dem andern Theile leicht fertig zu werden; aber man hatte sich gewaltig getäuscht. Das französische Volk, auch in den untersten Schichten, war auf seiner Hut, wie es jetzt noch das deutsche Volk ist, das sich seine Rechte wahret und sie am Ende doch noch geltend machen wird. — Das arme Volk in Paris sah sich betrogen und verrathen, es sprach es laut aus, daß man es los sein wolle, daß es den Hohen und Reichen im Wege sei — und begann eine neue Revolution, in welcher die rothe Republik um Gleichheit im Besitz und Kommunismus kämpfte. Am 20. Juni rotteten sich zahlreiche Arbeiter-Haufen zusammen, unter-

handelten erst friedlich mit der Kommission der vollziehenden Gewalt und organisirten, da die Unterhandlungen keinen Erfolg hatten, bis zum 23. den völligen Aufstand. Eine rothe Fahne mit der Inschrift: Brot oder Tod war ihr Banner und der Ruf: Tod den Reichen ihr Feldgeschrei. Bis zum Abende des 26. Juni dauerte die Volksschlächterei, denn die Arbeiter gaben keinen Pardon und die Soldaten und Nationalgardisten, welche unter der Führung des kriegskundigen Kriegsministers und Generals Cavaignae zuletzt Sieger blieben, überboten sich in Grausamkeiten aller Art. Doch wir schreiben keine Geschichte jener blutigen Junitage, sondern begnügen uns, die Leser mit der Erzählung einer Thatsache zu unterhalten, die wir dem Inhalte eines Werkchens entlehnt haben, welches ein Augenzeuge und Mitkämpfer über die Juni-Ereignisse geschrieben hat.

Den ganzen Tag über hatten sich am 24. Juni die Insurgenten mit der erbittertsten Wuth geschlagen, auch der 25. verging unter fortgesetzten Kämpfen; aber in dem Grade, in welchem sich die Zahl der Streiter auf Seiten der Insurgenten, von welchen bereits über 10,000 gefallen und eben so Viele verwundet waren, verminderte, in demselben wuchs die Masse der Soldaten, welche von allen Orten und Enden her entboten, und von welchen die im Kampfe ermüdeten Truppen abgelös't wurden. Am 26. mochten noch 30,000 Arbeiter kampffähig sein, daher sie

ihre Reihen mit Weibern und Kindern, mit Greisen und Krüppeln aller Art zu vermehren suchten. In der Vorstadt St. Antoine waren die Insurgenten noch Meister; wahre Riesenwerke von Barrikaden vertheidigten alle Zugänge zu den Straßen und viele Häuser waren unterminirt, um, wenn sie von den Truppen erstürmt werden sollten, die eindringenden Sieger zu zerschmettern. Die Apotheker dieses Stadtviertels mußten Tag und Nacht Schießbaumwolle verfertigen und zahlreiche Kugelgießereien lieferten den nöthigen Schießbedarf. Die größte Barrikade des Pont St. Michel kostete den Truppen und Nationalgarden, ehe sie erobert ward, 3000 Todte und Verwundete, und selbst der Erzbischof von Paris, ein ehrwürdiger Greis von 70 Jahren, der sie bestiegen hatte, um mit dem empörten Volke zu unterhandeln, stürzte von einer Kugel getroffen todt nieder. Es war ein Kampf auf Leben und Tod, ein furchtbarer Vernichtungskrieg, in welchem kein Theil nachgeben, keiner dem andern das Dasein gönnen wollte. Doch die Überlegenheit an Zahl der Streiter, an Streitkräften aller Art und insbesondere an Taktik (Kriegskunst), war auf Seiten des Militärs; kein Wunder also, daß endlich die Insurgenten sich nur noch auf einzelne Räume beschränkten, welche nach und nach den Siegern in die Hände fielen.

Es war in den späten Abendstunden des 25. Juni, als auf dem großen und schönen Todtenacker,

Pär la Schäse genannt, unter von Zypressen und Trauerweiden beschatteten Gräbern eine hohe Mädchengestalt wandelte, einen Dolch im Gürtel und in der rechten Hand eine Doppelflinte an einem grünen Bande tragend. Das Mädchen schien Jemanden zu erwarten, denn nach jedem dritten Schritt, den sie gethan hatte, blieb sie stehen, hielt den Athem an sich und horchte; auch schritt sie immer näher nach der Mauer zu, welche den Kirchhof von der Stadt trennt. Da sie nichts hörte, begab sie sich in eine Halle, durch welche der Eingang von der Vorstadt St. Antoine führt, und sprach mit den daselbst aufgestellten Wachen. Nach einiger Zeit war sie verschwunden und die Männer, welche die Wachtposten bildeten, bekreuzten sich und meinten: hier würden sie sicher vor jedem Überfalle sein, denn wo Louison Fournier (spr. Furnieh), die schöne Zauberin, das Terrain rekognoscirt habe, da werde sich kein Feind nahen, da sei das Wachen unnöthig, weil der Ort unter dem Schutz höherer Mächte stehe.

Louison Fournier war die einzige Tochter der Madame Fournier, einer Matrone, die nicht fern vom Todtenacker Pär la Schäse wohnte, und sich durch ihre hohe Wissenschaft in der Traumdeuterei und Wahrsagerei den Namen der Pariser Pythia erworben hatte; auch nannte man sie die Hexe, und Louison, die sich durch ihren hohen Wuchs, durch ihre Alles überstrahlende Schönheit, insbesondere aber

durch ihre außerordentlichen Geisteskräfte und Talente auszeichnete, hatte schon von Kindheit an den Namen die schöne Zauberin erhalten. Wenn Louison auch nicht am Geschäft der Mutter Theil nahm, im Gegentheil das Traumdeuten, Kartenlegen und alle solche Gaukeleien, womit das Publikum getäuscht wurde, als eine Spekulation betrachtete, womit sich die Mutter nach und nach bereichert und einen recht ansehnlichen Hausstand eingerichtet hatte, so sprach sie doch nie mit ihr darüber, ließ sie ihr Spiel treiben und überließ sich dafür ihren Lieblingsneigungen zur Musik, zum Bücherlesen und zu künstlichen weiblichen Handarbeiten. Sie war in Algier, wo ihr Vater als Sergeant-Major bei der Armee gedient und vor Constantine seinen ehrenvollen Tod gefunden hatte, geboren, und hatte die ersten Jahre ihrer Kindheit mit der Mutter in der Gefangenschaft eines Beduinenstammes zugebracht, wo Letztere die Wahrsagerkünste und Gaukeleien erlernt und sich zu eigen gemacht hatte. Den Namen einer Zauberin hatte man der reizenden Louison mehr deshalb beigelegt, weil sie durch ihre Schönheit, durch ihr äußerst liebreiches und doch durchaus sittenreines Wesen, sowie durch ihre ausgezeichneten Geistesfähigkeiten die Herzen aller jungen Männer bezauberte. An den Volksbewegungen und blutigen Junikämpfen hatte Louison gleich Anfangs den thätigsten Antheil genommen und alle wehrhaften Jungfrauen der Vorstadt St. Antoine

zu einem Bataillon vereinigt, an dren Spitze sie täglich auf den Barrikaden kämpfte. Fast alle ihre Mitkämpferinnen waren gefallen oder lagen zum Tode verwundet in den Häusern und Spitälern; sie allein, immer dem feindlichen Feuer ausgesetzt, immer die erste und letzte Vertheidigerin einer Barrikade, war nie von einer Kugel getroffen, nie verletzt worden, und dieser merkwürdige Umstand gab ihr auch in anderer Beziehung den Namen der Zauberin. Das Volk glaubte in der That, Louison Fournier habe sich durch ihre hohe Wissenschaft und geheimen Künste schuß- und hiebfest gemacht, und folgte ihrer Führung und ihren Anordnungen mit unbegrenztem Vertrauen. Sie erschien ihm, wenn sie, mit der rothen Fahne in der Hand, einen Angriff leitete und begeistert vorausschritt, als die wiedererstandene Johanna von Orleans und fachte den kaum noch matt glimmenden Muth zu neuen und kühnen Unternehmungen an.

Als sie in den schönen Abendstunden des 25. Juni auf dem Todtenacker Pär la Schäse umherwandelte, reifte ein kühner, ein furchtbarer Gedanke in ihrer Seele. Das Heer der Insurgenten war fast aufgerieben; nur noch schwach wurden die einzelnen Barrieren und verbarrikadirten Straßen vertheidigt, und wenn die Soldaten und Nationalgarden einen Punk erstürmt und einen Haufen Insurgenten vor sich oder in die Häuser getrieben hatten, da war an kein Erbarmen, an kein Mitleid, an keine Schonung des

Wehrlosen zu denken; Alles, was athmete, ward erbarmungslos niedergemacht und das Blut floß so sehr, daß es große Stellen des Straßenflasters bedeckte. Louison konnte, auch ohne Zauberin zu sein, wie jeder Verständige voraussehen, daß das Militär und die Nationalgarden siegen, daß sie in dem letzten siegreichen Kampfe furchtbare Rache üben, Alles vernichten und keinen Stein auf dem andern lassen würden. Sie hatte lange über einen Plan nachgedacht, wie der Feind in eine Falle zu locken und entweder zu einem günstigen Vertrage zu bestimmen oder — wenn er trotzig auf seinen Forderungen beharre — wie wenigstens ein Theil seiner Führer mit einem Schlage zu verderben sei. Wir werden sehen, wie sie ihren Plan durch- und wie sie ihn wirklich ausführte!

Louison hatte den Wachtposten an der Eingangshalle zum Pär la Schäse verlassen und wandelte wieder unter den Gräbern und Zypressen hin; plötzlich blieb sie stehen, lehnte sich mit dem Rücken an ein hohes, von einem blühenden Rosenstrauche umgebenes steinernes Monument, von wo aus man eine lange Reihe ähnlicher prachtvoller Denkmäler übersehen konnte und begann folgendes Selbstgespräch:

„Zürnet mir nicht, ihr ehrwürdigen Zeugen ruhmvoller Vorzeit, die ihr die Gebeine großer Helden bedecket! Und ihr, ihr Herzoge von Danzig, von Razzio und von Albufera! Ihr alten Helden der großen

Kaiserzeit, wo Frankreichs Ruhm wie die Sonne am Himmel die Welt erleuchtete; schlafet ruhig fort in euern stillen Kammern, wenn der Boden von Pär la Schäse sich aufthut und verrätherisch die Männer verschlingt, welche dem Volke Fesseln anlegen und es knechten wollen, wie die armen Deutschen, die sich unter den eisernen Zeptern ihrer Gewalthaber zu keinem großen einigen Volke gestalten werden! Auch ihr habt als kluge und kühne Führer, wo die Gewalt nicht ausreichte, zur List eure Zuflucht genommen! Vergebt einem begeisterten Mädchen, wenn es diese heilige Stätte wählte, um dem übermüthigen Feinde des armen Volkes den letzten Zaum anzulegen, mit welchem es ihn zu menschlichen Verträgen zu zwingen versucht!"

Louison verließ, nach diesen nur halb laut gesprochenen Worten, die Stelle am Monument und griff in die Tasche ihres faltigen Seidenkleides, aus welcher sie eine kleine Pfeife hervor holte, die sie an den Mund setzte und darauf einen laut gellenden Ton hervorbrachte, gleich dem der Lokomotive. Augenblicklich begann sich die Stille des Pär la Schäse in ein lebendiges Treiben zu verwandeln; von allen Seiten her hörte man es hämmern und klopfen, graben und schaufeln, als ob die Todten in ihren Gräbern Waffen schmiedeten und damit auferstehen sollten. Dunkle Männergestalten wurden sichtbar und eilten geschäftig mit Hacken und Schaufeln, mit Kisten und Kasten umher und schienen stumm und still,

gleich Geistern, eine räthselhafte Arbeit zu unternehmen.

Als Louison dem großen herrlichen Denkmale zuschritt, welches die Gebeine der Fürstin Demidoff bedeckt und von mehr als hundert blühenden Rosensträuchern umgeben ist, fühlte sie sich von hinten festgehalten. Ein Paar kräftige Arme umschlangen ihren Leib und ein schöner Jüngling im Kriegerschmuck sah ihr, als sie sich umschaute, grade ins Gesicht. — Louison! theure geliebte Louison! sprach der junge Krieger: was machst du so spät an diesem furchtbaren Orte? Hat man dir das Amt eines Todtengräbers übertragen und der schönen Zauberin die Buße auferlegt, die im Bürgerkriege gefallenen Rebellen beerdigen zu lassen? Komm, Geliebte! dort jenseits der Mauer stehen meine Leute und werden auf meinen Ruf herbeieilen, um uns aufzunehmen, wenn wir hinabsteigen. Morgen wird die Vorstadt gestürmt und der Pär la Schäse ist zum Sammelplatze der Führer bestimmt, von wo aus die vernichtenden Blitze auf St. Antoine geschleudert werden!

Louison war so sehr erschrocken, daß sie lange nicht sprechen konnte und wie ein Marmorbild in den Armen des jungen Mannes ruhte, der einen langen brennenden Kuß auf ihre Stirn drückte und das schöne Haupt an seine Brust zog. Der junge Krieger war Louis Lamoriciere, der Sohn des tapfern und berühmten Generals Lamoriciere, mit dem

er in Algier gewesen, wo er mit Louison aufgewachsen und, seitdem sie zur Jungfrau sich entfaltet hatte, ihr zärtlicher Freund und Geliebter geworden war. Louis hatte die Geliebte seit dem Beginn der Junikämpfe nicht gesehen, aber desto mehr von ihrem Heldenmuthe gehört und mit großer Gefahr die hohe Mauer des Todtenackers überstiegen, um den großen Platz zu besichtigen, weil er als Adjudant seines Vaters berufen war, daselbst mit dem Generalstabe eine Stellung zu nehmen. Erst als er die Vermuthung zu erkennen gab, daß das lautlose Arbeiten, das Graben und Schaufeln, das Pochen und Hämmern weiter nichts bedeuten möge, als daß man von Seiten der Rebellen für die im Kampfe Gefallenen Gräber mache und in der Nacht die vielen Todten beerdigen wolle, erst dann sammelte sich Louison, bestärkte den Jüngling in seiner Täuschung und erhielt Bewußtsein und Sprache wieder. Aber was sollte die schöne Zauberin, die ihren Louis über Alles, mit dem ersten Jugendfeuer liebte, die eben so von ihm geliebt zu werden überzeugt war, thun? Sollte sie, um sich allein zu retten, den großen heldenmüthigen Plan aufgeben, mit Louis entfliehen und das arme verlassene Volk der Vorstadt St. Antoine, das seine letzte Hoffnung auf ihren Muth, ihren Verstand und ihre Treue setzte, seinem Schicksale überlassen und das fürchterliche Bewußtsein im Busen tragen, dasselbe verrathen oder auch nur den Schein der Verrätherei gegeben zu haben?

Oder sollte sie an dem Geliebten zur Verrätherin werden? Denn ihr geheimer Plan enthielt ein grauenvolles Unternehmen. Alle Gräber und Monumente waren unterminirt, mit Pulver und Raketen, mit Hohlkugeln und mit brennbaren Stoffen gefüllt und sollten, wenn die Elite des feindlichen Heeres, der glänzende Generalstab des Generals Lamoriciere den Todtenacker betreten haben würde, Tod und Verderben sprühen. Sollte sie die Urheberin einer gräßlichen Todesart oder Verstümmelung des Geliebten sein, von dem sie wußte, daß er ihr Leben tausendmal mit dem seinigen erkaufen würde?! — Es war ein schwerer, ein furchtbarer Kampf, den das liebende und geliebte Mädchen, den die, dem Volks-Wohl geweihte Jungfrau als Heldin zu bestehen hatte. Aber Louison wae ganz Französin, das Wohl ihres verblendeten, aber unglücklichen, ohne ihr Unternehmen vielleicht der Vernichtung preis gegebenen Volks lag ihr zu sehr am Herzen, als daß sie es ihrem persönlichen Interesse hätte opfern sollen. Sie freute sich der Täuschung des Geliebten und zweifelte nicht, daß er am Leben erhalten werde, wenn es der Wille Gottes sei, daß sie einst an seiner Hand glücklich werden sollte. Jetzt stand ihr Louis nicht mehr als Geliebter, jetzt stand er als ihr Feind zur Seite, und nichts hinderte sie, sich seiner Person zu versichern. Vielleicht war es ihr leichter, ihn sich zu erhalten; denn wenn auch die Insurgenten keinem Soldaten, am wenigsten einem

Offizier Pardon gaben und alle Gefangenen, die sie hätten bewachen müssen, auf der Stelle tödteten, so hoffte sie doch, dem Geliebten ein Plätzchen anweisen zu können, wo er, wenn er wollte, das Ende des blutigen Trauerspiels ohne Gefahr abwarten konnte. Als sie sich völlig erholt und ihren Entschluß gefaßt hatte, entwand sie sich seinen Armen und redete ihn an. Louis! sagte sie: geliebter Freund und Gespiele meiner frühesten Jugend! ich kann, ich darf dich nicht länger täuschen. Ich wußte, ehe du mir es vertrautest, daß der Pär la Schäfe zum Sammelplatz eurer Führer ausersehen, daß er zu dem Heerde bestimmt war, auf welchem die letzten Kugeln für mein unglückliches Volk gegossen werden sollten. Mein Werk ist es geworden, diesen Heerd in dem entscheidenden Augenblicke zu zerstören. Sieh und höre! Es werden hier keine Todten begraben. Der Boden des großen Todtenackers wird mit Pulver und Blei, mit allen Werkzeugen der Vernichtung gefüllt, um euch in dem Augenblicke zu zerschmettern, sobald ihr mit euren furchtbaren Mitteln uns zu vernichten trachtet. Sinne mir, einer Französin, nicht an, den Meinigen zur Verrätherin zu werden und mit dir zu entfliehen! Meine Liebe zu dir ist grenzenlos und reicht über das Leben hinaus, aber dennoch darf und kann ich ihr meine Pflicht nicht opfern. Du bist jetzt mein Gefangener und wirst mir als solcher deinen Degen geben, ehe ich meine Leute zur Gewaltthat herbeirufe.

Louis Lamoriciere sah in diesem Augenblicke einen Trupp Bewaffneter vorüberziehen, Louison zog ihn tiefer in das Rosengebüsch, und wiederholte ihren Antrag, ihr den Degen zu geben. Louis zögerte, knieete vor der schönen Zauberin nieder und beschwor sie in den rührendsten Ausdrücken, mit ihm zu fliehen. Was hast du davon, sprach er: wenn der Kampf noch um einen Tag verlängert wird? Glaubst du, der Plan des General Cavaignac, die Insurgenten mit einem Schlage zu vernichten, werde weniger gelingen, wenn einer seiner Unterfeldherren oder ein ganzes Korps geopfert wird? Willst du, wenn dich dein verbrecherisches Volk als die Urheberin einer so fluchwürdigen That verräth, den schmachvollen Tod durch Henkers Hand sterben?

Still! still! sagte Louison — den Degen oder ich rufe meine Leute!

Da legte der Jüngling das Wehrgehenk ab, warf es der Jungfrau vor die Füße und riß sie noch einmal in seine Arme. Ach! seufzte Louison: kann ich denn anders? — Sie wollte dem Geliebten den letzten freiwilligen Kuß geben und lehnte sich an seine Brust, da öffnete sich der Boden unter ihren Füßen, Staub und Erde umhüllten sie, und Beide waren ehe sie ein Wort sprechen und um Hülfe rufen konnten, in ein tiefes, tiefes Grab gesunken.

Der Morgen dämmerte, die Arbeiten auf dem Pär la Schäse waren vollendet, ermüdet kehrten die Maurer und Handwerker, welche das Werk vollendet hatten, in ihre Wohnungen, um zu dem neuen blutigen Kampfe, der sich voraussichtlich mit Tagesanbruch wieder furchtbar gestalten mußte, durch einige Stunden Schlaf neue Kräfte zu sammeln. Bis um 8 Uhr war in der Vorstadt St. Antoine Alles still; nur einzelne Schüsse, welche die äußersten Wachen auf einander thaten, unterbrachen bisweilen die schwüle Gewitter-Ruhe, bis endlich in der neunten Stunde der Sturm losbrach. Wie wenn sich die Pforten der Hölle öffneten und mit Pech und Schwefel die Welt in Flammen setzen wollten, so donnerte das grobe Geschütz gegen die Mauern des Todtenackers. Bald sanken die steinernen Bollwerke zusammen und durch die weiten Breschen stürmten Soldaten herein. Man hatte geglaubt, die Insurgenten würden den Pär la Schäse mit furchtbarer Wuth vertheidigen und war erstaunt, ihn ohne alle Vertheidiger zu finden, nur die vielen frischen Grabhügel gaben Zeugniß von der großen Niederlage, welche sie an den beiden vergangenen Tagen erlitten haben mußten. Leicht war es den Truppen geworden, in den Todtenacker einzudringen; aber desto schwerer schien die Aufgabe gelöst werden zu können, von da aus weiter in die Vorstadt zu dring[illegible]weil die Eingänge, sowie die

Seiten derselben, mit starken Palisaden und haushohen Barrikaden versehen, allen Anstrengungen der Truppen trotzten und ein ununterbrochenes Gewehrfeuer das Annähern der Geschütze erschwerte. Bis 12 Uhr Mittags währte der nutzlose Kampf; da erschien an der Spitze eines glänzenden Generalstabes der General Lamoriciere und ließ, nach einem furchtbaren Feuer aus mehr als hundert Kanonen, die Eingänge erstürmen; er selbst war der Erste, der mit seinem Pferde über die Trümmer einer Barrikade setzte. Sein Gefolge wollte ihm nach, aber der General winkte mit der Hand, zum Zeichen, daß er wieder zurückkehre, und ritt weiter. In diesem Augenblicke erfolgte eine furchtbare Explosion. Alle Gräber auf dem großen Todtenacker öffneten sich und spieen Feuer und Flammen, die steinernen Bildsäulen und Denkmäler stürzten zusammen oder schleuderten ihre Trümmer weit umher und erstickender Dampf, mit kleinen Steinen, Erden und Staub vermischt, hüllte die dichten Massen der Soldaten in eine schwarze, undurchdringliche Wolke. Ungefähr fünf Minuten lang herrschte Finsterniß über den Gräbern, nur das Aechzen und Stöhnen der Verwundeten, nur das Röcheln der Sterbenden gab Zeugniß von einer furchtbaren Katastrophe. Als sich nach und nach der dicke Rauch zertheilt und verzogen hatte, stellte sich auch dem Auge das entsetzliche Trauerspiele in seiner gräßlichsten Wirklichkeit dar. Alle Offiziere des Generalstabes lagen

theils todt, theils schwer verwundet am Boden und die Soldaten waren gliederweise gefallen, theils getödtet, theils verstümmelt, theils nur betäubt; das Ganze glich einem Schlachtfelde, wo der Engel des Todes mit eigner Hand gemordet und gewürgt zu haben schien. General Lamoriciere war indeß mit einer Handvoll Soldaten in die Vorstadt eingedrungen und kehrte grade auf den Pär la Schäse zurück, um die Greuel der Verwüstung mit eigenen Augen zu besehen.

Die furchtbare Explosion hatte ganz Paris erschüttert und war kaum dem Obergeneral Cavaignac bekannt geworden, als dieser an der Spitze frischer Truppen den Gottesacker betrat. In der Vorstadt war Alles ruhig, aber aus einem Grabe herauf stieg eine bildschöne Jungfrau; den Degen des jungen Lamoriciere in der Hand, nahte sie sich ehrerbietig dem General und bat um Gehör.

Was wollen Sie, mein Kind? fragte der noch jugendlich feurige General — reden Sie kurz! Ich habe keinen Augenblick zu verlieren, um Herr der unruhigen Vorstadt und Sieger eines verblendeten Volks zu werden, dessen Schicksal ich gern auf eine milde Weise entscheiden möchte.

Louison Fournier — denn sie war diese Jungfrau — sagte: Ich will mich kurz fassen, Herr General! Sie sehen, was hier vorgegangen ist! Ein unsichtbares Zeichen von mir, und alle Straßen und

Häuser von St. Antoine sinken in einem Moment in Schutt und Trümmer. Seien Sie großmüthig, lassen Sie keine Grausamkeiten verüben, schließen Sie einen milden Vertrag mit dem Volke ab und ich bürge mit meinem Leben dafür, daß sich das arme Volk gern und augenblicklich Ihrer Großmuth ergiebt.

Wer sind Sie und wie kommen Sie zu diesem Degen, dessen Wehrgehenk aus Algier stammt und mir bekannt ist? Wo ist Louis Lamoriciere?

Man nennt mich hier die Tochter der Zauberin! Mein Name ist Louison Fournier!

Wie! rief Cavaignac freudig erstaunt aus: die Tochter des braven Fournier, der in Algier seinen Tod fand? Du, die kleine Louison, die mit Louis Lamoriciere unter den Beduinen aufwuchs?

Dieselbe bin ich, Herr General.

Gut, Louison! Du bist keine Verrätherin! Sprich, was soll ich thun, um dem nutzlosen Blutvergießen ein Ende zu machen. Und vor Allem, wo ist der brave Junge, Louis Lamoriciere? dessen Tod der Vater beweint hat.

Es wird Ihnen keine Mühe kosten, den Frieden herzustellen, wenn Sie mit Ihrer von allem Volk anerkannten Menschlichkeit verfahren und an dem armen Volke keine Rache nehmen lassen. Louis Lamoriciere ist mein Gefangener und wird in dem Augenblicke frei sein, wo Sie mit Ihrem Worte dem Volk völlige Amnestie verheißen.

Wer bürgt mir für die Freilassung des braven Louis, wenn ich das aufrührerische Volk beruhigt haben werde, und wer steht mir dafür, daß er noch am Leben und nicht von den wüthenden Rebellen in Stücke gehauen worden ist?

Ist Euch, Herr General, mein Kopf gar nichts werth? Zweifelt Ihr, daß Louison Fournier, die Tochter der Zauberin, das Volk nicht mit einem einzigen Worte bestimmen könne, sich Euren Friedensvorschlägen, wenn sie menschlich und gerecht sind, zu fügen?

Ich bin als General und Kriegsminister nur das Werkzeug in der Hand des Pariser Volks, das sich in der Nationalversammlung durch seine Vertrauensmänner vertreten läßt. Was dem armen aufrührischen Volke für Rechte zu gewähren sein mögen, darüber steht mir kein Urtheil zu; aber eine völlige Amnestie ohne alle Ausnahme sichere ich dir zu und werde mein Wort auch gegen den Willen der National-Versammlung zu halten wissen. Doch noch eins! Ist es wahr, daß die ganze Vorstadt unterminirt und daß das Volk entschlossen ist, sich lieber unter den Trümmern seiner Häuser und Straßen begraben zu lassen, als sich auf Gnade und Ungnade zu ergeben?

Herr General — sagte Louison — Ihr seid ein eben so kluger und umsichtiger, als tapferer Feldherr. Werdet Ihr dem Feinde Eure Stellungen wissen lassen, bevor der Kampf durch einen Sieg

oder eine Niederlage, oder durch einen Friedensschluß beendigt ist?

Während Cavaignac sich noch mit Louison unterhielt, kamen Deputirte der Vorstadt und baten den General um Einstellung der Feindseligkeiten, indem sie bereit wären, die Waffen nieder zu legen, wenn ihnen Alles, was geschehen sei, vergeben, und eine unbedingte Amnestie bewilligt würde.

Nun — sagte Cavaignac — so wären wir ja einig, denn das Versprechen der unbedingten Amnestie gab ich bereits der schönen Jungfrau hier. Doch schafft mir, Ihr Herren! zuvor den jungen Louis Lamoriciere herbei, der sich als Gefangener in Eurer Mitte befindet.

Die Deputirten erbleichten, denn sie wußten gewiß, daß sich der Jüngling nicht in ihrer Gefangenschaft befand und fürchteten, er möchte im Kampfe gefallen oder auf dem Gottesacker ein Opfer der furchtbaren Explosion geworden sein.

Jetzt trat Louison keck hervor und sagte: Bei meiner jungfräulichen Ehre schwör' ich es, Louis Lamoriciere lebt und ist munter und gesund. In dieser Minute noch soll er vor Euch stehen, wenn Ihr, Herr General, das Versprechen der Amnestie vor Eurem Generalstabe noch mit Euren Ehrenworte bekräftigt.

Unbegreiflich! sprach Cavaignac — so müßte der Junge hier auf dem Todtenacker mitten unter

uns sein. Doch ich vertraue dir, Louison, und gebe mein Ehrenwort!

Der General that, wie er gesagt hatte, und Louison schritt nach einem nahen Rosenstrauche. wo sie nach wenig Augenblicken mit dem jungen Lamoriciere an der Hand zurückkehrte.

Schöne Zauberin! sagte Cavaignac — was für ein Lösegeld forderst du für deinen Gefangenen?

Louison gab dem Geliebten den Degen zurück und antwortrte: Keins, Herr General! Louis aber umarmte das Mädchen Angesichts aller Krieger und sprach: Ihr dank' ich mein Leben, das Grab hat uns verlobt. Louison ist meine Braut. Und der greise Vater gab seinen Segen.

Emmi Span,

ein Muster deutscher Jungfrauen.

(Erzählung aus dem süddeutschen Insurgenten-Kriege.)

1.

Umweht von Blüthenduft saß in der Mitte Juni v. J. in einer hohen Jasminlaube, durch welche der Schein der Sonne zitterte, auf seinem reizenden Landsitze bei Mannheim der Eisenhändler Lorenz Span, ein rüstiger Fünfziger, mit seiner Gattin und seinen beiden Kindern, einem Sohne von 20 Jahren, der in Mannheim des Vaters Geschäftsführer war und einer Tochter von etwa 17 Jahren. Während Vater und Sohn, jeder eine Cigarre rauchend, einen Pack Rechnungen durchsahen und die Mutter den Kaffee servirte, und kleine Kuchenschnitte vorlegte, sang

Emmi, die blondgelockte Tochter mit blauen Augen, unter Begleitung der Guitarre, auf welcher sie Meisterin war:

Nichts ist mir der Deutsche werth,
Der noch fürchtet Preußens Schwert.
Um das Vaterland zu retten,
Fürchtet man nicht Sklavenketten;
Willst du frei sein und nicht Sklav,
Brich die Fesseln, werde brav.

Hoch das Schwert, führ es mit Muth,
Denn es gilt dem höchsten Gut.
Rache muß den Hieb dir lenken,
Denn der Väter Geister senken
Sich hernieder blutigroth;
Kämpf' um Freiheit bis zum Tod.

Sammelt euch bei'm Glockenton,
Denn die Feinde nahen schon,
Freuen sich der Brüder Qualen;
Wollt mit Eisen sie bezahlen!
Ew'ger Ruhm winkt, folget nach!
Rächt der Deutschen große Schmach.

Bis zum Tode führet Krieg!
Wird auch heute nicht der Sieg,

Laßt den Enkeln Eure Rache!
Endlich siegt die gute Sache.
Selbst im Sklaven lebt ein Geist,
Wie er auch in Ketten heißt.

Deckt euch mit dem starken Schild
Der Meduſa, deren Bild
Alle Feinde schuf zu Steinen.
Müſſet List mit Muthe einen.
Endlich bricht die Kett' entzwei
Und der deutsche Mann wird frei.

Brav Emmi! brav, du bist noch ein deutsches Mädchen — sagte Herr Span, schob die Rechnungen dem Sohne zu und zog die blühende Tochter an seine Brust. Meinst du wirklich, daß die deutsche Sache noch einmal siegen werde, Emmi? Bist du ihr mit Leib und Seele zugethan? Sprich, Mädchen! wie denkst Du in deinen noch so jungen Jahren? Woher hast du diese Vaterliebe?

Ach Vater — sprach das Mädchen und küßte den Alten auf die bärtige Wange — wie kannst du dich nur wundern? Schwärmst du denn nicht auch mit glühendem Eifer für die Sache des deutschen Volks? Wie könnte ich denn deine Tochter sein, wenn ich nicht wünschen sollte, daß das so lange gedrückte, von den Fürsten oder vielmehr ihren Regierungen

mißhandelte Volk einmal zum Genuß seiner Rechte und der ihm tausendmal versprochenen, aber nie erfüllten Freiheiten gelangen sollte. Denkst du denn anders? Willst du nicht dein Leben lassen für die Sache des deutschen Volks?

Das will ich, Emmi, ich will mit der Sache meines Volks groß werden oder untergehen; im letzteren Falle, und wenn ich nicht mehr bin, mag Heinrich frei und offen auf die Seite der Feinde Deutschlands treten und sich im Kampfe gegen das Volk Orden und Ehrenzeichen erwerben oder sich adeln lassen von den Fürsten und ihre Throne behüten mit hündischer Wachsamkeit. Ja, Heinrich — fuhr Herr Span, sich an den Sohn wendend, fort — ich zürne dir nicht, daß du andere Gesinnungen hast, als ich; nur wünsche ich, daß du nicht feindlich gegen unsere Sache handelst, so lange ich lebe. Du bist noch jung, willst du nicht der Unsere sein, so verhalte dich wenigstens ruhig; der Sieg wird ohne dich sich dahin wenden, wohin ihn das Schicksal zieht. Auch mit Sklaven-Gesinnungen kannst du im bürgerlichen Leben ein redlicher Mann sein.

Heinrich! Heinrich! redete Madame Span ein und aus ihrem sanften Auge strahlte ein glühendes Feuer — du hast keinen guten Umgang, verkehrst brieflich mit Vielen vom Adel und hast sogar Kundschafter der Feinde in Schutz genommen, welche unsere

Stärke, unsere Kräfte und unsere Gesinnungen ausspioniren und Verrätherei üben.

Heinrich, der junge Span, saß noch immer blätternd und grübelnd über die Rechnungen, schien die Unterhaltung der Familie gar nicht zu beachten und sah auf die an ihn gerichtete Anrede der Mutter hell auf. Was politisirt ihr wieder einmal? fuhr er plötzlich auf — laßt es gehen, wie es gehen mag, und nehmt weder für den einen, noch für den andern Theil Partei. Es kommt doch, wie es kommen soll! Mir scheint es nur lächerlich, wenn man sich auf Seiten der Insurgenten dem Wahne hingeben kann, als sei es möglich, daß von ihnen etwas Großes ausgerichtet werde. Betrachtet nur die elenden Lumpe, die Freischärler mit ihren schmalen ausgehungerten Leibern, mit ihren erbärmlichen Waffen und mit der Hahnenfeder auf dem Demokraten-Hute. Wie mögt ihr euch nur einbilden, daß dieses zusammengelaufene Gesindel gegen die kriegskundigen, tapferen und mit Leib und Seele ihrem trefflichen Könige und ihren Führern ergebenen Preußen etwas ausrichte? Ein Bataillon Preußen von tausend Mann schlägt die ganze Bande der Insurgenten von etwa 10 bis 12.000 Mann in die Flucht. Laßt sie nur erst anrücken die wackern Preußen mit ihrem furchtbaren Geschütz, mit den Schreppnells und Zündnadelgewehren. Die sogenannte deutsche Sache, wie ihr die Sache des verblendeten Volks nennt, kann nur durch die Insurrektion verlieren.

Der König von Preußen wird seinem Volke eine Verfassung geben, womit es zufrieden sein kann; aber verdacht kann es ihm nicht werden, wenn er die Widerspenstigen züchtigt und ihnen vielleicht, zur Strafe, manche zugedachten Freiheiten entzieht.

Unter diesen und ähnlichen Gesprächen waren die späteren Nachmittagsstunden herbeigekommen und schon dehnten sich die langen Schatten der die Laube umgebenden Bäume über die mit gelbem Sand bestreueten Wege, da stürzte Peter Lusowsky, ein junger Pole, keuchend herbei, ergriff hastig Emmi's Arm und sagte, das Mädchen und die Mutter mit sich fortziehend: Auf, ihr Lieben! rettet Euch ins feste Schloß; verrammelt Thür und Thor, denn der Feind nahet. Schon streifen kleine Haufen um die Gärten und über die Felder, und auf den Straßen nach Weinheim und Frankenthal sieht man dunkle Massen sich bewegen; mögen es Preußen oder Baiern oder ihnen verbündete Reichstruppen sein, wir müssen uns auf einen baldigen Kampf gefaßt machen und uns in Vertheidigungsstand setzen.

Halt! rief Herr Span — heute hat Miroslawski in Mannheim einrücken und Revue halten wollen über die daselbst versammelten Freischaaren und Badener. Laßt uns dort auf den Hügel steigen, wo man die ganze Umgegend übersehen kann. Gewiß sind es die Unsern oder Franzosen, welche von Straßburg aus uns zu Hülfe eilen. Kommt! sind es

die Unsern, so fliegen wir ihnen entgegen; ist es der Feind, so haben wir Zeit genug, uns ins Schloß zu flüchten, wo wir uns gewiß so lange halten werden, bis die Mannheimer ankommen, die uns nicht verlassen.

Man folgte dem Kaufmann auf den nahen Hügel, der auf der Spitze mit Gebüsch bewachsen war, in welches man sich allenfalls verbergen konnte. Heinrich steckte die Rechnungen und Papiere in die Brusttasche seines Rockes und schlich der Familie und dem Polen nach.

Oben angelangt, jubelte Emmi und drückte vor Freude bald der Mutter bald dem jungen Polen die Hand, zeigte mit den Fingern nach der Landstraße und rief freudetrunken: Ja, ja, es sind die Unsern. Seht ihr denn nicht die schwarz-roth-goldene Fahne, wie sie hoch in der Luft flattert. Das soll das Zeichen sein, daß wir uns nicht ängstigen sollen. Kommt laßt uns die ermüdeten Brüder empfangen und Küche und Keller öffnen, denn sie werden der stärkenden Nahrung bedürfen.

Immer näher und näher zogen die dunkeln Massen, dichte lange Reihen von Infanterie, dann ein langer breiter Zug von Kanonen und Munitions-Wagen, dann ein starker Reitertrupp; Alles in schöner Haltung in der gemessensten Ordnung, wie man ein regelmäßiges Armeekorps aufmarschiren sieht. Die schwarz-roth-goldene Fahne leuchtete deutlich herüber,

von den Strahlen der untergehenden Sonne beschienen und Niemand zweifelte, daß die Krieger Freischaaren und befreundete Truppen sein möchten. — Da ertönten von Mannheim her die Sturmglocken und einzelne Kanonenschüsse machten die Luft erbeben und die Helmspitzen der preußischen Infanterie glänzten im Strahl der Sonne.

Fort, fort! auf's Schloß! da sind sie! rief der Pole. Aber kaum waren seine Worte verhallt, kaum hatte die kleine Gesellschaft den Rücken gewendet, als aus dem nahen Gebüsch ein Schuß fiel und der Pole zusammenzuckte; die Kugel war ihm durch die linke Schulter gedrungen. Dem Schusse folgten bald mehrere und im Moment war der Hügel leer; nur der Pole und Heinrich befanden sich noch oben, der Erstere von zwei Schüssen durchbohrt und am Boden liegend, der Andere mit einem weißen Tuche winkend und unbeschädigt die nahen Schützen erwartend.

Im Nu war der Hügel von Meklenburger Jägern besetzt, welche freundlich mit Heinrich verkehrten und den verwundeten Polen-Jüngling unbarm, herzig hinabschleuderten. Das Korps Soldaten zog in der Ferne vorüber, um sich, wie es schien, von einer andern Seite der Stadt Mannheim zu nähern; nur einige Jäger blieben in dem Garten, besetzten die Ausgänge und besahen die verschiedenen Flügel des Schlosses.

Noch immer tönten die Sturmglocken von Mannheim; aber das Schießen hatte aufgehört und aus der Ferne nur hörte man es trommeln.

Plötzlich ward es rege um und in dem Garten, die Bäume und Büsche schienen sich zu beleben, die Mecklenburger Jäger stürzten, von unsichtbaren Mächten ergriffen, von unaufhörlichen Flintenschüssen getroffen, nieder, und ihre herbeieilenden Kameraden sahen sich in einen furchtbaren Kampf verwickelt, der mit ihrer völligen Niederlage endete. Da wirbelten die Trommeln und in Sturmschritt rückten frische Truppen heran. Der Kampf begann von Neuem und die Truppen stürmten in dichten Massen vorwärts. Da stürzt Emmi, die muthige Jungfrau Germaniens, ein langes Schwert in der Hand, an der Spitze einer Turnerschaar aus dem Schlosse, ihr folgte der Vater mit einem Haufen Büchsenschützen, und wiederum müssen sich die Truppen zurückziehen. Der Garten ist mit Leichen, mit Sterbenden, mit Verwundeten angefüllt, ein dichter Pulverdampf wogt in den Gebüschen und Bäumen, und hüllt, emporsteigend, das Schloß in eine große Rauchwolke. Vor dem Garten wüthet der Kampf, die Mannheimer hatten Hülfe gesandt und fechtend, doch mit großem Verlust, ziehen sich die Reichstruppen und Preußen zurück. Sie retiriren bis zu ihrem Hauptkorps, wo sich auf einmal die Reihen öffnen und ein entsetzlicher Kartätschenhagel die Freischaaren zum Rückzug nöthigt. Die Dunkelheit

der einbrechenden Nacht macht dem Gefecht ein Ende. Emmi kehrt, mit Ruhm bedeckt, ohne verwundet worden zu sein, in das Schloß zurück; ihr erstes Wort ist die Frage an die Mutter: Wo ist der Vater? ihr zweites: Lebt Lusowski? Aber Niemand giebt Antwort, die Mutter zerfließt in Thränen und beschwört die heldenmüthige Tochter, beschwört und bittet händeringend die anwesenden Krieger, Beide zu suchen und sie todt oder lebend in das Schloß zu bringen. Man zündet Fackeln an und eilt in den Garten, aus dem Garten in's Freie und schreitet in einer mit Blut und Leichen bedeckten Ebene fort, wo der Engel des Todes gemäht und eine reiche Ernte gehalten hatte. Aber kein lebendes Wesen ward gefunden, auch unter den vielen Leichen weder Herr Span, noch der Pole Lusowski. Am Eingange zu dem kleinen Gottesacker, der zu dem Schlosse und Dörfchen gehörte, vernahm Emmi, als sie mit einigen Männern lauschend und spähend näher kam, ein Seufzen und Stöhnen, wie das Röcheln eines Sterbenden, und eilte mit der Leuchte in der Hand hinzu. Sie schauderte mit Entsetzen zurück, als sie hinblickte, denn mit Blut und Staub bedeckt wälzte sich unter einer Anzahl starrer Leichname ein Mensch herum, der aus blutschäumendem Munde zuweilen tiefe Schmerzenslaute ausstieß und vergebens Anstrengungen machte, sich aufzurichten.

Nehmt den Unglücklichen — sprach Emmi zu

den Männern — und tragt ihn vorsichtig nach dem Schlosse. Möge er Freund oder Feind sein, er ist ein Mensch und bedarf des Mitleides und der Hülfe! Eilet, ich werde mit den Andern den kleinen Raum umher noch durchsuchen und kehre, wenn ich des geliebten Vaters Leiche nicht finde, mit dem Troste, mit der, wenn auch nur schwachen Hoffnung, zurück, daß er vom Feinde gefangen mit fortgeführt, wenigstens noch am Leben sei.

Die Männer thaten, wie die Jungfrau befohlen, und Emmi kehrte nach kurzer Zeit mit der Freude in's Schloß zurück, der guten Mutter wenigstens den Trost bringen zu können, daß der Vater nicht gefallen, daß er nur in Gefangenschaft gerathen sein möge. Doch auch dieser Strahl von Freude ward ihr nicht gegönnt, denn die Mutter lag, als sie ins Zimmer trat, von tiefer Ohnmacht umfangen auf dem Sofa, von einem Arzt und einer treuen Magd bewacht; im Nebenzimmer aber lag, noch immer röchelnd und mit dem Tode ringend, der Bruder Heinrich, an dessen Rettung, wie man ihr sagte, zwei anwesende Ärzte gezweifelt hatten. Der Unglückliche, der sein Volk verrathen und verkauft hatte, war zweimal in die Brust geschossen, und ein Schuß mit Nägeln und gehacktem Blei hatte das Gesicht bis zur widrigsten Entstellung zerrissen.

Emmi besah seine Wunden und flog von dem Bruder zur Mutter, bald diese bald jenen umarmend,

bis sich die Mutter erholte und bei der Erzählung der geliebten Tochter, daß der Vater wahrscheinlich lebe, nach und nach ruhiger ward.

Die Nacht war vergangen und durch die hohen Bogenfenster des Schlosses warf das junge Morgenroth einen matten Schein in das Zimmer, welcher grade auf das Gesicht des noch immer im Sterben liegenden Heinrich fiel. Es war, als ob der Vaterlandsverräther nicht sterben, als ob er nicht eher sein Dasein beschließen könne, bis er, beleuchtet von den Strahlen des Frühroths, das ihm keinen Segen gebracht hatte, seine Sünden gebeichtet haben würde. Emmi trat in's Zimmer, da winkte ihr der Unglückliche mit der Hand, richtete sich mit aller Anstrengung vom Lager auf und begann zwar leise, aber vernehmbar einige Worte zu sprechen.

Emmi — lallte er — ich bin ein Verräther — ich habe die Feinde in den Schloßgarten gelockt, um den Polen Lusowski, der dich liebt und es mir, als ich ihm Freundschaft und Vaterlandsliebe heuchelte, gestanden hat, zu verderben. Ich trage die Schuld, daß der Vater im Kampfe ge — —

Hier sank der Elende, entkräftet von der übermäßigen Anstrengung, zusammen, streckte sich lang aus und gab seinen Geist auf.

Emmi war einer Ohnmacht nahe, als sie das entsetzliche Bekenntniß des Bruders gehört, außer sich vor Schmerz und die Brust beklemmt von Zweifeln,

als sie die letzten gebrochenen Worte vernommen und daraus nur errathen konnte, daß der über Alles geliebte Vater im Kampfe gefallen sei. Sie eilte zur Mutter, um ihr das furchtbare Testament Heinrichs schonend zu hinterbringen, da drang von Mannheim her eine starke Kanonade herüber; die Freischärler und Turner, welche sich noch im Schlosse befanden und sich mit Speisen und Getränk labten, stürmten mit den Waffen in der Hand hinaus und ließen nur einige Mann zurück, um im Nothfall das Schloß vertheidigen und einem feindlichen Überfalle begegnen zu können. Kaum hatten sie den Schloßhof verlassen und rückten auf der Straße vorwärts, als ihnen einige Männer begegneten, welche die Leiche des Schloß- und Kaufherrn Span nach dem Schlosse trugen. Sie lag mit durchschnittenem Halse auf einer Trage; der Kopf hing nur noch wenig am Körper, so daß es schien, als ob er mit dem Messer vom Rumpfe getrennt worden sei. Man kann sich denken, daß der Anblick der also verstümmelten Leiche einen furchtbaren Eindruck auf Mutter und Tochter machen mußte. Nur die Kriegsfurie, welche gerade zu dieser Zeit in und um Mannheim ihre Schlangengeißel schwang, vermochte es, dem wüthenden Schmerze einigen Einhalt zu thun und das Andenken an den geliebten Todten in den Hintergrund zu schieben. Doch auf dem einsamen Landsitze mochten beide Frauen nicht länger verweilen. Wo der Vater gefallen, der Bruder

im eigenen Verrathe seinen Tod gefunden; ach! wo der schöne und edle Polenjüngling Lusowski, der dem Bruder gestanden hatte, daß er sie liebe, durch des verrätherischen Bruders Schuld meuchlerisch gemordet worden und verschwunden, vielleicht mit Wunden bedeckt gefangen und als Rebell, als Verbrecher gerichtet war — wo so furchtbare Erinnerungen lagerten und täglich die Seele folterten, da war kein längeres Bleiben. Die beiden Frauen kehrten nach der Stadt zurück und fanden daselbst insofern eine Zerstreuung, als sie die Geschäfte ordnen, einem alten bewährten Buchhalter deren Führung übertragen und sich vom Zustande derselben hinreichende Kenntniß verschaffen mußten; denn länger mochten sie auch nicht in Mannheim oder der dasigen Gegend, dem Heerde ewiger Unruhen und Kämpfe, verweilen, und beschlossen, alle Besitzungen mit dem Geschäft zu veräußern und demnächst nach der Schweiz oder auch nach Amerika überzusiedeln und ihr Leben in stiller Trauer zu beschließen, wo keine Erinnerung vergangener Zeiten und Leiden die letzten Tage ihres Daseins trüben konnten.

Du altes Land der heil'gen Eichen,
Du Land des größten Heldenthums!
Du trägst in Sitten und Gebräuchen
Noch heut die Spuren hohen Ruhms!
Der alten Deutschen Herrlichkeit
Sie leuchtet heut noch weit und breit.

Du Land der heiligen Gesänge!
Du Land der frommen Christenheit!
Begeisternd dringen deine Klänge
Herüber aus der grauen Zeit,
Und ewig klingt die Wahrheit fort:
Die Hand auf's Herz. Ein Mann ein Wort!

Du Land der Märchen und der Sagen,
Du kindlich großes Heimathland!
Laß dich uns deine Kinder fragen:
Wo ist die Treue, wo die Hand?
Wo ist die Einigkeit? der Geist,
Den man noch heut in Liedern preist?

Du Land des Glaubens und der Treue,
Du thatest es den Völkern kund,
Daß Einigkeit auch sonder Weihe
Besteh und ohne Treuebund?
Sag an: Was hat dich umgewandt?
Bist du nicht mehr das deutsche Land?

Wohl bin ich noch das Land der Treue,
Das Land des alten deutschen Ruhms,
Doch will ich, daß man mich befreie
Vom schweren Joch des Sklaventhums,
Daß Volk und Fürst nicht neidisch trennt
Ein Feuer, das verborgen brennt.

Noch ist mein Volk, wie meine Eichen,
So stolz, so stark, so kühn und fest; —
Es will sich nicht vor Einem beugen,
Der sich zum Gott erheben läßt —
In seinem Fürsten sieht's das Haupt,
Wie einen Gipfel grün belaubt.

Der ist dem deutschen Volke theuer,
Der es als Fürst mit Liebe pflegt;
Den nennet es ein Ungeheuer,
Der es in Sklavenfesseln legt.
Die Einigkeit im deutschen Land
Ruht in der Fürsten Vaterhand.

2.

Nur zwei Tage lang herrschte Ruhe in Mannheim. Es zogen zwar Truppen und Freischaaren ein und rückten weiter, auch rüstete man sich zur wehrhaften Vertheidigung gegen die Feinde des Vaterlandes, die, wie Kundschafter meldeten, von allen Seiten heranzogen; aber die Ruhe in der Stadt war eine unheimliche, die Truppen und Freischaaren sahen sich mißtrauisch und schweigend an und die Bürger leisteten mit Widerwillen den Anordnungen der obersten Militärbehörde Folge. In vielen Häusern und Fa-

milienkreisen sprach man laut den Wunsch aus, daß die Preußen kommen und dem unsichern, bangen Zustande ein Ende machen möchten. Kurz, der Muth des Volks war gebrochen, denn es sah ein, daß es Thorheit sei, sich mit einer Hand voll ungeübter, schlecht bewaffneter Leute, welche der Zufall zusammengewürfelt hatte, gegen reguläre Militär-Massen zu vertheidigen.

Vor dem Siechbett der Madame Span, welche zum Tode krank darniederlag, saß in einem Hinterstübchen des Span'schen Hauses Emmi und hielt mit beiden Händen der geliebten Mutter Haupt, während ein Arzt den Puls der Kranken untersuchte und die baldige Auflösung der vom heftigsten Blutschlage getroffenen Frau verkündigte. Eine Magd stand am Fuße des Bettes, der Befehle harrend, die ihr der Arzt oder ihre junge Gebieterin ertheilen würde, und auf dem Pulte am Fenster pickte eine Stutzuhr, das einzige hörbare Leben in der lautlosen Stille. Es war 3 Uhr Nachmittags, als Madame Span verschied. Der Arzt entfernte sich und Emmi kniete weinend und dem tiefsten Schmerze sich überlassend am Lager der geliebten Todten. Dann stand sie auf, trocknete die Augen und sprach für sich: der Bruder im eigenen Verrathe, der Vater in der heldenmüthigen Vertheidigung der Rechte des deutschen Volks gefallen, die Mutter ein Opfer dieser schreckenvollen Ereignisse und ich allein noch am Leben! Gott, was wird aus mir

werden, wenn ich allein unter den wankelmüthigen Bürgern Mannheims stehe und zum Kampfe der Verzweiflung auffordere. O, es ist entsetzlich, keinen Freund in der Noth, keinen Rathgeber, keinen Beschützer zu haben, dem man vertrauen kann.

Da klopfte Jemand leise an die Thür und der eintretende Buchhalter, der redliche Geschäftsführer, meldete einen Fremden, der dringend um Einlaß bitte, um mit dem Fräulein zu sprechen. Emmi beschied ihn in das große Besuchzimmer, küßte noch einmal der Mutter kalte Lippen und begab sich, durch eine lange Reihe kleinerer Zimmer schreitend, in das große Besuchslokal. — Wer mag der Fremde sein und was mag er von dir wollen? Mit diesem Gedanken beschäftigt, trat sie in's Zimmer, wo sie bei'm Anblick des Fremden einen Schrei that und sich an die Thürpfoste lehnte.

Peter Lusowski — denn dieser und kein Anderer war der Fremde — trat näher und schloß das zitternde Mädchen in seine Arme.

Emmi, theure Emmi! — sagte er — Sie haben viel, unendlich viel verloren; kein Mensch, kein Fürst der Erde kann Ihnen den erlittenen Verlust ersetzen! Aber trösten Sie sich! Blicken Sie auf das theure Vaterland, das unsres Muthes, unsrer Hülfe, unserer Arme bedarf! Ihr hohes Beispiel von Muth und Begeisterung hat dem Volke imponirt und wird die Bürger Mannheims, die schon in ihrer Treue

wanken, zu neuen Anstrengungen entflammen. Lassen Sie die geliebten Todten ruhen und weihen Sie sich dem bedrängten Vaterlande.

Emmi hatte sich erholt, entwand sich den Armen des treuen Polen und sprach, ihn ungläubig ansehend: Wie, mein Freund! Sie leben und scheinen nicht einmal verwundet und doch sahen wir Sie von mehreren Kugeln durchbohrt fallen?

O! — sagte der Pole — wohl bin ich verwundet, wohl fühle ich einen wüthenden Schmerz in meinen Schultern; aber der Eifer für unsere Sache läßt mich jeden Schmerz vergessen. Ich bin, wie Sie, theure Emmi! eine elternlose Waise, ich habe meine Brüder im Kampfe mit den Preußen fallen sehen und habe nichts mehr auf Erden, als meinen Haß, der mich nährt und erhält und mir Kräfte verleihen wird, meine Wunden zu rächen.

Und was wollen Sie von mir, Lusowski? was verlangen Sie, daß ich, vom Schwerz gelähmt, für mein unglückliches Vaterland thun soll?

Sie sollen den Mannheimern eine Johanne d'Arc sein, sich muthig, wie auf ihrer Villa, an ihre Spitze stellen und, wenn auch nicht siegen, sich an den Wunden unsrer Feinde erfreuen und der Welt ein Beispiel geben, daß es noch deutsche Männer und Frauen gibt, welche lieber für die Freiheit sterben, als sich knechtisch dem alten Sklavenjoche beugen wollen.

Aber die Hand auf's Herz, Lusowski! wofür kämpfen Sie, der Sie kein Deutscher sind? Man opfert sich gewiß nur dem Gegenstande, den man liebt. Bietet Ihnen Deutschland einen solchen Gegenstand?

Der Pole beugte sein Knie vor dem schönen Mädchen, sah ihr liebetrunken in die großen blauen Augen und antwortete: Ja, Emmi! einen solchen Gegenstand bietet mir Deutschland. Ich weiß zwar, daß ich denselben nie erlangen, nie werde mein nennen können; aber mit ihm siegen und sterben, für ihn kämpfen und fallen, ja, das kann und werde ich! —

Emmi setzte sich und begann bitterlich zu weinen; da drang Kanonendonner in ihr Ohr. Der Pole eilte an's Fenster, sah einige Augenblicke hinaus, kehrte dann zu Emmi zurück, riß sie stürmisch in seine Arme und drückte einen Kuß auf ihre Lippen; zum Zimmer hinausstürzend rief er noch: Emmi! für dich sterbe ich! lebe und sei glücklich!

Emmi warf sich auf's Sofa, drückte das Gesicht tief in die Kissen und weinte von Neuem.

Gott! — schluchzte sie — soll ich denn Alles verlieren, was mich liebte und was ich so gern im Leben hatte! Dieser Polenjüngling, dem beim ersten Blick mein Herz entgegenschlug, den ich von feindlichen Kugeln durchbohrt fallen sah und dessen Tod ich, an der Spitze wackrer Männer, rächen wollte, der — ach, daß ich es bekennen muß — mir Vater, Mutter und

Bruder ersetzen konnte, dieser hochherzige junge Mann, dessen Schicksal so sehr dem meinigen gleicht, will sein Leben einsetzen, um ein Gut zu erkämpfen, das ihn nie beglücken wird, weil er kein Deutscher ist. Was wollte er mit den Worten sagen: Für dich sterbe ich? Drohet mir denn Gefahr, die sein Tod abwenden könnte?

Sie stand auf und sah zum Fenster hinaus; in der Ferne hörte sie schießen, und badische Dragoner zogen vorüber; alle Häuser und Läden waren verschlossen, nur hie und da eilte ein Bürger, der auf der Flucht zu sein schien, nach seiner Wohnung und hinter den Gardinen lauschten Frauen und Kinder, die es nicht wagten, die Fenster zu öffnen. Da that sich abermals die Thür des Zimmers auf und herein schlich, gebeugten Hauptes, mit schwarzem eleganten Frack bekleidet und den feinen Kastorhut in der Hand, eine gar wunderbare Gestalt, ein junger Mensch mit einem starken Doppelhöcker, glatt gescheiteltem, blutrothem Haar und einer Nase, die einem gekochten Krebse glich. Emmi schauderte zusammen, denn der unerwartete Gast war der ihr von Kindheit auf verhaßte Vetter, Valentin Span, des Vaters Bruder Sohn, der zwar ein schönes Geschäft, aber mehr Schulden als Holzkloben hatte, denn er war ein Holzhändler. Valentin hatte schon bei Lebzeiten des reichen Oheims, Herrn Lorenz Span, nach dem Besitz der schönen Emmi getrachtet, deren Mitgift ihn

wieder emporbringen konnte; aber Emmi hatte sich stets vor dem kleinen Unholde gefürchtet und den Vater so lange mit Bitten bestürmt, bis er ihm jeden weitern Besuch im Hause untersagt hatte.

Emmi! schönes Mühmchen! sagte der Bucklige — ich komme, dir mein tiefes Beileid über den Tod der geliebten Eltern und meines intimsten Freundes und Bruders Heinrich zu bezeugen; ich komme aber auch, dir Trost und Freude zu bieten in deiner Traurigkeit und dir in allen Fällen, wo es nöthig scheint, meine Hülfe und Unterstützung zu verheißen!

Dabei näherte sich der Kleine der hohen schlanken Jungfrau und wollte ihre Hand ergreifen, die sie ihm aber mit den Worten entzog: Laß es nur gut sein, Vetter! ich bin, wie du siehst, heute nicht in der Stimmung, um mich unterhalten zu lassen; auch ist der heutige Tag, welcher Mannheim's Bürgern den Untergang bringen kann, nicht zu häuslichen Familien-Scenen geeignet. Ich danke, Vetter! für deine Aufmerksamkeit und habe keinen andern Wunsch, als allein zu sein und mich dem Schmerze zu überlassen.

Nun — sprach Valentin — so höre nur, was ich dir noch zu verkündigen habe! Es wird dir wenigstens die Furcht vor jeder Gefahr verscheuchen. Sieh, Mühmchen, die Mannheimer sind klug und haben lange geahnt, wie es kommen wird. Sie haben daher heimlich in's preußische Lager gesandt und dem Kommandanten sagen lassen: sie würden mit Hülfe der

badischen Dragoner, welche sie durch Geld und durch Versprechungen gewonnen, alle Freischaaren niedermachen oder gefangen nehmen und den braven Preußen, als ihren Rettern und Freunden, die Thore öffnen. Dieses kluge Verfahren hat bereits gute Früchte getragen, denn schon sind die Freischaaren, insoweit man sie nicht abgeschlachtet oder gefangen genommen hat, auf der Flucht und preußische Husaren jagen ihnen nach.

Still, still, Verräther! — rief Emmi mit Entrüstung — verlaß mich auf der Stelle! Und wenn ganz Mannheim zur Verrätherin an der deutschen Sache würde, mich soll der Fluch der Besseren im Volke nicht treffen. Wäre ich ein Mann, ich wüßte, wie ich gegen den Schurken handeln würde, der es wagte, mir eine so abscheuliche Lüge zu verkündigen. Fort, Vetter! ich will vergessen, was du gesprochen hast; aber eile, daß du aus meiner Nähe kommst oder —

Ha, ha, ha! — kreischte der Bucklige — seht mal die Jungfer, wie sie sich brüstet!

Fort, oder ich rufe meine Leute!

Valentin blieb trotzig im Zimmer und sah das vor Zorn glühende Mädchen mit lüsternen Augen an. Da zog Emmi die Glockenschnur mit solcher Kraft, daß auf einmal zwei Diener hereinstürzten, welche, auf Emmis Wink, den Buckligen packten und aus dem Zimmer drängten.

Kaum war der verhaßte Vetter fort, so trat Peter Lusowski, der junge Pole, im glänzenden Waffenschmuck herein. — Ich konnte — hub er an — die Stadt nicht verlassen, theuere Emmi, ohne Euch nochmals gesehen, ohne die Gewißheit zu haben, daß Ihr mir nicht zürnet; denn das Bewußtsein Eurer Vergebung soll meinen Muth zu hohen Thaten für eine gute Sache entflammen, die, wie ich weiß, auch die Eurige ist. In Mannheim gibt es, seitdem Mieroslawski mit seinem Korps von 15000 Mann dem Prinzen von Preußen entgegengezogen und die Stadt am eignen Volke zur Verrätherin geworden ist, für mich keine Lorbeeren zu ernten. Die Preußen sind im Anzuge und mit Mühe und Lebensgefahr werde ich aus Mannheim kommen. Darum vergebt mir mein Betragen gegen Euch, seid glücklich in der Liebe eines braven Mannes und verschließt Euer jungfräuliches Ohr jedem Waffengeräusche, das sich jemals wieder in Eurer Nähe kund geben sollte. Lebt wohl, theure Emmi! Im Tode noch werde ich Eurer gedenken.

Das war zu viel für das liebende Mädchen. Emmi warf sich dem Polen an die Brust und sagte: Ich folge Dir Geliebter! Mein Arm ist stark genug, um Waffen tragen zu können, ich will mit Dir leben oder mit Dir sterben, und darum laß mich an Deiner Seite kämpfen!

Lusowski bot alle seine Beredsamkeit auf, um

die Jungfrau von dem heldenmüthigen Vorsatze, ihr zartes Geschlecht zu verleugnen und die Strapazen eines Feldzugs zu tragen, abzuhalten; aber vergebens. Sie ward heiter, ließ Erfrischungen auftragen und den Reisewagen anspannen. Als Turner gekleidet fuhr sie nach einer Stunde traulicher Unterhaltung mit dem Geliebten aus Mannheims Mauern.

Am frühen Morgen des folgenden Tages hörten die Mannheimer einen starken Kanonendonner, und schon am Mittag traf die Nachricht ein, daß Miroslawski von den Preußen geschlagen und sein Korps aufgerieben und zerstreut sei. Abends war die Stadt erleuchtet und die Mannheimer, vor Kurzem die erbittertsten Preußenfeinde, feierten mit den preußischen Soldaten, welche sich musterhaft, wie überall, benugen, ein heitres Siegesfest. So ist der heutige Charakter des deutschen Volks. Es prahlt mit seinem Muthe und beugt geduldig seinen Nacken dem Joche des Feindes, wenn dieser ihm die Schlinge zeigt, an der er es sonst gewaltsam hineinziehen will.

Der alte Buchhalter war am dritten Tage nach Emmis Abreise gerade damit beschäftigt, die Leiche der Madame Span mit allen ihr gebührenden Ehren zur Erde bestatten zu lassen, als der Kutscher mit dem Reisewagen und zwei Leichen darin zurückkehrte und erzählte, daß Emmi und Lusowski auf dem Kampfplatze bei Ladenburg mitten unter einem Haufen Leichen todt gefunden worden wären. Sie

waren Beide mehrmals durch die Brust geschossen und hatten sich noch sterbend die Hände gereicht, denn diese waren so fest in einander verschlungen gewesen, daß man sie, um jede Leiche einzeln in den Wagen zu bringen, mit großer Mühe und Anstrengung hatte trennen müssen. Der Tod hatte sie vereinigt und ein gemeinsames Grab hat ihre Hüllen aufgenommen.

Du Land der Liebe und der Treue,
Du Volk der Deutschen voller Muth!
Im Grabe feierst du die Weihe
Der Kraft, die du mit deinem Blut,
Mit deinem Leben hast errungen,
Und wirst in Liedern stolz besungen.

Du großes Land, in deinem Reiche
Gibt's keinen deutschen Hermann mehr;
Gebrochen stehet Wodan's Eiche,
Ein dürrer Stamm, von Blättern leer;
In deinen Städten, deinen Gauen
Gibt's feige Knechte nur zu schauen.

Blick hin nach Ungarns muth'gen Schaaren,
Sieh, wie sie kämpfen, wie sie stehn,
Wie sie in Nöthen und Gefahren
Auf Einen nur, auf Kossuth sehn.
Ein Kossuth thut den Deutchsen noth;
Dann kommt der Freiheit Morgenroth.

Das Feldgeschrei.

Zwei Söhne hatt' ein Mann in Baden,
An Tugenden sich gleich.
Sie dienten Beide als Soldaten
Im kleinen deutschen Reich.

Der Eine war mit Lieb' und Treue
Dem Fürsten zugethan,
Der Andere focht ohne Reue
Für's Volk im blinden Wahn.

Die Heere standen jüngst, zur Schlacht
Bereit, sich zugewandt,
Als einsam auf der Vorpostwacht
Der ältste Bruder stand.

Da kam ein Reiter schnell heran,
Sein Auge späht umher,
Der Posten fasset seinen Mann
Mit sicherem Gewehr.

Werda! — ruft er — das Feldgeschrei?
Der Reiter wend't sein Thier;
Doch wie der Blitz send't ihm das Blei
Der rüst'ge Musketier.

Vom Pferde stürzt der Feind herab,
Der Sieger eilt herbei
Und freut sich, daß er Tod ihm gab
Zur Freud' der Klerisei.

Und schaut ihm spöttisch in's Gesicht,
Das krampfhaft sich verzieht.
Gibst du das Feldgeschrei mir nicht,
Sing' ich dein Sterbelied.

Doch laut auf krächzt der Raben Schaar,
Als er sich niederbückt,
Und blutig fällt das blonde Haar
Von Bruders Stirn zurück.

Der stammelt sterbend noch ein Wort
Hervor aus kaltem Mund:
Das Feldgeschrei ist Brudermord!
Thu' es dem Fürsten kund.

Mettawarf.

Eine schleswig-holsteinische Geschichte.

1.

Wir haben unsern Lesern schon mancherlei Geschichten aus der Zeit der neuesten Volksbewegungen erzählt, sind in Ungarn, in Polen, an verschiedenen Stellen des deutschen Vaterlandes gewesen, und entdeckten Quellen, die uns von wahrhaften Ereignissen Stoff boten, von welchem wir unseren Freunden mittheilen konnten. Nur der Boden von Schleswig-Holstein — dieses schon lange Zeit in Liedern und Romanzen besungenen Landes der Schmach — war uns seither unzugänglich, so daß wir keine interessante Erzählung aus diesem Gebiete liefern konnten. Die Geschichte des Alterthums weiß Vieles von diesem Unglückslande zu berichten; die neueste Zeit scheint mit dem Fluche der Armuth, auch

in Bezug auf Literatur, behaftet zu sein, wie das Volk mit dem Fluche der Treulosigkeit Deutschlands, das ihm Hülfe und Rettung aus dem Joche der Knechtschaft prahlend versprochen, aber nicht Wort hält und es seinem traurigen Schicksale überläßt, oder es noch tiefer unter das Dänenjoch drücken wird. Mancherlei mag sich in dem verhängnißvollen Kampfe ereignet haben; aber Niemand hat es der Mühe werth geachtet, die Ereignisse zu einer geschichtlichen Mittheilung zu sammeln. Darum entschuldigen wir uns nicht weiter, wenn wir unsern Lesern aus der Neuzeit nichts liefern können. Ein junger Krieger, Namens Taubert, Soldat im 31. Infanterie-Regiment, welcher verwundet längere Zeit in dem Städtchen Meldorf gelegen und in dem nahen Flecken Mettawarf eine dort angesehene Familie kennen gelernt hat, ist so glücklich gewesen, seinem Notizbuche die höchst interessante Geschichte der Entstehung dieses großen Dorfs einverleiben zu können und hat dem Verfasser der Aolsharfe seine Notizen darüber mitgetheilt. Allem Anschein nach hat Taubert die interessante Geschichte wörtlich abgeschrieben, da er sonst außer Stande gewesen sein würde, alle die kleinen wesentlichen und unwesentlichen Umstände zu erzählen, womit die Geschichte hie und da ausgeschmückt ist. Wir lassen deshalb sein Manuscript buchstäblich hier folgen.

Es war i. J. 1481, als nach Christian I. Tode sein Sohn Johann, 19 Jahr alt, den dänischen Königsthron bestieg. Obschon, ganz im Gegensatze zu seinem Vater, von sanfter und friedliebender Natur, konnte er es doch seinem Herrscherruhme nicht vergeben, die Deutschen Staaten von Schleswig-Holstein in einem Zustande der Empörung zu sehen, der ihm den Besitz dieses blühenden Landes verbittern und ihm nach und nach alle Hülfsquellen aerstopfen mußte, womit das arme Dänemark von Zeit zu Zeit wohlthätig befruchtet wurde. Er versuchte, gleich nach seiner Thronbesteigung, den Weg der Liebe und Güte, um sich die Ditmarischen Bauern, die ihm bewaffnet gegenüberstanden, zu unterwerfen, verwies sie auf den harten Lehnsbrief Kaiser Friedrichs und versprach ihnen den Genuß mancher sich angemaßten Gerechtsame und Freiheiten, die mit den Bestimmungen dieser Urkunde eigentlich im Widerspruch standen. Statt aber im mindesten nachzugeben, verhöhnten die rebellischen Bauern seine an sie gesandten Diener, erschlugen sie und begannen nicht nur trotzig in ihrem Widerstande fortzufahren, sondern sogar ihre Flecken und Dörfer mit Austiefung breiter Wehrgraben zu verschanzen.

Am Tausendteufelswerft arbeiteten Hunderte von Bauern an solchen Gräben, lösten sich alle halbe Tage ab und gönnten sich sogar während der

Nächte keine Ruhe, um die angefangenen Bollwerke zu vollenden. Männer, Jünglinge und Greise, selbst rüstige Frauen und Jungfrauen, ja sogar Kinder halfen schaufeln und graben, um einen langen Wehrgraben, welcher dem Anprall der königlichen Reiter verderblich werden mußte, vor dem Eintreffen der Feinde, von deren massenhaftem Anrücken man Kunde hatte, fertig zu bringen.

Es war in einer schönen sternhellen Nacht, als am Fuße des Tausendteufelswerfts, wo der Bordelumer Kög lag und ein kleines Dorf bildete, der reiche Dulk Heinders, der das größte Gehöft besaß, geführt von seinem einzigen Sohne und Kinde, dem 22jährigen Reimer, und der Magd Metta, einer jungen, kaum 17 Jahre alten Bauerdirne, bei den Schanzgräbern eintraf und ihnen durch seine Leute Erfrischungen verabreichen ließ. Dulk Heinders war der reichste Mann, nicht allein im Dorfe, sondern im ganzen Kög, aber auch der allergeizigste, und spendete nur darum von seinem Ueberflusse, um von seinen Nachbarn und Landsleuten gerühmt, und, wenn es zu blutigen Auftritten kommen sollte, kräftig unterstützt zu werden, denn er war blind und konnte am Kampfe selbst nicht Theil nehmen. Als der junge Reimer Heinders den blinden Vater auf eine Stelle gebracht hatte, wo er unter mehreren bejahrten Bauern saß, welche von der Arbeit ausruhten und die erschöpften Kräfte durch Speis' und Trank stärkten,

nahm er Metta an der Hand und lustwandelte mit ihr auf dem hohen und breiten Damme hin, denn die beiden jungen Leute liebten sich seit drei Monaten und hatten sich ewige Treue geschworen. Metta war das schönste Mädchen im ganzen Kög und, wenn schon arm und eine Waise, doch die sittenreinste und gebildetste Jungfrau, da sie im Hause ihres um viele Jahre älteren Bruders, eines Predigers, erzogen und nur darum in Dienste gegangen war, weil sie von dem blinden Dulk Heinders dafür, daß sie ihm vorlesen mußte, ansehnlich gelohnt, überhaupt mehr als Kind, denn als Magd geachtet ward. Die Bauern traten auf einmal in einen dichten Kreis um den Blinden zusammen und betrachteten den Himmel, der sich blutroth färbte und an welchem allerlei furchtbare Gestalten, wie fahle Schatten, vorüber zogen; ja sie beteten und knieten theilweise nieder, als sich ein entsetzlicher Sturm erhob, als die Nachtvögel aus ihren Schlupfwinkeln aufgeschreckt umherflogen und ängstlich kreischende Töne hören ließen. Dulk Heinders, der zwar die Gestalten nicht sah, aber den furchtbaren Lärm hörte, sagte: Das ist ein schlimmes Zeichen, werthe Freunde und Nachbarn! Es ist gerade so, wie vor Jahr und Tag, als König Christian gegen uns heranzog, wo ich im Kampfe das Licht meiner Augen verlor. Wo ist Reimer, mein Sohn?

Der ergeht sich mit der schönen Metta und kümmert sich — Gott sei bei uns! — den Teufel um

den blinden Vater! — sagte boshaft der lange Klaus, Dulk Hinders Nachbar, ein verschuldeter Wittwer, welcher schon lange auf dessen Sohn Reimer spekulirte, weil er eine Tochter hatte, die er in das große Besitzthum einschmuggeln wollte. —

Was? sprach Dulk — ich will nicht hoffen, daß mein Einziger sich an eine Bettlerdirne hängt, die nicht einmal eine Eingeborene ist, sondern als fremde Waise von meinem Gnadenbrode lebt!

Klaus ging den beiden Liebenden nach und traf sie auf dem Steindamm unter einer Faschine sitzend; sie hatten sich fest umschlungen und bemerkten den Bauer, welcher ganz leise geschlichen kam, nicht eher, bis er vor ihnen stand und sie, im Auftrage Dulks, zur schleunigen Rückkehr aufforderte.

Ei seht doch mal! redete Klaus die Liebenden an: Ihr seht wohl die lieben Engelein vom Himmel steigen, während das wüthende Heer in der Luft einherzieht und uns den nahen Untergang verkündigt! Seid Ihr wirklich blind und taub vor aller Liebe, so vergeßt wenigstens nicht, daß Ihr einem Blinden zu Führern dienen müsset, der Euer Wohlthäter ist!

Was soll das Geplärre? — sprach Reimer, verdrüßlich, daß sich sein geliebtes Mädchen seinen Armen entwand — sehet und höret Ihr nicht, daß ein Gewitter über uns hinzieht, das uns keinen Schaden thun wird, weil es der Sturm nach Osten jagt?

das abergläubische Bauernvolk, das in einer

etwas ungewöhnlichen Naturerscheinung einen Zauberspuk erkennt! Packt Euch! Ich weiß schon selbst, wenn es an der Zeit ist, daß der Vater wieder aufbrechen will!

Klaus zog sich langsam zurück, denn er fürchtete den kräftigen Jüngling, welcher aufgestanden war und seinem Mädchen, die sich eilig entfernt hatte, nachging. Am Fuße des Tausendteufelswerfts, in dessen Nähe der Vater saß, holte er Klaus ein und stieß ihn, da er nicht aus dem Wege ging, vom Damme.

Das soll dir vergolten werden, Bube! schrie ihm Klaus zu: Du sollst nie und nimmer des Vaters Erbe mit der Bettlerdirne theilen; sie müßte dir denn soviel Land zubringen, als man vom Aufgang bis zum Niedergang der Sonne mit einem Paar Pferden auspflügen kann! Das soll Dir der Vater auf das Evangelienbuch schwören!

Reimer und Metta, die sich wieder gefunden und die lächerliche Drohung gehört hatten, lachten und geleiteten, als der Morgen dämmerte, den Vater heim. Ehe sich Dulk Heinders auskleidete, um sich zur Ruhe zu begeben, befahl er dem Sohne und der Magd Metta, vor ihn zu treten und seinen Willen zu vernehmen. Die Liebenden gehorchten, Dulk Heinders aber sprach also zu ihnen:

Ich kenne, wenn ich auch blind bin, euren sträflichen Umgang und bin nicht willens, ihn länger zu dulden und mein Haus entehren zu lassen. Du,

Reimer, wirst vernünftig genug sein und dir nicht etwa einfallen lassen, die Bettlerdirne heirathen und mir als Schnur zuführen zu wollen, es sei denn, daß sie dir so viel Land zubringen würde, als man vom Sonnenaufgang bis zu deren Niedergang mit einem Paar Pferden umpflügen kann! Das schwöre ich dir und werde meinen Schwur halten. Du aber, Metta! verläßt heute noch, ehe der Mittag kommt, mein Haus! Ich werde dir ein ansehnliches Stück Geld geben und dich zu deinem Bruder zurückbringen lassen. Merkt euch das! —

Reimer warf sich dem Vater an die Brust und bat ihn flehentlich, den grausamen Schwur zurückzunehmen, weil er lieber in den Tod gehen, als von Metta, welche er die Ehe versprochen habe, lassen werde. Dulk aber war unerbittlich, und ehe am folgenden Morgen Jemand im Hause wach war, hatte sich Metta im Stillen entfernt. Peter Krummbein, ein Nachbarssohn und Jugendgespiele von Reimer Heinders, kam zu diesem in den Stall, wo er die Knechte zum Futtern der Pferde geweckt hatte, und erzählte ihm, daß sein Vater Metta mit allen ihren Habseligkeiten nach dem neuen Kruge bei Meldorf gefahren habe. Hier! — sagte Peter und langte einen Brief aus der Brusttasche seines Leinenkittels — ist ein Brief von ihr, den sie in unserm Hause geschrieben hat. Sei ein Mann, Reimer,

und verlaß das arme Ding nicht! Du bist ja, wenn der Vater stirbt, reich genug, um auch mit einer armen Frau alle deine Nachbarn überbieten zu können!

Reimer Heinders erbrach den mit einer kleiner Geldmünze versiegelten Brief und las:

Lieber Reimer!

Sei mir nicht böse, daß ich ohne Abschied fortgegangen bin und glaube mir, daß ich auch in der Ferne täglich Deiner gedenken und keinen Andern jemals lieben werde; gib Dir aber keine Mühe, mich einmal wieder zu sehen oder zu sprechen, da wir uns ja doch nicht heirathen können. Ich gebe Dir deßhalb den mir geleisteten Treuschwur zurück und wünsche von ganzem Herzen, daß Du an der Seite eines andern Mädchens so glücklich werdest, wie Du es verdienst. Willst Du Deinen harten Vater von mir grüßen, so thu' es mit dem Zusatz: Wenn ich so viel Land besäße, als Jemand mit einem Paar Pferden von Sonnenaufgang bis zu deren Niedergange umpflügen könne, würde ich ihn wiedersehen! Sieh, Reimer! das ist eine Bedingung, welche nie erfüllt werden kann; daher mußte ich so handeln, wie ich gethan habe. Wenn Du diesen Brief lieseſt, bin ich schon weit fort von hier, und bitte Dich, nie einen Versuch zu machen, mich jemals wieder zu sehen!

2.

Noch drei Tage arbeitete die Bauernschaft an dem Wehrgraben beim Tausendteufelswerft ungestört fort, als am Abend des dritten Tages ausgesandte Kundschafter die Nachricht brachten, der junge König ziehe mit einer starken Macht geharnischter Reiter, welchen ein großer Haufe Fußvolk folge, heran und könne in einer guten Stunde am Werft sein. Die Bauern griffen zu den Waffen und gingen den königlichen Truppen muthig entgegen. Auf ein gegebenes Zeichen ertönten in allen Dörfern und Flecken die Sturmglocken und von allen Orten und Enden her sah man kleine und große Trupps Bauern kommen, die sich am Bordelumer Kög versammelten. Simon Neithardt, ein Bauer aus dem Ditmarsischen Thale, der bei den Schweden gedient und einige Kriegskenntnisse hatte, war zum Oberbefehlshaber ernannt und sandte kleine Streifkorps ab, welche, der Gegend kundig, die Königlichen umgehen, ihnen in den Rücken fallen und wo möglich die Kavallerie von der Infanterie abschneiden sollten. Reimer Heinders führte einen kleinen Trupp von 20 Mann und jeder solche Trupp hatte einen Trompeter bei sich, um sich, nach den Umständen, auf ein gegebenes Zeichen enger zusammenziehen und dem Feinde in Masse entgegen gehen zu können. Als Reimer mit seiner kleinen Schaar eine Stunde im sumpfigen

Thal marschirt war, kam ihnen der befreundete Schaafhirt Lorl vom hohen Gerstlande eilends entgegen und sagte: Ihr kommt, wie gerufen, lieben Freunde! — Wenn ihr vorsichtig seid, werdet ihr einen guten Fang thun. Als ich vor kaum einer Viertelstunde da oben auf der Lauer stand, schlug mein Hund an und stellte einen fremden Mann, einen Schuhmacher aus Meldorf, der mir erzählte: er sei auf dem Heimwege begriffen gewesen, als ihm an der faulen Brücke ein kleiner Reitertrupp, etwa zwanzig Mann stark, begegnet sei, der, wie es geschienen, die Gegend rekognoscire; an der Spitze desselben habe sich ein schöner, junger Mann befunden, welchem alle Reiter mit der größten Ehrfurcht Platz gemacht und dessen Befehle sie mit großer Aufmerksamkeit angehört hätten. Ziemlich weit hinter dem kleinen Trupp sei erst das ganze Korps Reiter langsam nachgerückt. — Seht! das ist gewiß der junge König. Vielleicht gelingt es Euch, ihn zu fangen. Macht, eilt, daß Ihr dort hinter die Waldspitze kommt! Da müssen sie vorbei. Reimer ordnete seine kleine Schaar, zog die nächsten Trupps an sich und ließ die Bauern einzeln in einen tiefen Graben bis zur Waldspitze gehen, wo ihnen der feindliche Vortrab in die Hände kommen mußte. Im Dickicht blieb er mit 20 Mann stehen und befahl den Uebrigen, dem Feinde in den Rücken wie in die Flanken zu fallen, wenn er ihn von vorn angreifen würde. Das Terrain war ganz zum Ueber-

fall geeignet und versprach einen günstigen Erfolg, weil auf der andern Seite hin ein tiefer und breiter Hohlweg lief, der von der Kavallerie nicht zu passiren war. Kaum war Reimer auf seinem Posten, als er aus naher Ferne die im Widerschein der untergehenden Sonne hell glänzenden Helme und Rüstungen der geharnischten Reiter sah. Sie hielten still und schienen sich zu berathen, ob sie die Waldspitze, wo ein Hinterhalt lauern konnte, passiren möchten. Plötzlich erschien in ihrem Rücken ein starker Trupp Bauern, worauf sie im Galopp vorwärts sprengten, und sich an der Waldspitze zu einem Angriff auf Jene zu ordnen schienen. Reimer brach jetzt mit seiner Schaar hervor und so begann ein Kampf, der den Bauern einen sichern Sieg versprach, weil sie von allen Seiten her Unterstützung empfingen, der kleine feindliche Reitertrupp aber auf sich allein beschränkt war. Die Reiter wehrten sich mit aller Verzweiflung und hieben mörderisch auf die Bauern ein, von beiden Seiten fielen in jeder Sekunde einige der Verwegensten todt oder schwer verwundet, und bald waren nur noch 8 Reiter übrig, die den ungleichen Kampf fortsetzen konnten. Da rief ein junger schlanker Reiter, dessen langes goldgelbes Haar unter einem blitzenden Helme mit hohem Busch hervorquoll: Frisch, ihr Herren! Folgt eurem König! Mit diesen Worten sprengten die Reiter in geschlossenen Gliedern auf die Bauern los und schienen entschlossen,

sich um jeden Preis durchzuschlagen. Hört ihr's? sprach Reimer: der König! Mit diesem Ausruf rannte er den Reitern entgegen, stach den Nächsten vom Pferde und faßte das sich hoch bäumende Roß des Königs am Zügel. Ergebt euch, Majestät! rief er ihn an: schont euer und unser Leben, und einigt euch mit uns in Frieden! König Johann aber führte einen so gewaltigen Streich nach dem jungen Bauer, daß er taumelnd zu Boden sank; die Bauern wichen, ihres Führers beraubt, zurück und der König gewann mit seinen wenigen Begleitern das Freie. Die Bauern stutzten und entschlossen sich erst dann zur Verfolgung, als sie sahen, daß die Reiter sich wegen des ungleichen Bodens trennten und je zu Zweien querfeldein sprengten. — Der größte Theil schlug zwar die Richtung nach dem Wege ein, den der König genommen hatte, aber die hereinbrechende Dunkelheit ließ sie die rechte Spur verlieren. Der König Johann irrte mit einem einzigen Begleiter, dem Grafen Reventlow, der Gegend unkundig, in finsterer Nacht umher und gerieth bald auf einen mit hohem Schilf und Dornengestrüpp bewachsenen Moorboden, wo die Pferde bis über die Knie versanken. Halt! Reventlow! rief der junge König dem vorausreitenden Grafen zu: ich kann nicht mehr; mein Pferd hat sich mit den Hufen in das Gestrüpp verwickelt, ich bringe es nicht von der Stelle! Spornt es nur tüchtig, gnädigster Herr! sprach der Graf:

denn gewiß sind uns die Bauern auf der Fährte und würden sich blos freuen, wenn sie den König gefangen nehmen könnten, denn an ein Wehren in so finsterer Nacht ist nicht zu denken!

Laßt den gnädigsten Herrn und Majestät bei Seite, Reventlow! — sprach der König — und helft mir lieber aus den Dornen, damit ich nicht majestätisch im Boden versinke.

Wie Ihr noch scherzen könnet, Herr! sagte der Graf, wendete sein Pferd und faßte des Königs Roß am Zügel; dieses aber war mit den Vorderfüßen so tief in den sumpfigen Boden versunken, daß es, als es sich mit aller Kraft herausheben wollte, strauchelte, niederstürzte und ein Bein brach.

Da haben wir's — sagte König Johann — und hatte Mühe sich unter dem Gaule los und frei zu machen. Graf Reventlow stieg ab, ließ ihn sein Roß besteigen und ging, dasselbe am Zügel führend, langsam einher. Der Weg führte durch einen kleinen Busch. Als sie diesen im Rücken hatten, schimmerte ihnen aus der Ferne ein Licht entgegen. Dort, nach dem Lichte zu, dorthin laßt uns ziehen! sagte der König — denn ich bin so erschöpft, daß ich auch das Reiten nicht mehr aushalten kann. Mir ist jetzt alles gleich, lieber unter den Bauern, als hier im Sumpfe ersticken. Graf Reventlow aber kehrte sich nicht an des Königs Klagen, führte mit kräftiger Faust das edle Roß und hatte die Freude, bald an

einen glatten und geebneten Weg zu kommen, der gerade nach dem Lichte zuführte, das man schon in der Ferne beobachtet hatte.

Kaum hatten Beide den Moorsumpf verlassen und die freie Straße gewonnen, als ein Trupp Bauern in denselben Sumpf gerieth und derb fluchend umhertappte. Dacht' ich's doch — sagte der lange Klaus — welcher an Reimer Heinders Statt die Bauern führte — daß wir hierher kommen würden! Nun Kameraden, angefaßt! Frisch vorwärts! Dort sehe ich schon das Licht im neuen Krug bei Meldorf schimmern, gewiß ist Metta noch wach und sitzt bei der kranken Muhme am Bette. Sie muß uns einen Labetrunk reichen, und will sie uns nicht im Guten einlassen, so stürmen wir die Kneipe; es ist ja Krieg!

Ein Pferd! ein todtes Pferd mit Sattel und Zeug! he Kameraden! Wo ein gesatteltes Pferd ist, kann auch der Reiter nicht fern sein! so rief auf einmal Peter Krummbein aus und lockte die zerstreuten Bauern zusammen. Tief in dem Sumpfmoor versunken lag wirklich ein Pferd auf der Stelle; es war des jungen Königs Pferd, das sich mit dem Kopfe tief in den sumpfigen Boden gedrückt und den Tod durch Erstickung gefunden hatte. Die Bauern schnallten Sattel und Zeug ab, nahmen es mit, ließen das todte Thier liegen und beeilten sich, aus dem Sumpfloche zu kommen und festen Boden zu gewinnen. — Gewiß ist der Reiter entkommen und hat

den Weg zu Fuß nach dem neuen Kruge eingeschlagen, wohin ihn das Licht gelockt haben mag. Wenn es der König wäre! Laßt mal die Satteldecke sehen, es ist gerade sternhell genug, um das Wappen darauf zu erkennen. So redete Peter Krummbein zu den Bauern und bemühete sich, die Figuren auf der feinen Decke zu erkennen. Da schrien mehrere Stimmen zugleich: In jeder Ecke eine Krone, eine Königskrone! Das war des Königs Pferd und kein anderes. Vorwärts nach dem neuen Krug! Halt! sagte Peter Krummbein: was soll der ganze Troß im Kruge? Kann er nicht eben so gut den Krug vorbei nach dem nahen Dorfe und in irgend ein Haus gegangen sein? Hier im Kruge wird ihn uns Metta, wenn er da ist, schon ausliefern, sobald wir ihr sagen, daß er ihrem geliebten Reimer den Kopf gespalten hat! Schweigend bewegte sich der Bauerntroß auf der Straße fort, am Kruge aber trennte man sich, Einige gingen hinein, Andere in einzelnen Trupps nach dem Dorfe.

3.

Im neuen Kruge bei Meldorf herrschte Todesstille. Es war Mitternacht. Die alte Lore Kriechel, Metta's Muhme, lag mit dem Tode ringend auf dem Siechbett, zu dessen Häuptern

Metta, neben dem Bett aber eine schon bejahrte Wärterin saß. Das Licht brannte hell im Zimmer, war aber, um die Kranke nicht zu blenden, mit einem Schirm versetzt, so daß der Schein mehr auf's Fenster fiel. Metta stand auf und ging vor die Hausthür, um sich durch die frische Luft anwehen und den Schlaf, der sie übermannen wollte, vertreiben zu lassen. Da schien es ihr, als ob auf der Straße her ein Reiter langsam einherkomme. Das sind keine Bauern, sprach sie heimlich zu sich: die gehen zu Fuß und würden mehr Lärm machen. Sie trat, als der Reiter näher kam, hinter die Thür, meinend, er werde vorüberziehen, da hörte sie leise sprechen. Kommt nur, Reventlow! — sagte eine jugendliche Männerstimme — hier sind noch keine Bauern, die würden nicht so ruhig sein, ich kann nicht weiter, der Durst drückt mir die Kehle zu. Vielleicht finden wir eine mitleidige Seele, die uns, ohne uns zu verrathen, beherbergt und uns einen Labetrunk reicht. Ach! Reventlow, mir ist sehr schlimm!

Metta sprang, ohne sich zu besinnen, hinter der Thür vor und stand gerade vor dem Eingange des Hauses, als der Reiter, dessen Pferd ein Fußgänger führte, abstieg.

Kommt nur, Ihr Herren! getrost herein! redete sie die beiden Männer an — Ihr findet hier keine Bauern, wohl aber eine mitleidige Seele, die Euch gern beherbergt und Euch auch gern einen Labetrunk

reicht. Folgt mir, ich werde vorausgehen und Euch ein Plätzchen anweisen, wo Euch Eure Verfolger gewiß nicht finden sollen! Der Graf wollte Bedenklichkeiten machen, aber der König gebot ihm Schweigen und folgte seiner Führerin. Metta schloß im hintersten Theile des Gehöftes einen Stall auf, hieß die Männer mit dem Pferde hineingehen und sagte: Verhaltet Euch still! Ich werde vorn wieder zumachen und Euch einen Imbiß bringen. Es war ein mit Stroh angefüllter Stall, wo sich der König mit dem Grafen befand, und Letzterer konnte sich der Aeußerung nicht enthalten: Wie, wenn wir hier gefangen wären?! Pfui über Euer Mißtrauen! sprach der junge König — die Stimme der jungen Dirne war so wohllautend, daß ich keinen Verrath fürchte! seid nur vorsichtig, wenn sie wiederkommt und sparet Eure Devotion, daß sie in mir nicht den König wittert, denn das könnte sie doch verleiten!

Metta kam mit einer Laterne in der einen, mit einem Kruge Meth in der andern Hand und in der Schürze trug sie Brod und Speck. Da nehmt, sagte sie — brach ein Stück Brod in zwei Theile und gab das eine dem Könige, während sie das andere Stück verzehrte. Nun werdet Ihr doch beruhigt sein — fuhr sie fort: daß ich Euch nicht verrathe; möget Ihr sein, wer Ihr wollet! Ihr kennet gewiß die Landessitte, daß man sicher vor Verrath ist, wenn man mit seinem Wirth das Brod

theilt! Der königliche Jüngling aß und trank, kniff das schöne Mädchen in die Wangen und sagte: Wir sind, wie Du siehest, Ritter und aus des Königs Gefolge, also nach Eurem Urtheil Feinde der Bauernschaft; aber ich vertraue Dir, schönes Kind, daß Du uns, wenn auch Bauern kommen und uns suchen sollten, nicht verrathen wirst!

Metta legte die Hand auf die Brust und sprach im feierlichsten Tone: Ich danke Euch, junger Herr, für Euer Vertrauen! Ihr sollt Euch nicht in mir täuschen, denn ich werde Euch nicht verrathen, wenn Ihr auch mein ärgster Feind sein solltet! Das schwör' ich Euch! Sie sah den beiden Rittern mit Wohlgefallen zu, wie sie es sich schmecken ließen, wies ihnen auf weichem Gerstenstroh ein Lager an, warf dem Pferde Heu vor und entfernte sich mit den Worten: Das Licht könnet Ihr brennen lassen, wenn es Zeit ist, werde ich Euch rufen! Sie war gerade im Begriff den Stall zu verlassen, als vorn am Hofe stark geklopft und von mehreren Stimmen zugleich gerufen ward: Aufgemacht, aufgemacht! Eure Freunde, die Bauern sind da! Im Nu löschte sie das Licht aus, schloß den Stall sorglich zu und kehrte auf den Zehen in das Wohnzimmer zurück. Hier öffnete sie ein Fenster und rief hinaus, daß sie sogleich öffnen werde. Peter Krummbein mit vier andern bewaffneten Bauern trat ins Zimmer, sie grüßten die Jungfrau und sagten: Ist Niemand

von den Königlichen da gewesen? Ehe Metta, welche gerade das Gesicht auf das der Muhme gebeugt hatte, um zu hören, ob sie noch athme, antworten konnte, sagte die aus dem Schlaf auffahrende Wärterin: Nein, Peter! wir sitzen die ganze Nacht durch hier und warten auf der Lore letzten Athem, darum sprich leise und verbiete Deinen Leuten dort das laute Getratsche! Metta hatte nicht nöthig zu antworten, sie reichte dem jungen Bauer die Hand und wischte sich mit der Schürze die Augen, denn Lore war eiskalt und hatte ausgelitten. Ach, Peter! — sagte sie nach einem langen Seufzer — meine Muhme ist todt; Gott, was wird aus mir werden! Ist sie todt? — sprach Peter, so beklage ich Dich doppelt, denn auch der ist todt, den Du im Leben am liebsten hattest, und der gewiß für Dich gesorgt haben würde, wenn er Dich auch nicht heirathen durfte.

Haben ihn die Söldner des Königs erschlagen? fragte Metta und drückte beide Hände vor die Augen.

Der König, der junge wahrhaft schöne König hat ihm mit eigener Hand den Kopf gespalten, als ihn Reimer vom Pferde herunterlangen und gefangen nehmen wollte! Der lange Klaus hat die Leiche auf einen Feldrain getragen, damit sie im Finstern von der heranrückenden Ritterschaft im freien Wege nicht durch die Hufe der schweren Pferde zerstampft werde. Der ganze Kopf soll, wie Klaus erzählte, von oben herab bis zum Halse gespalten und in zwei

Theile gehalbt sein. Hu! der arme unglückliche Reimer! Was hat's nun dem alten Dulk geholfen, daß er dem einzigen Kinde verbot, Dich zu freien?

Still! still! — sagte Metta traurig — ihm ist wohl in der ewigen Ruhe, ich werde ihm und der guten Lore gewiß bald nachfolgen. Aber sage mal Peter! kennst Du den jungen König? hast Du ihn gesehen?

O! — sprach der junge Bauer — warum sollte ich den nicht kennen?! Er ist so lang wie Klaus, aber schlank wie eine Tanne und sein goldgelbes Haar hängt in langen Flechten an den vollen und rothen Wangen herab; die Oberlippe beschattet ein kaum sichtbares blondes Bärtchen. Warte, König Johann, sagte Metta für sich und ein dunkeles Rachefeuer umleuchtete die verweinten Augen. — Ist der König etwa hier im Kruge? Sprich, Metta! gönne mir den Fang, welchen ein reicher Lohn und der Dank der ganzen Bauernschaft krönen wird!

Wie sollte er hierher kommen? sprach Metta, sich von ihrem Schreck erholend und eingedenk ihres, den beiden im Stall verborgenen Rittern gegebenen Versprechens, sie nicht zu verrathen.

Aber er kann noch kommen — sagte Peter — denn wir haben sein todtes Pferd gefunden, die Kronen auf der Satteldecke haben es uns verrathen. Darum kommt Freunde! — sprach er zu den am Tische sitzenden Bauern — laßt uns zur weitern Verfolgung auf-

brechen! In einer Stunde sind wir wieder hier, Metta! Sollten königliche Reiter oder der König gar selbst kommen und einen sichern Versteck hier suchen, so nimm sie freundlich auf und verwahre sie, bis wir wieder kommen. Vorwärts, Freunde! Als Peter Krummbein mit seiner kleinen Mannschaft abgezogen war, verriegelte Metta das Thor, entließ die Wärterin ihrer Wache am Sterbelager der Muhme und hieß sie sich zu Bett legen, sie selbst aber begab sich mit der Laterne in den Stall, wo beide Ritter auf dem weichen Gerstenstroh lagen und fest eingeschlafen waren. Sie beleuchtete den jungen Ritter, und stieß ihn mit dem Fuße an die schweren Sporen und rief: Auf, auf! König Johann! der Feind nahet. Euer Roß ist getränkt, eilt, daß Ihr fortkommt, wenn Ihr den Bauern nicht in die Hände gerathen wollt! Der König fuhr erschrocken empor, faßte die schöne Bauerdirne beim Arme und sagte: Woher weißt Du Mädchen jetzt, daß ich der König bin, und Du mich doch vorhin nicht zu kennen schienest? O, ich weiß mehr, König Johann! ich weiß, daß Ihr meinen Geliebten, den mir einst verlobten Reimer Heinders erschlagen, daß Ihr ihm den Kopf gespalten habt, als er Euer Pferd am Zügel faßte und Euch gefangen nehmen wollte!

War jener junge Held, der die Bauern führte und den ich allerdings im Kampfe getödtet habe, Dein Verlobter? Sieh, Mädchen, das konnte ich nicht

wissen. Wirst Du mich jetzt verrathen und mich den Bauern, meinen Feinden ausliefern? oder hast Du ihnen schon meinen Aufenthalt — Still, still! kein Wort mehr, König Johann! — sagte Metta — fürchtet nicht, daß ich die Pflichten der Gastfreundschaft verletze! Aber eilt, daß Ihr fortkommt! ehe eine Stunde vergeht, werden die Bauern wieder hier sein, und leicht könnten Euch die Spuren vom Hufstritt Eures Rosses verrathen. Folgt mir! ich werde Euch einen Weg zeigen, auf welchem Ihr ungesehen zu den Eueren kommt. Auf! machet rasch! — König Johann vertraute der schmucken Bauerdirne, ergriff ihre Hand und ließ sich durch eine enge Pforte nach dem Garten geleiten, aus welchem eine Zaunluke ins Freie führte. Hier entzog sie ihm ihre Hand und wünschte ihm Glück zum guten Fortkommen. Nein, sagte der König — und faßte noch einmal des Mädchens Hand — Du mußt mir Deinen Namen sagen, damit ich weiß, wem ich meine Rettung zu danken habe, um Dir einmal den Liebesdienst lohnen zu können!

Ich heiße Metta und wohne im Krug hier bei der Muhme, die aber als Leiche im Siechbett liegt; wohin mich das Schicksal von hier treiben wird, weiß ich selbst nicht, denn ich muß wieder als Magd dienen und habe als arme Waise keine lange Wahl.

Leb wohl, schöne Metta! sagte König Johann, schwang sich auf Pferd und schlug den ihm bezeichneten Weg ein. Es war die höchste Zeit, daß er sich

fortgemacht, denn kaum befand sich Metta wieder im Wohnzimmer und räumte die Tische ab, als ein großer Trupp Bauern ankam, der die traurige Nachricht mitbrachte, daß die Königlichen die Bauern besiegt und zerstreut hätten, daß aber der König selbst nicht beim Heere, also gewiß in der Gewalt der Bauern oder sonst wo versteckt sei. Hier — donnerte der lange Klaus das Mädchen an — ist es nicht richtig, es führten Hustritte aus dem Gehöft, laßt uns suchen! Die Dirne kann uns täuschen, weil ihr vielleicht ein königlicher Lohn verheißen worden ist! Elender Bauer, sprach Metta, denkst Du, ich könne mich durch einen Lohn zum Verrath blenden lassen? Würde der König Johann als Flüchtling dieses Haus betreten und mich um eine Nachtherberge gebeten haben, er würde aufs gastlichste von mir aufgenommen und frei und unangetastet entlassen worden sein, ob er mir schon deshalb der verhaßteste Feind ist, daß er meinen geliebten Freund erschlagen hat! Vergebens ließ Klaus das ganze Gehöft durchsuchen und mußte endlich mit seinen Genossen abziehen, weil eine ausgestellte Wache die Nachricht brachte, daß sich in der Ferne königliche Kriegsvölker zeigten, die gerade nach dem neuen Kruge anrückten. Aber die Königlichen umzogen den Krug und marschirten gerade dem Tausendteufelswerfte zu, wo sie am folgenden Tage die Bauern zu einer Kapitulation

zwangen, in welcher sich diese der Krone unbedingt unterwarfen.

4.

Monate waren vergangen. Reimer Heinders, der zwar vom Schwerte des Königs hart getroffen, aber nicht getödtet worden war, trauerte gesund und kräftig unter dem schmachvollen Drucke der königlichen Gewalt, unter welcher mit ihm alle Bewohner des Landes, am meisten die ditmarsischen Bauern, seufzten; denn die Söldner des Königs, aus Dänen, Schweden und Norwegern bestehend, lagen zu starken Haufen in Stadt und Land und hemmten jeden friedlichen und freundlichen Verkehr. Metta, von der alten Base zur Universal-Erbin eingesetzt, befand sich im neuen Krug als Eignerin und gedachte ihres geliebten Heinders, der, wie sie hörte, mit dem Vater einen harten Kampf gekämpft und zuletzt geschworen hatte, sich nie zu verehelichen, wenn auch der Stamm der Heinders mit ihm untergehen sollte.

Eines Tages saß Metta mit einer jungen Bauerdirne vor der Thür ihres neuen Besitzthums und drehete fleißig die Spindel, als auf der Straße eine Staubwolke emporwirbelte und das Herannahen eines Reitertrupps verkündigte, was die beiden Mädchen nicht eben sehr wunderte, da fast täglich königliche

Reiter das Land durchzogen, um, wie es hieß, das trotzige Bauernvolk in Zaum und Respekt zu halten. Diesmal bestand der sich nahende Zug aus einer langen Doppelreihe zierlich geschmückter und mit den königlichen Farben versehener Ritter, an deren Spitze Metta alsbald den jugendlichen König Johann erkannte. Zu ihrem großen Erstaunen hielt er am Kruge sein Roß an, sprang aus dem Sattel und faßte der Jungfrau Hand, ehe sie sich dessen versah.

Wie geht Dir's? schöne Metta! bist Du mit Deinem Schicksal zufrieden? redete sie der königliche Jüngling freundlich an.

Ich stehe unter dem Schutze des Allerhöchsten und ertrage die Leiden des Lebens in Demuth, antwortete das Mädchen, dem Könige sanft ihre Hand entziehend.

Sprich frei und offen mit mir, Metta! Du bist nicht glücklich; er junger Bauer hat mir erzählt daß Dein Geliebter, den mein Schwert traf, zwar lebe, daß aber sein harter Vater Eure Verbindung an eine Bedingung geknüpft habe, die schwer zu erfüllen sei. Ich komme, Metta, Dir für den mir erwiesenen Liebesdienst einen Lohn zu bieten! Sprich frei und offen. Ich werde Dir Alles gewähren, was in meinen Kräften steht, denn meine Macht ist jetzt wieder groß, größer als sie je war.

Metta schwieg einige Augenblicke, dann blickte sie den König mit leuchtenden Augen an und sagte:

Ihr könntet mir helfen, gnädigster Herr, aber ich begehre keinen Lohn für das, was ich an Euch gethan Gut, sprach der König, so sage mir Metta! wie lautet die Bedingung, an deren Erfüllung der Vater Deines Geliebten Eure Vereinigung geknüpft hat?

Metta schwieg und senkte den Blick verlegen zu Boden. Da ward der junge König unwillig, stampfte mit dem Fuße auf den Boden und sagte: Ich befehle, Dir, Metta, als Dein König und Herr, mir die Bedingung frei und wahr zu sagen.

Es sei, Majestät! Ihr habt befohlen und die niedrige Magd muß gehorchen. Dulk Heinder, meines Verlobten Vater hat geschworen, daß sein Sohn, Reimer, nur dann mich als seine Hausfrau bringen dürfe: wenn ich ihm so viel Land zubringen würde, als man von Sonnen-Aufgang bis zu deren Niedergang mit einem Paar Pferden umpflügen könne. Wie könnte ich aber Euch, Majestät, um so Vieles bitten.

Oho, sagte der König, wenn es weiter nichts ist! Hier vor diesen Rittern gebe ich Dir mein königliches Wort: So viel Du mit zwei starken Pferden vom Aufgange bis zum Niedergange der Sonne Land umpflügen wirst, das soll Dir zu Ehren Mettawarf heißen und Du sollst so frei darauf wohnen, wie der edelste Reichsfürst in seinem Lande wohnt!

Das ist ein Wort, mein königlicher Herr, das Euch nie gereuen möge!

Morgen beginnst Du das Werk, aber nur Du und Dein Verlobter, nur Ihr Beide mögt den Pflug führen und die Rosse leiten! Morgen beim Niedergang der Sonne bin ich am Gehöft Deines Schwiegervaters Dulk Heinders und werde Dich mit dem umpflügten Lande feierlich belohnen! Wie Du dort aufgenommen wirst, das mag Deine Sorge sein. Auf Wiedersehen!

Der König schwang sich auf sein Pferd und sprengte mit seinem Gefolge davon.

Am folgenden Tage, ehe die Sonne aufging, erschien Metta auf der Grenze von Dulk Heinders Feldmark mit dem Pfluge und zwei starken Pferden, ließ den Verlobten rufen und bat ihn, den Pflug zu handhaben, während sie die Rosse lenkte. Zwei Ritter von des Königs Gefolge ritten als Begleiter nebenher. Aber Reimer Heinders erstaunte eben so sehr, wie die beiden Ritter, als die Jungfrau nicht umlenkte, sondern eine lange Furche zog, einen großen Strich Landes umkreiste und mit dem Untergang der Sonne von der entgegengesetzten Seite her an der Stelle eintraf, wo sie am Morgen ausgezogen war. In dem Bereich des umpflügten Bodens befand sich alles Land von Dulk Heinders Gehöfte bis nach Lütjenholm und eine große tiefe Furche bezeichnete die Grenze. Noch ehe Metta an Dulks Gehöfte wieder eintraf, kam der König an und sah mit Erstaunen, wie das kluge Mädchen

sein Wort gedeutet und welches große Landstück sie sich zugeeignet hatte.

Metta nahete sich mit Ehrfurcht und redete ihn an: Zürne mir nicht, König Johann! Dieses Stück Land habe ich Dir entrissen und baue auf Dein königliches Wort. Nur freie Menschen sollen darauf wohnen! Gott sei mit allen Ditmarschern! Ich habe das Meinige gethan.

Amen! sprach der König: Mettawarf bleibt ein freies Lehen und Alle, die darauf wohnen, sollen frei sein, wie der edelste Reichsfürst in seinem Lande.

Dulk Heinders erschrak, als er von dem, was geschehen war, hörte und gab zur Verehelichung seines Sohnes Reimer mit der nun nicht allein schönen, sondern auch reichen Metta seinen Segen.

Taubert, der uns diese Erzählung in einer Abschrift mitgetheilt hat, ist so glücklich gewesen, die noch daselbst existirende Nachkommen der Familie Heinders kennen zu lernen und alle Glieder derselben sind stolz auf ihre glorreiche Ahnfrau Metta, deren Bild noch heute in dem Wohn- und Gastzimmer des neuen Kruges bei Mettawarf unter Glas und Rahmen zu schauen ist. Das große Dorf im Ditmarsischen bestehet ebenfalls noch, obschon kein König demselben die Freiheiten und Gerechtigkeiten zugestanden hat, womit es einst der hochherzige Johann

in seiner Jugend begnadigte. Die ditmarsischen Bauern seufzen, wie alle Bewohner von Schleswig-Holstein, unter dem schmachvollen Joch der Dänen und hoffen ihrer alten Freiheiten nur dann wieder theilhaftig zu werden, wenn ihre deutschen Brüder an der ihnen zugesagten Treue festhalten und mit Gewalt der Waffen das Dänenjoch zertrümmern. Die Zeit wird es uns lehren, ob das deutsche Volk den alten Ruhm der Redlichkeit bewahren, seinen Schleswig-Holsteinschen Brüdern zu ihren Rechten verhelfen, oder ob es treulos seine siegreichen Schaaren wieder abrufen und das stammverwandte Land seinem Schicksale überlassen werden. Wir glauben, daß es unter allen deutschen Stämmen keinen einzigen gibt, der nicht gern das unglückliche Schleswig-Holstein aus der Tyrannei des Dänenreichs erlösen möchte; aber wir zweifeln an der glücklichen Ausführung eines so edlen und ruhmvollen Willens, indem sich uns die Frage aufdrängt: Kann das Volk seinen Willen geltend machen, so lange es Fürsten giebt, welche diesem Willen entgegen sind und ihm nur darum widerstreben, weil er ein Volkswille ist? — Doch Muth! Du gebeugtes Volk von Schleswig-Holstein! Einmal wird doch eine Zeit kommen, wo der Wille des Volks, der die Schicksale der Völker bestimmende, weil er der stärkste ist und weil das deutsche Volk nimmer vergessen wird, was man ihm einst angethan, wie man seinen

redlichen Willen mit Waffengewalt gebeugt und erdrückt hat. — Das Volk ruht und schweigt, aber nur, um neue Kräfte zu sammeln; doch vergessen und vergeben die Schmach, die man ihm anthat — nein, das kann das deutsche Volk nicht. Es wird sich wieder erheben, seine Brüder in Schleswig-Holstein rächen und erlösen, denn die Rache ist dem Volke eine süße Frucht und das Erlösungswerk gebietet die Bruderliebe. Amen!

Die Aeolsharfe.

Eine durch noch lebende Zeugen als wahr bekundete Begebenheit.

Das Jahr 1848 hat manchem Lande, manchem Volke, ja manchem Fürsten tiefe, unheilbare Wunden geschlagen; aber es hat auch manches Böse über die Seite gebracht und kann als ein Sturm betrachtet werden, der, von Gott gesandt, die Luft des Welt alls reinigte und noch immer mit wohlthätigem Flügelschlage über die Fluren rauscht. Der Sturm der aus Westen über Deutschland hereinbrach, zuerst in Wien dann in Berlin zündete, und seine Blitze fast über alle deutsche Residenzen schleuderte, scheint, sich gelegt zu haben; nur aus der Ferne noch hört man sein Brausen. Wer möchte jedoch behaupten wollen, daß er nie wiederkehren, daß er seine Kraft seine Wuth und seinen Grimm verloren haben sollte! Wohl unsern Enkeln und Urenkeln, wenn wir muthig

den Zeitensturm aushalten, sie werden den Lohn unserer Thaten empfangen und unsere Namen werden als theuere Andenken in ihren Herzen ruhen.

Als sich der Sturm, nach den verhängnißvollen Märztagen, in Berlin gelegt, der gutherzige König vergessen und vergeben und dem Volke in der angebahnten Verfassung eine Bürgschaft für die glückliche Zukunft verliehen hatte, da begann es erst gewaltig in den kleineren Nachbarstaaten zu brausen und Volk und Fürsten, Minister und Volksvertreter, Bürger und Staatsdiener, Adel und Priesterthum, genug alle Stände geriethen in einen politischen Wirrwarr, der nur mit dem Alexander-Schwerte zerhauen werden konnte. Am tollsten stürmte es in Thüringen und den nahe gelegenen kleineren Ländern. Der Herzog v. Altenburg, schon lange den Bewohnern dieses reich gesegneten Ländchens wegen des unverhältnißmäßig großen Aufwandes, welchen sein Hof machte, mißliebig, hatte sich vor der Wuth des ergrimmten Pöbels geflüchtet und ward genöthigt, das Schloß zu verlassen und einen Zufluchtsort außerhalb der Residenz zu suchen, bis er auf den glücklichen Gedanken kam, zu Gunsten des Erbprinzen Georg, welcher in Eisenberg wohnte, zu entsagen. Dasselbe Schicksal hatte der Fürst Reuß von Ebersdorf und Gera, sonst ein vortrefflicher Regent, auch haushälterisch und sparsam, aber mißliebig wegen anderer Eigenschaften, welche das Volk mißdeutete. Er be-

sann sich nicht lange, verließ rasch, wie er stets zu handeln pflegte, seine Staaten und zog sich in das Privatleben auf eins seiner Güter im Königreich Sachsen zurück.

Noch ehe beide genannte Fürsten der Regierung entsagten, als das Landvolk sich mit den Bewohnern von Gera und Altenburg vereinigt hatte und mit feindseligen Demonstrationen gegen die Schlösser der Gewalthaber anrückte; als das Wort Republik das Feldgeschrei der Demokraten und die Vogelscheuche der Aristokratie war, da loderte auch in den genannten Städten, sowie in ganz Thüringen die Brandfackel des Aufruhrs hoch empor. Man hätte von Seiten der Fürsten und Regierungen des Volkes Unwillen beruhigen, die in eine wilde Lust ausgeartete Zügellosigkeit bekämpfen und mit leichter Mühe gesetzliche Ordnung und Ruhe im Lande herstellen können, wenn man die Märzverheißungen rasch erfüllt und dem Volke nach und nach bewilligt hätte, was es so sehnlich verlangt; weil man von Seiten der Regierungen solchen Erwartungen nicht entsprach, vielmehr Truppen gegen das Volk führte, so konnte es nicht fehlen, daß das vom Freiheitsschwindel ergriffene Volk die Dämme zu durchbrechen und hie und da jede Gelegenheit, Exzesse zu unternehmen, zu benutzen suchte. In den Städten Gera und Altenburg, welche nur drei Meilen von einander entfernt liegen, waren es nicht nur die Stadtbewohner, welche

in bewaffneten massenhaften Haufen vor die Schlösser ihrer Fürsten rückten und gebieterisch eine ihren Wünschen und des Landes Bedürfnissen entsprechende Verfassung forderte; nein, auch die Landbewohner, die Bauern, ein eben so körperlich starker, als geistig trotziger Menschenschlag, rotteten sich zusammen, drangen, von den Bürgern begünstiget, gerufen und willkommen geheißen, in die Städte und verbreiteten überall Furcht und Schrecken, denn sie stürmten, von vertrauten Männern geführt, zuerst in die Wohnungen der ihnen und dem ganzen Volke verhaßten Beamten und verschonten in blinder Wuth weder Person noch Sache. Der Name Erbe, eines Altenburger Advokaten, war die Losung zu stets neuen Demonstrationen; dieser unruhige, nur in Wühlereien und Verdächtigungen lebende junge Mann von höchst zweideutigem Charakter, der sich gern berühmt und seinen Namen klangvoll machen wollte, flog, einer Zündrakete gleich, von Stadt zu Stadt, von Dorf zu Dorf und setzte die ruhigsten Köpfe der harmlosen Landbewohner durch begeisternde Reden in Feuer und Flamme. Endlich mußte aber doch der ausgetretene Strom in sein Bett zurück: von allen Seiten rückten Reichstruppen an, Altenburg und Gera wurden von sächsischen und hannoverischen Völkern besetzt. Die Altenburger erschwerten dem Militär den Einzug in ihre Stadt, indem sie auf dasselbe feuerten, die geregelte Taktik trug indeß bald den Sieg davon

und in wenig Tagen war jede Spur von Unordnung verschwunden, freilich mit persönlicher Aufopferung beider Fürsten, welche, wie oben bemerkt worden, freiwillig dem Regiment entsagt hatten.

Wir führen nach dieser Einleitung unsere Leser in das freundliche Gera, eine Residenz- und Handelsstadt mit etwa 16000 Einwohnern, in einer höchst anmuthigen Gegend gelegen, von romantischen Hügeln und Bergen begrenzt und auf der einen Seite von der Weißen-Elster umspült. Gera ist vor ungefähr 70 Jahren total abgebrannt, seit der Zeit ganz neu wieder aufgebauet, hat regelmäßig gerade Straßen, schöne Plätze und zeigt sich dem Fremden in einem reizenden Gewande. Die Bewohner der Stadt sind lebensfrohe, gute Menschen, welchen der Wohlstand im Handel und Wandel ein sorgenfreies Dasein gewährt; der Fremde wird in jeder Familie, an jedem öffentlichen Orte und von Jedermann gastfrei aufgenommen und mit besonderer Aufmerksamkeit behandelt; ein Umstand, der stets viele Fremde zuführt, welche diese Artigkeit und Zuvorkommenheit um so angenehmer überrascht, als sie gewöhnlich über Altenburg und Zeitz kommen, wo jeder nicht Einheimische mit dünkelhafter Anmaßung gemustert und über die Achsel angesehen wird. In Altenburg ist es der Hof, welcher einen wuchernden Adel groß gezogen und der allgemeinen Geselligkeit entwöhnt hat; in Zeitz ist es das alte spießbürgerliche Zopfthum,

das sich noch immer geltend macht, und die winzige Zahl aufgebläheter Beamten, welche ihren Stolz in hohlen Titeln und Ehrenstellen finden und zu welchen allenfalls ein nicht weniger aufgebläheter Schulmeisterstand gelassen wird. In Gera findet der Fremde, wenn er die Drangsale der Altenburger Aristokratie und das Elend der Zeitzer Kleinstädterei hinter sich hat, den freien, ungezwungenen Umgangston des Großstädters wieder und wird in stets angenehmer Gesellschaft der fatalen Erinnerung an die beiden genannten Städte bald ledig. — Wir bleiben daher in Gera und datiren von da unsere Erzählung.

Was stellt sich nur der blasse junge Mensch täglich unserm Laden gegenüber und blickt mit den schwarzen feurigen Augen durch die Fensterscheiben, als ob er ein feindlicher Spion wäre und die Geschütze einer Festung zählen wollte! Unsere Waare ist zwar alle des Ansehens werth und findet schwerlich in der Stadt Ihresgleichen; aber nur ein Sachverständiger kann Interesse daran nehmen und ein Bäcker oder Conditor scheint mir der Fremde durchaus nicht zu sein, dazu sind seine Hände zu klein und die Finger zu schwach. — Ich will nicht hoffen, Pauline! daß hier ein Einverständniß Deiner Seits obwaltet und daß Du Dich zur Zielscheibe der Betrachtung eines Jünglings machest, der Dich an öffentlichen Orten austrägt und sich wohl Deiner Gunst und Zuneigung rühmt! — Vater! wie kannst Du nur einem

solchen Gedanken Raum geben? Hab' ich mich doch eben so wie Du lange über den Fremden gewundert, der bald im schwarzen Palletot, bald in der hannoverschen Jäger-Uniform unserm Laden gegenübergestanden und Etwas in seiner Schreibtafel notirt hat. Wenn er die Tafel ein wenig eingesteckt hatte, kam er jedesmal an den Laden und kaufte zwei Sahnenbrödchen, die er stets mit Kenneraugen prüfte und unter der großen Menge immer als die schönsten aussuchte. Gewiß ist der junge Krieger ein Bäcker und will die Zeit seines Aufenthaltes hier zur Bereicherung seiner Kenntnisse benutzen. Soll ich denn deßhalb jedesmal aus dem Laden gehen, wenn der Mensch kommt, und die Kunden stehen lassen oder den Bummlern die Waare preis geben?

Na, sei nur ruhig, Kind! Fragen durfte ich doch. Es soll mir eine Aufgabe sein, das Treiben und Wesen dieses jungen Mannes, der von sehr guter Familie zu sein scheint und mir nicht mißfällt, kennen zu lernen. Man kann nicht wissen. Vielleicht hat er doch ein Auge auf Dich. Das soll mir nicht schwer werden, zu erforschen. Ist es so, dann wird er es mir nicht übel nehmen, wenn ich ihm gerade heraussage, daß es in der kleinen Stadt auffalle, sich dem Laden eines Hauses gegenüberzustellen, in welchem sich ein Mädchen aufhält, das ihren guten Ruf nicht verdächtigen lassen darf.

So redete im Sommer 1849 der Bäckermeister

Weiland mit seiner einzigen Tochter Pauline, einem jungen neunzehnjährigen Mädchen, das in ganz Gera für eine gar schöne Blume galt und schon seit länger als einem Jahre der Bewunderer und Freier genug, das aber bisher harmlos sein junges Herz vor jedem Eindruck verwahrt hatte. Pauline war eine schlanke Hebegestalt, mit vollen und runden Formen, einem äußerst zarten und regelmäßigen Gesicht, auf welchem blaßrothe Röschen blüheten, eben so sittlich und fromm erzogen als geistig gebildet und kannte keine andere Liebe, als die zu ihrem würdigen Vater und der seit einigen Jahren stets siechen Mutter. Sie hatte jeden Morgen den Laden zu beaufsichtigen, in welchem sie seine Bäckerwaare verkaufte, am Nachmittage löseten sie abwechselnd die Eltern ab. Am Morgen war der Laden gewöhnlich voll jungen Kaufdienern, Gymnasiasten, Künstlern und anderen ehrbaren Jünglingen, welche weniger das feine Gebäck, als der reizende Mädchenkopf mit den blauen Augen und langen blonden Haarflechten anlockte. Pauline war gegen Jedermann höflich und freundlich, lachte mit, wenn Jemand mit Anstand scherzte und schien sich ihrer Vorzüge gar nicht bewußt zu sein, indem sie stets im einfachen Hauskleide, nie geputzt erschien.

Kaum hatte sich der Bäcker an jenem Tage, wo er das nun erzählte Gespräch mit seiner Tochter geführt, entfernt, um mit seiner Gattin den Kaffee zu

genießen, als der junge Fremde vor den Laden trat und, wie gewöhnlich, zwei Sahnenbrödchen kaufte. Er hatte nie mit Pauline gesprochen, sich stets rasch wieder entfernt und trieb daher dem Mädchen alles Blut ins Gesicht, als er sie nach Empfangnahme der Waare fest ansah und die Frage an sie richtete: ob und wann er das Vergnügen haben könne, ihren Herrn Vater zu sprechen? Sie wußte die Frage vor Schreck nicht sogleich zu beantworten und wurde nur noch verlegener, als der Jüngling ihre Hand ergriff und mit wehmüthig bittendem Tone die Frage wiederholte.

Pauline hob das gesenkte blaue Auge empor, sah den Frager einige Augenblicke lang an und erwiderte: Mein Vater ist stets zu sprechen, er giebt keine Audienzen, wie ein Minister oder andere Beamte; jetzt treffen sie ihn mit der Mutter beim Kaffee, den Nachmittag hier im Laden.

Ich werde den Nachmittag kommen, sprach der Fremde und eilte davon.

Pauline zitterte am ganzen Leibe; sie hörte ihr Herz schlagen und es war ihr zu Muthe, als ob sie etwas Böses gethan hätte oder zu thun beabsichtigte. Erst, als nach dem Mittagsessen der Vater sie im Laden ablöfete, sagte sie ihm des Fremden Anliegen.

Mädchen, Mädchen! sprach der Vater, und trat vor die Tochter, welche von Neuem erröthete: das ist seltsam! Warum kam der junge Mensch

nicht gleich, als Du ihm sagtest, daß ich mit der Mutter Kaffee trank? Gesteh' es mir, Pauline, der Mensch hat Absichten und Du weißt darum!

Vater! entgegnete Pauline gereizt: habe ich Dich jemals belogen? könntest Du mir zutrauen, daß ich eine Lüge sagen sollte?

Aber, nahm Meister Weiland das Wort: was mag der junge Mensch anders wollen, als um Dich werben? Vielleicht ist er eben so reich, als er aus guter Familie zu sein scheint. Sag! Pauline! könntest Du ihn lieben, dürfte ich Ja sagen, wenn er vor mich hinträte und spräch: Meister Weiland! ich liebe Ihre Tochter; ich verlange weder Geld noch Gut, denn ich bin reich und angesehen und kann über meinen sittlichen Wandel die bündigsten Zeugnisse bringen; geben Sie mir Ihr Kind zur Gattin! ich kann nicht ohne ihren Besitz glücklich sein! Na, was soll ich antworten, wenn er so spricht? wenn er sich über Stand, Vermögen und sittlichen Werth genügend ausweist? Soll ich ihm sagen: Mein Kind ist zwar noch frei und hat noch keine Wahl getroffen; aber ich habe einen Mann für sie, der mir unter allen Anderen gefällt, weil er mein Gewerbsgenosse ist und mein Geschäft fortführen wird? Soll ich so sagen und den jungen Unbekannten abweisen?

Und ich sollte den Bäcker Schmidt heirathen, der mir nur darum seine Sündenhand bietet, um sich durch mich in ein Geschäft einzuschmuggeln, das

seinen Mann nährt und ihm ein sorgenfreies Dasein verheißt? Nein, guter Vater, thue, was Du willst. aber dem rohen, heimtückischen Schmidt opfere Dein einziges Kind nicht auf. Würdest Du es dennoch thun, so würde ich Dir zum erstenmal im Leben ungehorsam sein müssen, denn an Schmidt laß' ich mich nimmermehr verkuppeln.

Na, nur ruhig! sagte Weiland: so schnell wirbt ein Fremder nicht um eine Geraer Bürgerstochter und ein Geraer Bürger wirft seine edelste Perle im schwer errungenen Bürgerkranze nicht den ersten besten Abenteurern hin. Nein, Meister Weiland hat zu lange gelebt, als daß er nicht wissen sollte, wie er handeln müßte, um nicht fehl zu gehen auf dem dunklen Lebenswege.

Während dieses Gesprächs trat der junge Fremde ein. Er war mit einem schwarzen Palletot, einer schwarz seidenen Weste, langen gestreiften Beinkleidern bekleidet und trug in der einen Hand einen runden Filzhut, in der andern eine Mappe. Sein bürgerlicher Anzug schien in der Ferne elegant und modisch, in der Nähe sah er alt und abgetragen aus; der Rand an seinem Hute war abgerieben und weißgrau. Des Jünglings bleiches Gesicht trug die sichtbaren Spuren tiefer Leiden, das große schwarze Auge starrte melancholisch vor sich hin und blieb glanzlos auf dem Bäcker haften. Nach einem kurzen Gruße näherte er sich dem Bäcker und sagte, mit einem scheuen Blick

nach Pauline wendend: Ich wünschte, mein Herr! einige Worte allein mit Ihnen zu sprechen.

Er hatte noch nicht ausgeredet, als Pauline rasch das Zimmer verließ. Der Bäcker nahm das Wort und sagte: Jetzt sind wir allein.

Der Fremde schlug seine Mappe aus einander, nahm ein Gemälde heraus und lehnte es an die Wand, dem Bäcker gegenüber. Kaufen Sie mir das Bild ab; ich glaube, es wird Ihnen gefallen; ich brauche Geld.

Weiland faltete die Hände, legte sie, wie er jedesmal zu thun pflegte, wenn er von einem freudigen Ereigniß überrascht wurde, auf den fetten Schmeerbauch und ließ seine Blicke mit Wohlgefallen auf dem Bilde ruhen; denn es war seine Tochter Pauline, wie sie leibte und lebte, der nur Sprache und Bewegung zu fehlen schienen.

Herr! sagte er: ich kenne Sie nicht; aber entweder müssen Sie ein tüchtiger Künstler und mit meiner Tochter im Einverständniß, oder ein arger Herenmeister sein; denn das Bild ist zu schön und zu getroffen, als daß ich Ihnen einen Preis bieten könnte, der nicht meine Kräfte erschöpfte, da ich kein reicher Mann bin.

O, sagte der junge Fremde: Sie werden es schon bezahlen, wenn ich nur zwei Thaler dafür fordere; gefällt Ihnen das Portrait? Nehmen Sie es hin!

Schweigend schloß der Bäcker einen kleinen

Wandschrank auf, nahm einen Doppellouisd'or heraus und reichte ihn dem Fremden mit den Worten: Da, mein Herr! ich weiß, daß damit das Bild nicht bezahlt, daß sein Werth, besonders für mich, viel größer ist; aber ich biete daneben meine Freundschaft an und bitte Sie, sich von nun an öfter bei mir einzufinden und sich als Glied meiner Familie zu betrachten! Er wollte nun den jungen Fremden, dessen Benehmen ihm nicht weniger, als die ganze Person gefiel, recht ausfragen und ging mit dem Bilde seiner geliebten Tochter in der Hand, an die Stubenthür, welche er öffnete und aus welcher er denselben nach dem Wohnzimmer zur Familie bringen wollte. Der Fremde ging rasch aus dem Laden, war aber, ehe ihm der Bäcker folgen konnte, verschwunden und bog gerade im Fluge um die Ecke eines Hauses, als ihm Weiland vor der Hausthür nachsah. Das Gemälde, welches zum Sprechen getroffen war, ward der Mutter und Tochter gezeigt, die sich mit dem Bäcker nicht genug wundern konnten, wie das Bild, ohne daß Pauline bei einem Maler gesessen hatte, so sprechend getroffen war. Nur die Tochter vermochte sich dies zu erklären, wenn sie sich erinnerte, wie oft sie der Fremde im Laden gesehen, wenn er gegenüber gestanden oder sich Sahnenbrod gekauft hatte.

Mein Gott! sagte Meister Weiland, als er sich an dem Bilde satt gesehen hatte: der junge Mensch

mag sich in schlechten Umständen befinden, denn wie abgetragen und armselig war seine Bekleidung! wie schlecht sein Hut! Und wie eilte er, daß er nur fortkam, als er den Doppellouisd'or in der Hand hatte! Wer weiß, ob er nicht hungerte? Wenn er wieder kommt und Waare holt, so nehmt ja kein Geld von ihm

Ei, wo denkst Du hin, Väterchen! redete hier Pauline ein: das würde ihn nur beschämen! Uebrigens kann er unmöglich so arm sein, da er sonst wohl gewöhnliches und nicht Sahnenbrod, ein so feines und theures Gebäck, kaufen würde.

Nun, wissen muß ich wie er heißt, was er ist und wer seine Hühner und Gänse sind, sagte der Bäcker: sein melancholischer Blick zeigt irgend ein Leiden an, das schwer auf ihn drückt; das nächste Mal, wenn er wieder kommt, werde ich im Laden sein und es einzuleiten wissen, daß er mir Rede steht.

Das war zwar bald gesagt, aber nicht sobald in Erfüllung gebracht. Am nächsten Morgen erschien der Jüngling in hannoverscher Jägeruniform, holte seine Sahnbrödchen, schien aber so große Eile zu haben, daß er kaum das Geld für die Waare durch das Ladenfenster schieben konnte. Den darauf folgenden Tag rückten die Truppen aus; nur ein Bataillon Sachsen blieb in der Stadt und der Bäcker mit seiner Familie zweifelte nicht, daß der junge Maler mit den Hannoveranern fortgezogen sei. Man

hatte sich aber geirrt, denn er kam jeden Morgen wieder und holte sein Sahnbrödchen, ohne sich jedoch aufzuhalten oder von dem Bäcker aufhalten und ausfragen zu lassen; nur bemerkte Pauline, nicht ohne inneres Wohlgefallen, daß er sein großes schwarzes Auge länger als sonst auf ihr ruhen ließ, und wenn sie ihn ansah, seufzte und eine Thräne zerdrückte. Fremdes Leiden erzeugt in der Seele des gefühlvollen guten Menschen Theilnahme und Mitleid; das Mitleid aber wächst nicht selten bis zur Leidenschaft und Liebe. Pauline sah täglich den zwar bleichen, aber höchst interessanten Jüngling und begann nach und nach seine Seufzer mit den ihrigen zu begleiten. Sie wünschte oft, daß er sie anreden und ein Gespräch mit ihr einleiten möchte, was jedoch Jener mit auffallender Scheu zu vermeiden suchte. Die Liebe hat ein scharfes Auge, noch schärfer sieht die Eifersucht. Dem Bäckergehülfen Schmidt, der bei Meister Weiland in Arbeit stand und schon lange um die schöne und reiche Meisterstochter gefreit, aber stets Verachtung von seinen Zudringlichkeiten geerntet hatte, war der junge Unbekannte längst ein Dorn im Auge gewesen; er hatte sich bisweilen etwas im Laden zu thun gemacht und seine stillen Beobachtungen ließen ihn nicht im Zweifel, daß zwischen den beiden jungen Leuten ein gegenseitiges inniges Verhältniß statt finde, welches schon feste Wurzel gefaßt habe. Er glaubte alles wagen zu müssen, um die junge Pflanze im

Keime zu ersticken. — Eines Morgens glaubte er bemerkt zu haben, daß der junge Mann die Waare aus der Hand des Mädchens nehme, ohne dafür den Preis zu zahlen; er wurde aufmerksamer und gewann davon bald eine feste Ueberzeugung. Pauline reichte ihm die Waare durch das Fenster, ohne Geld entgegen zu nehmen. Er hatte nichts eiliger zu thun, als dem Meister davon Anzeige zu machen, der aber die Anklage überhörte und dazu lächelte.

Einige Tage darauf ging der boshafte Gesell unter einem erdichteten Vorgeben früh aus, kehrte nach etwa einer Stunde zurück und erzählte dem Bäcker, wie er dem jungen Unbekannten nachgegangen und nun völlig überzeugt wäre, daß derselbe ein liederlicher Bursche sei, der mit einer Dirne zusammenlebe, für die er jeden Morgen feines Backwerk, bisweilen auch Wein und Chokolade hole. Der Meister fuhr den Verläumder hart an und wollte ihm keinen Glauben schenken, bis ihn dieser aufforderte, ihn am nächsten Morgen zu begleiten, wo er sich mit eigenen Augen und Ohren überzeugen möge. Weiland leistete der Aufforderung um so lieber Folge, als er eines Theils dem Unbekannten gewogen, ihm aber andern Theils dessen geheimnißvolles Wesen ein Räthsel war, welches wohl eine lichtscheue Handlung verbergen mochte. Als der Unbekannte am nächsten Morgen, wie gewöhnlich, die feine Waare geholt hatte, eilten ihm der Bäcker und sein Gesell nach, indem sie ihm

vorsichtig folgten und sich wohl hüteten, daß er sie beim etwaigen Umsehen erkenne. In einer nicht weit abgelegenen Straße verschwand er in einem großen Hause und hatte kaum die Treppenstufen erreicht, als auch Weiland und Schmidt eintraten. Ersterer stürmte die Treppen hinauf und kam grade auf dem Vorsaale an, als der junge Mann an eine Thür klopfte, welche von innen eine Frauengestalt öffnete, die den Jüngling hineinzog, rasch aber die Thür wieder zuwarf. Weiland wußte seiner Neugier keine Schranken zu setzen; der junge Mensch gefiel ihm und er hätte kein Vaterauge haben müssen, wenn er nicht hätte sehen sollen, daß er seiner Tochter nicht gleichgültig sei. Er klopfte an, wiederholte das Klopfen, nannte seinen Namen und stieß zuletzt mit dem Fuße so stark gegen die Thür, daß ihn der Geselle Schmidt mit sanfter Gewalt abhalten mußte, der ihn dann die Treppen wieder hinabführte. Schmidt zog den Bäcker in ein Zimmer, welches eine bejahrte Frau öffnete, bat diese wegen des frühen Besuchs um Entschuldigung und sagte zu Weiland: Madame hier wird Ihnen erzählen, was hinreichend ist, um den jungen Wüstling im hellen Lichte erkennen zu lernen.

Die Dame nöthigte die beiden Männer zu sitzen, setzte sich neben sie und begann: Herr Schmid hat mich mit dem Interesse bekannt gemacht, das Si an dem jungen Manne da oben nehmen, und ich bin

gern bereit, Ihnen mit aller Wahrheitstreue, was ich weiß und wovon ich mich mit allen übrigen Hausbewohnern überzeugt habe, Bericht zu erstatten. Der junge Mann hat als freiwilliger Jäger bei den Hannoveranern gedient, heißt Bruno von Eichwald und soll der Sohn eines verarmten Edelmanns sein. Seine eigentliche Laufbahn, welcher er von Jugend auf gefolgt sein mag, kennt man hier nicht; allein so viel weiß man, daß er keine ehrenvolle Bekanntschaft mit einem Frauenzimmer unterhält, in deren Netze er schon lange zappeln mag, die ihm hierher nachgefolgt und ohne Zweifel die Ursache seiner vor Kurzem erfolgten Entlassung aus dem Kriegsdienste ist. Er hat das Mädchen, welches nur des Abends in seiner Begleitung und nie ohne Schleier ausgeht, hier eingemiethet, sorgt mit beispielloser Dienstfertigkeit für alle ihre Bedürfnisse, trägt ihr des Morgens die feinste Bäckerwaare zu und wird von Tag zu Tage magerer und elender, wie Ihnen die Bläße seines sonst männlich schönen Gesichts, die matten Augen und die schwankende Haltung seines Körpers ankündigen. Die physische und moralische Entkräftung des unglücklichen jungen Mannes, der wohl eines bessern Schicksals werth ist, mag ihn nun bestimmt haben, dem Waffendienste zu entsagen, denn man weiß ja wohl, daß sonst den Soldaten der Umgang mit verdächtigen Frauen nicht entehrt. Ich habe mir alle Mühe gegeben, das abscheuliche Geschöpf, das mir wie

die Schlange im Paradiese vorkommt, einmal näher zu betrachten, da das Mädchen gewiß sehr schön und verführerisch sein muß; allein nie lüftet sich ihr schwarzer Schleier, nur der leichte schwebende Gang läßt auf ein höchst zartes, fast ätherisches Wesen schließen.

Der Bäcker hatte während dieses Berichts mit seiner silbernen Schnupftabacksdose gespielt und starr vor sich hingesehen. Als die Frau geendet hatte, stand er rasch auf, sah nach der Uhr und sagte, die Stubenthürklinke ergreifend: Ich danke Ihnen, Madame, und werde meine Maßregeln nehmen, oder vielmehr ich werde dazu lachen; denn was geht es eigentlich mich an, ob Herr Bruno von Eichwald ein guter oder ein böser Mensch ist, besonders da er als Edelmann keine reellen Absichten auf ein bürgerliches Bäckermädchen haben kann.

Weiland kehrte mit dem Gesellen nach Hause zurück, nahm sich aber vor, seiner Tochter, wenigstens vor der Hand, den höchst entehrenden Bericht nicht mitzutheilen, im Uebrigen derselben alle Gelegenheit, den Herrn von Eichwald zu sehen, abzuschneiden. Zu diesem Ende übernahm er abwechselnd mit seiner Gattin und dem Altgesellen Schmidt den Frühverkauf im Laden, und Pauline mußte des Nachmittags das Geschäft fortsetzen.

Bruno — wie wir von nun an der Kürze wegen den Unbekannten nennen wollen — kam einige Tage noch regelmäßig und holte seine Sahnenbrödchen,

die man ihm durchs Fenster reichte; plötzlich blieb er aus und Schmidt, welcher bei jener Dame in dem Hause, wo er wohnte, Erkundigung eingezogen hatte, brachte die Nachricht, daß er eines Morgens mit der verschleierten Dame in einem völlig verschlossenen Miethwagen fortgefahren sei, daß er aber das kleine Quartier noch nicht gekündigt, vielmehr den Schlüssel mitgenommen habe.

Bald war der junge Mann in dem Bäckerhause vergessen, nur Pauline that bisweilen einen tiefen Seufzer, wenn sie sich allein im Zimmer befand und ihr wohlgetroffenes Bildniß betrachtete. Sie wußte es selbst nicht, was sie bei dem Andenken an den blassen Jüngling so sehr bewegte.

Eines Tages fuhr sie mit ihren Eltern zur Fahnenweihe nach Köstritz, wo ihrer Mutter Bruder, ein wohlhabender Bürger, wohnte, der sie eingeladen und dem Bäcker seine Equipage geschickt hatte. Nachdem man sich dort lange in der Familie unterhalten, die solennen Aufzüge gesehen und die verschiedenartigen Trupps von Bürger- und Volkswehr bewundert hatte, begab man sich in den großen sehr kunstreich angelegten herrschaftlichen Park, wo an verschiedenen Stellen Tribünen errichtet waren und öffentlich vor zahlreichen Volkshaufen Reden gehalten wurden und wo das Hin- und Herwogen der Menge das Zusammenhalten einzelner Freunde oder Familienglieder ungemein erschwerte. Unter den vielen einzelnen Volkshaufen,

welche bewaffnet, mit Musik und schwarz-roth-goldenen Fahnen einherzogen und das große Chaos immer mehr verdichteten, war, dem Vernehmen nach, ein Korps Bauern mit preußischen, schwarz und weißen Fahnen eingetroffen, und mit andern Haufen, welche nur deutsche Fahnen haben wollten, in Konflikt, sogar bis zu Thätlichkeiten ins Handgemenge gerathen; ein gewaltiger Stoß warf Alles, was versammelt war, unter einander; ein fürchterliches Geschrei und Gebrüll durchdröhnte die Menge und Jeder suchte sich, so gut es ging, zu retten und das nahe Städtchen zu erreichen. Köstritz liegt in einem reizenden Thale, auf zwei Seiten von hohen Bergen umschlossen und bildet mit zwei Häuserreihen eine einzige lange Straße, welche ein zwar schmaler, aber oft hoch anschwellender Bach durchschneidet. Pauline, welche sich, noch ehe der Stoß kam, von ihren Eltern und Verwandten los und mit ihrer Cousine, einem Mädchen von etwa 14 Jahren, auf den Rückweg gemacht hatte, gerieth auf einmal in Lebensgefahr. Auf der schmalen Brücke über den Bach faßte sie ein junger Mann, in eleganter, reich mit Gold gestickter Uniform, an der Schulter, riß sie mit aller Kraft zurück und schleuderte sie mit den Worten: Platz da! Durchlaucht wollen passiren! bei Seite, daß sie unfehlbar auf die harten Steine gefallen sein würde, wenn sie in diesem Augenblicke nicht ein Paar Arme aufgefangen und gehalten hätten. Diese Arme aber begnügten sich nicht, das erschrockene

Mädchen zu halten, sie schleuderten den goldbetreßten Fürstendiener von der Brücke herab und führten Pauline mit der kleinen Cousine über die Brücke. Das Volk jubelte laut und ein lang anhaltendes Bravo hallte noch wieder, als Bruno, welcher Paulinens Retter und Führer war, die beiden Mädchen nach der Wohnung ihrer Verwandten geleitete. Er war eben im Begriff, die Hand des schönen Bäckermädchens an seine Lippen zu drücken und ihr ein Lebewohl zu sagen, als der Betreßte, ein riesenhafter Mann von ungewöhnlicher Länge, hinter ihm herkam und ihm mit einem starken Knittel einen solchen Schlag auf den Kopf gab, daß er betäubt zusammen sank. Pauline würde keinen Augenblick angestanden haben, den Betäubten, der sein Leben für sie gewagt hatte, in dem Hause ihrer Verwandten aufzunehmen, wenn nicht gleich hundert mitleidige Hände ihr zuvorgekommen wären, von welchen der Jüngling in den nahen Gasthof zum „Kranich" getragen wurde. Sie hörte, wie sich Alles des jungen Mannes annahm, sie sah, wie zart und besorgt man ihn fortbrachte und diese allgemeine Theilnahme mußte ihr Bürge sein, daß er ihrer Fürsorge nicht bedürfe. Der Auftritt hatte sie indeß verstimmt und sie ging nicht wieder aus dem Hause, bis sie mit den Eltern nach Gera zurückfuhr. Dem Vater mußte sie während der Rückfahrt Alles haarklein erzählen, der sich im Lobe des jungen Mannes erschöpfte und auf die Fürsten und

ihre Diener schimpfte, in deren Augen der Mensch nicht mehr gelte, als ein Hund, den man nur zur Wachsamkeit benutze, sonst aber mit aller Undankbarkeit mißhandle. O! sagte der sonst friedlich gesinnte Bürger: das Volk hat am Ende doch Recht, die Fürsten haben sich eine zu große Gewalt angemaßt; sie vergessen, daß sie Menschen sind. Es müßte keine gerechte Vorsehung über uns walten, wenn das so fortdauern, und wenn wohl gar die Fürsten wieder Tyrannen werden sollten, wie sie in früherer Zeit, mit wenig Ausnahmen, Alle waren! — Er hatte in dem Park ausgehalten, bis der Streit unter dem Volke geschlichtet war, und kannte die Veranlassung dazu. Ein Korps Bauern aus einem preußischen Dorfe war mit schwarz und weißen Fahnen an ihren Lanzen erschienen, was die deutschgesinnten mit dreifarbigen Fahnen geschmückten Haufen nicht hatten leiden wollen. Man hatte auf den König von Preußen geschimpft; jene Bauern aber hatten sich ihres Königs angenommen, und so war das von geistigen Getränken erhitzte und vom Freiheitsschwindel ergriffene Volke an einander gerathen. Ein reußischer alter Bauer hatte Frieden gestiftet, indem er Züge aus dem Leben des großen Preußenkönigs, Friedrichs II. erzählt und damit das Volk versöhnt hatte.

Etwa drei Tage nach diesem Ereigniß erschien der junge Hannoveraner, Bruno v. Eichwald wieder vor dem Bäckerladen und kaufte Sahnenbrödchen.

Pauline und Bruno wurden im Gesicht wie mit Blut übergossen, als sie sich wieder sahen; keins von Beiden sprach ein Wort Am zweiten Tage, wo Meister Weiland allein im Laden war, erschien er wieder, kam aber diesmal in den Laden hinein und bat, ihm ein Paar Sahnenbrödchen auf Kredit zu geben; der Bäcker schob ihm mehrere in die Hände und sagte: Nehmen Sie so viel Sie wollen! Bruno nahm aber nur zwei Stück, eilte rasch davon und antwortete nicht einmal, als ihm dieser nachrief: er möge ihn bald einmal besuchen!

Den nächstfolgenden Morgen kam Bruno, als grade der Bäcker mit Weib und Kind in der Kirche und der Altgeselle Schmidt sich allein im Hause befand, wieder. Es war Sonntag, der Gesell war aus dem Laden gegangen, um im Backhause eine Vorrichtung zu treffen; als er wieder in den Laden trat, kam ihm Bruno mit zwei Sahnenbrödchen entgegen und versuchte an ihm vorbei zu schlüpfen; Schmidt aber, ein starker vierschrötiger Kerl, dem es gerade recht gelegen kam, den jungen Mann, der ihm Paulinens Herz gestohlen hatte, wie er sich wenigstens einbildete, verderben zu können, hielt ihn fest, rief die grade im Hausflur beschäftigte Dienstmagd als Zeugin auf, daß er einen Dieb erwischt habe, und stritt sich mit Bruno, als der Bäcker mit seiner Familie aus der Kirche kam. Schmidt wunderte sich sehr, als Weiland den jungen Mann in Schutz

und mit sich in sein Zimmer nahm, und konnte nur dadurch vermocht werden, das laute Raisonniren und Eifern darüber, wie man einen Spitzbuben noch in Schutz nehmen könne, zu lassen, daß ihm die Meisterin einen schleunig zu vollziehenden Auftrag ertheilte. Als sich Bruno mit dem Bäcker allein befand, redete ihn dieser also an:

Sie wissen, junger Herr, daß ich ihnen gewogen bin, haben aber zu meinem großen Erstaunen jede Ihnen von mir dargebotene Gelegenheit, Sie näher kennen und Ihnen vielleicht nützlich sein zu können, vermieden. Jetzt muß ich wissen, ob es wahr ist, was man Ihnen nachsagt, oder ob Sie der gute unverdorbene Mensch sind, dessen Züge aus Ihren Augen leuchten. Beantworten Sie mir einige Fragen, und sind Sie wirklich in einer solchen Lage, die Ihnen Noth und Schande bringen muß, so folgen Sie dem Rathe eines alten Mannes, der lange schon Ihr Freund und Vertheidiger im Stillen gewesen ist!

Bruno wollte den Bäcker unterbrechen, dieser aber fuhr fort: Ich will nichts hören, als die Antworten auf meine Fragen, aber Wahrheit! Also hören Sie mich an! Heißen Sie wirklich Bruno von Eichwald?

Ja!

Sind Sie vermögend und vielleicht durch Schuld oder Zufall in Noth gerathen, weshalb Sie sich hier aufhalten müssen? — Ja!

Haben Sie eine Dame bei sich, mit der Sie nur des Abends bisweilen ausgehen und die sich nie ohne Schleier sehen läßt?

Ja!

Holen Sie die Sahnenbrödchen für diese Dame?

Ja!

Darf ich dieses Frauenzimmer sehen und mit ihm sprechen, wenn ich Ihnen zuvor die heiligste Versicherung gebe, daß ich sie nicht kränken werde?

Nein!

Der Bäcker war bisher kalt und ruhig gewesen, bei der letzten Antwort des jungen Mannes fuhr er auf und sagte: Glauben Sie, junger Herr, ich werde mich in Ihre Konkubine verlieben? dafür muß Ihnen mein Alter bürgen. Ich verlange jetzt, daß Sie mir jenes Frauenzimmer zeigen, sonst — — ja sonst muß ich dem Altgesellen überlassen, ob er eine gerichtliche Anzeige machen und einen Makel auf Sie laden will, der Ihrem Aufenthalte hier ein Ende machen müßte, wenn Sie ein ehrliebender Mensch sind.

Bruno hatte bisher seine ruhige Fassung nicht verloren und alle Fragen mit Besonnenheit beantwortet; jetzt brauste er mit einem Male auf, ergriff des Bäckers Hand und sagte: Kommen Sie, lieber Mann! kommen Sie! Sie haben ein Herz im Busen, Sie sollen mein unglückliches Schicksal erfahren; kommen Sie!

Weiland durfte sich nicht umkleiden; Bruno

ließ ihm kaum soviel Zeit, das schöne starke Gesangbuch aus der Tasche seines Rockes zu ziehen und auf ein Pult zu legen.

Arm in Arm gingen beide Männer aus dem Bäckerhause und schritten ohne ein Wort zu wechseln, auf der Straße fort. Bruno führte den Bäcker in das diesem schon bekannte Haus, die Treppe hinauf und zog einen Schlüssel aus der Tasche, mit dem er die Thür eines Zimmers öffnete. Treten Sie ein! sagte er, folgte dem Bäcker und schloß die Thür wieder zu.

Weiland befand sich in einem etwas dunklen, aber höchst elegant eingerichteten Zimmer, in welchem auf einem Divan eine schlanke Dame saß mit dem Strickzeuge in der Hand, während ein langer, grüner Schleier den ganzen Kopf umhüllte.

Kommst du, mein Bruno? fragte die Dame in dem zärtlichsten Tone; du bist diesmal lange fortgeblieben; mir wurde bange, daß dir etwas Unangenehmes, oder wohl gar ein Unglück widerfahren sei; denn wen des Schicksals Rachegöttin mit ihren Schlangenarmen einmal umfaßt hat, den läßt sie selten wieder los. Komm setz' dich zu mir.

Die Dame erhob sich bei diesen Worten und breitete die Arme aus, als ob sie den Jüngling umarmen wollte; den Bäcker schien sie gar nicht zu bemerken.

Weiland legte die Hand an den Mund und

brummte leise: Unverschämte Kreatur! Da ergriff Bruno den Schleier der Dame, warf ihn vom Gesicht derselben nach hinten zu und umarmte sie.

Mutter! rief er wie vom tiefsten Schmerz ergriffen aus: gute, beste Mutter, vergieb mir, daß ich mein Wort brach! Aber meine Ehre, mein guter Name, mein Alles stand auf dem Spiele. Dieser brave Mann da will sich überzeugen, daß du eine ehrsame Frau, eine ehrwürdige Matrone, daß du meine Mutter und keine junge Dirne bist, die man mir als Buhlerin andichtet.

Der Bäcker wußte nicht, als er die Dame entschleiert sah, ob er niederknien und beten, oder vor Scham das Zimmer verlassen sollte; denn eine solche Hoheit hatte er noch nie an einer Frau gesehen.

Eine schlanke, hagere Gestalt blickte ihn mit stolzen, gleichsam königlichen und doch taubenfrommen Augen an, maß ihn einige Augenblicke lang vom Kopf bis zur Sohle, zog dann den grünen Schleier wieder über das bleiche, magere Gesicht, und nahm wieder ihren alten Platz auf dem Sopha ein.

Gott! sprach der Bäcker nach einigem Sinnen: Ihre Mutter! Und das haben Sie vor aller Welt geheim gehalten? Also Ihrer Mutter, dieser ehrwürdigen Frau, welcher eine Hoheit aus den Augen strahlt, vor der ich niederfallen möchte, brachten Sie jeden Morgen die Sahnenbrödchen? O, Sie guter Sohn und vortrefflicher Mensch! ich will nicht in

Ihr Familiengeheimniß dringen, nicht das Unglück wissen, das Ihre edle Mutter getroffen haben mag; aber eine Bitte versagen Sie mir nicht, eine Bitte, an deren Erfüllung die Seelenruhe einer Person hängt, die mir so theuer ist, wie Ihnen Ihre gute Mutter! Lassen Sie auch meine Tochter Ihre Mutter sehen und nehmen Sie mein heiliges Versprechen hin, daß Niemand von uns Beiden den Schleier Ihres gewiß heiligen Geheimnisses lüften wird.

Bruno's Mutter, welche sich bisher ganz leidend verhalten, weder gesprochen, noch bei der Unterhaltung Ihres Sohnes mit dem Bäcker einige Theilnahme verrathen hatte, erhob sich jetzt wieder, nahm den Schleier vom Gesicht und sagte: Holen Sie Ihre Tochter, mein Herr! Wenn sie mich einmal sehen soll, muß es bald geschehen; mein Aufenthalt hier wird nicht mehr von langer Dauer sein.

Der Bäcker blickte noch einmal die Matrone an, schlug aber bald die Augen vor dem Ehrfurcht und Demuth gebietenden Angesicht derselben nieder, machte eine höchst linkisch-spießbürgerliche Verbeugung, und verließ, rückwärts schreitend, das Zimmer in solcher Eile, daß er die vor der Thür horchende Hausmirthin zu Boden rannte und durch deren Geschrei einen Höllenspektakel veranlaßte.

Zu Hause angelangt, gebot er seiner Tochter, den Hut aufzusetzen und sogleich mit ihm zu kommen, ohne ihr den Zweck und Ort seines eiligen Ganges mitzutheilen.

Pauline glaubte, der gute Vater wolle ihr mit Etwas Freude machen, ihr ein neumodisches Tuch oder einen fremden Künstler zeigen, und hing sich heiter und vergnügt an seinen Arm. Sie stieg eben so heiter die Treppen hinauf in dem Hause, wo Bruno mit seiner Mutter wohnte, was ihr ganz unbekannt war, und folgte ihrem Vater, welchem auf sein Klopfen geöffnet ward, ins Zimmer. Aber vom plötzlichen Schreck gelähmt, mußte sie sich, um nicht niederzusinken, auf die Schulter des Vaters stützen; denn Bruno, der schöne bleiche Jüngling, dessen Bild sie lange schon im stillen Herzen trug, hielt eine schlanke und schön geformte Dame in seinen Armen, deren Gesicht mit einem kostbaren Schleier überdeckt war.

Der Bäcker, welcher die gegenseitigen Gefühle der beiden jungen Leute lange schon im Stillen beobachtet und erkannt hatte und dem jungen Manne gewogen war, gab diesem ein Zeichen und Bruno entschleierte das Angesicht seiner Mutter. Die Frau von Eichwald trat auf das schöne bleiche Mädchen zu, lächelte es mit Engelsmilde an und sagte: konnten auch Sie Böses von meinem Sohne glauben, Fräulein Pauline? Da, sehen Sie, daß ich Sie schon lange kenne und mich nur mit Ihnen in der Einsamkeit wohl befinde! Sie zog bei diesen Worten ein Schubfach des nahen Schreibsekretairs heraus und hielt der Bäckerstochter ihr eigenes wohlgetroffenes Bild vor;

es war dasselbe Gemälde, das der Bäcker von dem Jünglinge gekauft hatte, wenigstens jenem so gleich und ähnlich, wie ein Ei dem andern.

Sehen Sie, fuhr Frau v. Eichwald fort: wie sehr ich Sie achte, mein liebes Kind! eine größere Freude hätten Sie mir nicht machen können, als mit Ihrem Besuche!

Der Bäcker und seine Tochter fühlten sich wunderbar überrascht, der Jüngling war so einfach, fast armselig gekleidet, sah so bleich und leidend aus und hatte, um seine Mutter nicht hungern zu lassen, ein Paar Sahnenbrödchen entwendet — und im Zimmer war keine Spur von Armuth, im Gegentheil nur Glanz und Luxus zu finden. Das mußte eine eigenthümliche Bewandniß haben, welche Weiland und sein Töchterchen gar zu gern hätten wissen mögen. Ersterer vermochte auch nicht, seine Neugier zu steuern; ihm war das Komplimentiren unter einander lange ein Greuel gewesen; mit einem, nur offene Redlichkeit, Menschenliebe und gefühlvolle Theilnahme ausdrückenden Humor setzte er sich neben Frau v. Eichwald, drückte dem vor ihm stehenden Bruno die Hand und sagte: Es ist mir, als ob es der liebe Gott haben wollte, daß wir näher mit einander bekannt werden, in eine engere Verbindung zusammen treten sollten! Betrachten Sie unsere beiden Kinder hier, Frau v. Eichwald! Sind sie nicht wie für einander geschaffen und wird Herr Bruno es läugnen

wollen, daß er meiner Tochter Gesicht so außerordentlich getroffen hätte, wenn er ihr Bild nicht im Herzen trüge? Meine Pauline hat mir noch kein Geständniß gemacht, aber ich habe ihr lange aus den Augen gelesen, was in ihrem Innern vorgeht. Na, Gott wird's so machen, wie es gut ist; der Adel und der Bürgerstand sind seit dem März näher an einander gerückt und es bedarf jetzt keiner Dispense mehr, wenn ein Adliger ein bürgerliches Mädchen heirathen will. Doch das jetzt bei Seite! Wir müssen uns unter allen Umständen näher kennen lernen. Ich bitte daher, heute noch in dieser Stunde, mich mit Ihren Lebens- und Familienverhältnissen bekannt zu machen! Soll ich Ihnen mit einem guten Beispiele vorangehen? Wohlan! Das ist bald abgemacht. Ich heiße Johann David Weiland, bin Bürger und Bäckermeister hier, besitze ein Haus und ein einziges Kind — und gerade soviel im Vermögen, daß meine Pauline nach meinem Tode auch ohne Mann recht anständig leben kann. Nun? wollen Sie sich revangiren, Frau v. Eichwald?

Bruno ließ des Bäckers Hand los, umarmte seine Mutter und sagte: Unser Geheimniß wird durch diese redlichen Menschen nicht entweiht; erlaube mir, gute Mutter, daß ich rede! Das Sprechen greift Dich immer zu sehr an; auch wird sich Herr Weiland vorläufig mit einer kurzen Skizze begnügen, indem ich ihm später Alles umständlicher erzähle!

Die Mutter nickte dem Sohne ihre Einwilligung zu, zog das schöne Haupt des Bäckermädchens näher an sich und sagte mit mütterlicher Zärtlichkeit: Hören Sie ja recht aufmerksam zu, mein Kind! ich werde nach Ihrer Aufmerksamkeit Ihr Interesse beurtheilen!

Bruno von Eichwald nahm das Wort: Meine Mutter ist die Tochter eines schottischen Edelmanns, welcher unter den Sensenhieben und Messerstichen rebellischer Bauern sein Leben verlor; sie mußte nach meines Vaters Tode flüchten und kam mit mir nach London, wo sie unter Vermittelung der englischen Regierung ihr Vermögen reklamirte. Während ihres langen Aufenthalts in London lernte sie im Hause ihres Rechtsanwalts einen deutschen Bierbrauer kennen, welcher Geld genug besaß, um die Porterbrauerei an der Quelle zu studiren, und dem sie, ohne ihren schottischen Prozeß abzuwarten, ihre Hand reichte, denn was blieb ihr, um ohne Mittel ihr und mein Leben zu erhalten, übrig? Herr Johann Leo war aber — ob ich ihn schon als meinen Stiefvater zu hoch achten sollte, um mich von ihm eines solchen Wortes zu bedienen — ein Schuft; er lebte eine Zeit lang mit meiner Mutter in London, wie ein Lord, war dann mit einem Male verschwunden und hinterließ der armen Verlassenen gerade soviel, daß sie, wenn sie ihm nach Deutschland nachreisen wollte, in kurzer Zeit hätte verhungern müssen. Leo sollte in

Hamburg sein, meine Mutter wählte daher Hamburg zu ihrem Aufenthalte, wohin sie ihr Sachwalter empfohlen hatte, um ihr den Erfolg des Prozesses mittheilen zu können. Nach einigen Jahren erfuhr sie ihr Gatte sei in Hannover. Sie setzte sich mit ihm in briefliche Verbindung und Leo zog es vor, sie wieder aufzunehmen, als sich von ihr mit einem Geldopfer scheiden zu lassen. Ich wurde in Hannover erzogen, erlernte die Baukunst und ward vor zwei Jahren mit zum Kriegsdienst ausgehoben. Die theure Zeit des Jahres 1846 — 1847 vertrieb meinen Stiefvater Leo von Hannover, er mochte sich in zu große Spekulationen eingelassen haben und war eines Tages verschwunden. Wir, ich und die gute Mutter, mußten uns kümmerlich behelfen, da traf uns noch der härteste Schlag: wir sollten uns trennen. Mein Regiment erhielt Ordre, als ein Theil der Reichsarmee nach Sachsen zu marschiren. Wir besannen uns nicht lange, ich konnte unmöglich meine Mutter im Stich lassen; ich nahm sie mit hierher, wo es mir und ihr gefiel und wo wir uns bald einrichteten. Sie werden sich über die schöne Wohnung, über die zum Theil prachtvollen Möbels und über unsere Armuth wundern, die nicht einmal gestatten wollte, meiner Mutter ein wenig Backwerk an jedem Morgen zu verschaffen, woran sie von Jugend auf gewöhnt ist. Das will ich Ihnen erklären. Der Chef meines Regiments hat hier eine Braut, ein reiches Mädchen

gefunden, und will, da er selbst ein bedeutendes Vermögen besitzt, so lange in Gera wohnen, bis er sich in hiesiger Gegend mit einem Rittersitze ansässig machen kann. Dieser alte Mann, der meine Entlassung vom Militär bewirkt hat, ist mein Wohlthäter, weiß alle unsere Familienangelegenheiten und hat mir dieses schöne und reich dekorirte Logis zur Benutzung überlassen. Wenn er zurückkehrt, wird er mich als Hausfekretair in seine Dienste nehmen und auch meine Mutter unterstützen. Sehen Sie! Er ließ mir ausreichende Geldmittel da, um mit meiner Mutter leben zu können; man hat aber in meiner Abwesenheit sich ins Zimmer geschlichen und das Geld, das ich dort im Pulte verwahrte, gestohlen, denn die gute Mutter hat ein blödes Gesicht und hört auch zu Zeiten etwas schwer, im Hause unten aber wohnt ein Frauenzimmer, der ich Alles Böse zutraue und die mit Leuten von höchst verdächtigem Ansehen umgehet. Aber, fiel der Bäcker dem Erzähler ins Wort: warum verbergen Sie Ihre Mutter so geflissentlich, warum entziehen Sie die würdige und beklagenswerthe Frau so ganz den Augen der Welt und lassen sie nicht einmal ohne Schleier ausgehen, was allerdings einer schlimmen Nachrede Stoff bieten mußte?

Ich bin noch nicht am Schlusse meines Berichts, sagte Bruno — es soll Ihnen Alles klar werden. Als wir etwa vier Wochen hier waren, erfuhr ich,

daß mein Stiefvater Leo als ein Emissär der Heckerschen Bande, von den Behörden verfolgt werde, daß er sich bald hier bald in der Gegend von Naumburg und Weimar umhertreibe und das Landvolk zu republikanischen Gesinnungen anrege, daß er von allen vernünftigen Demokraten als ein Räuber und Genosse des berüchtigten Doctor Stockmann zu Bibra verabscheuet und gefürchtet werde, und dies bestimmte meine Mutter, ihren Aufenthalt geheim zu halten, denn wie leicht konnte sie als die Gattin eines so verrufenen Rebellen zur Verantwortung gezogen werden oder wohl gar von ihm selbst einen Besuch zu erwarten haben, der ihr nur Aerger und Verdruß bereiten würde.

Und wie steht es mit meiner Tochter? Wie kommen Sie dazu, ihr Bild zu malen?

Diese Frage des Bäckers zögerte Bruno zu beantworten; da nahm der redliche Bürger ihn an der Hand, führte ihn seiner Tochter näher, und die Frage an Frau v. Eichwald richtend: Darf ich, Madame! legte er, als die Matrone freundlich Beifall nickte, des Jünglings Hand in die Rechte seines einzigen geliebten Kindes.

Lassen Sie uns heute noch, sagte Weiland: das Verlobungsfest unserer Kinder feiern, und bei dieser Gelegenheit einen Beschluß fassen, wie und wo wir ein Arrangement treffen, daß die jungen Leute recht bald in einen sichern Ehestandshafen einlaufen!

Meine Bäckerei verpachte ich, und bis sich ein Ankauf gemacht hat, wohnen wir in meinem Hause, das Raum genug bietet, um uns zusammenwohnend doch nicht gegenseitig zu geniren.

Ein Verlobungsfest ist wohl nie inniger und herzlicher gefeiert worden, als das zwischen Pauline Weiland und Bruno von Eichwald, das sich so unvorbereitet und gleichsam aus dem Stegreif gestaltete. Als nach einigen Tagen Bruno von dem ehemahligen Chef seines Regiments die briefliche Nachricht empfing, daß er nach Gera zurückkehren und sein Quartier beziehen werde, ohne jedoch ihn und die Mutter zu verdrängen, sagte der Bäcker: Der Obrist mag ein Ehrenmann sein, aber das Gnadenbrod sollen unsere Kinder nicht bei ihm essen. Ich werde Sorge tragen, daß Euch ein Eigenthum aufnimmt, wo Ihr fern vom Gewühl der Stadt in ländlicher Ruhe und Thätigkeit leben möget.

Weiland hatte viele Bekannte auf dem Lande, er suchte für seine Kinder ein mäßiges Landgut und war bald so glücklich, ein solches zu finden. Eines Tages reisete er nach Altenburg und holte am Tage darauf die beiden Verlobten sowie Madame Leo oder Frau v. Eichwald, wie sie sich lieber nennen hörte und aus obigen Gründen nennen mußte, ab und fuhr mit ihnen nach Altenburg. Hier verweilte man eine Stunde, erholte sich und setzte die Reise nach einem zwei Meilen von der Stadt entfernten Dörfchen, Krasa

fort, wo man am Nachmittag ankam und in einem schönen, fast ganz neu erbaueten Landgute ausstieg. Es kam ihnen ein wohlbeleibter Mann in der Nationaltracht der Altenburger Bauern entgegen, führte sie über einen höchst reinlichen großen Hof nach einem großen massiven Wohnhause und stellte ihnen in einem eben so freundlichen als eleganten Zimmer seine Frau und Tochter vor, mit welchen er, wie er sagte, nach Amerika auswandern wolle, sich aber freuen würde, wenn sein Landgut an Leute aus der Stadt käme, welche alle die Vorzüge, die es gewähre, zu würdigen wüßten. Schumann, so hieß der Besitzer des Landgutes, war kein Schwindler; er hatte, wie die vorhandenen Dokumente auswiesen, das Grundstück für 15000 Thlr. von seinem verstorbenen Vater angenommen und forderte nicht mehr als 18000 Thlr., wenn der Kaufschilling binnen kurzer Frist baar gezahlt werde, da er natürlich das Geld mit in die neue Welt nehmen wollte. Er hatte oben einige Zimmer einrichten lassen, um seine Gäste und muthmaßlichen Käufer einige Tage lang bewirthen und ihnen das Gut mit seinen weitläufigen Zubehörungen zeigen zu können. Diese Tage, an welchen die Männer im Freien umherspazierten und Felder und Wiesen, Hölzer und Gärten ꝛc. besahen, brachten Pauline und Frau v. Eichwald mit der Frau und Tochter des Gutsbesitzers in höchst angenehme Zerstreuungen zu. Da ging es im Hause Trepp' auf

Trepp' ab, in Küch' und Keller, in die Ställe, wo vierundzwanzig Kühe standen, in Pferde- Schaaf- und Schweineställe; ja man zählte das Federvieh, nahm Eier ab und butterte sogar, und war am Abende so müde, daß man am Morgen nicht eher erwachte, bis die Sonne aufs Bett schien. Am dritten Tage wurden die Männer des Handels einig und beschlossen am nächsten Morgen nach der Stadt Altenburg zu fahren, um den Kaufkontrakt gerichtlich abzuschließen.

Hinter dem Wohnhause befand sich ein großer Obst- und Gemüsegarten mit zwei dichten Lauben von Jasmin und Jelängerjelieber, wo die Frauen jedesmal des Abends ein frugales Abendbrod bereiteten. Es war bisher schönes heiteres Wetter gewesen und kein Lüftchen hatte sich gerührt. Als am Abende vor dem zur Altenburger Reise bestimmten Morgen die beiden Eltern mit dem Wirth, dessen Frau und Tochter den Garten verlassen hatten, weil sich ein Gewitter nahete und ein starker Wind erhob, saßen Bruno und Pauline noch allein in der Jasminlaube und überließen sich, von der rosigen Zukunft träumend, ihren innigsten Gefühlen. Bruno erzählte der Geliebten, wie er sie zum erstenmal gesehen und sogleich lieben gelernt; wie er in hoher Begeisterung ihr Bild gemalt und sie, wider sein eigenes Erwarten, so sprechend getroffen, und Pauline ihres Seits gestand dem Verlobten, daß sein Anblick gleich einen solchen Eindruck auf sie gemacht habe, daß sie die

Unruhe, welche sie empfunden, sich gar nicht habe erklären können. Mitten in dieser gemüthvollen Unterhaltung drang ein starker Donner in ihre Ohren, gleich als ob es in der Ferne wittere. Die Verlobten kümmerten sich wenig darum, bis sie die Tochter des Hauswirths hereinrief, wo ihnen Schumann erzählte: in der Stadt Altenburg sei völlige Revolution, man feuere mit Kanonen aufs Volk, das in großen Massen aus den Dörfern nach der Stadt und den Bürgern zu Hülfe gezogen sei. Der Bäcker schwankte in dem Entschlusse, am nächsten Morgen die verabredete Reise anzutreten, als aber spät noch ein Nachbar die Nachricht brachte, es sei Alles ruhig, der Herzog habe zu Gunsten des Prinzen Georg abgedankt, der Advokat Erbe, als der furchtbarste Republikaner und Volksführer berüchtiget, sei von dem Militair verhaftet und damit die Kraft des Volkswillens gebrochen worden, da legte man sich ruhig schlafen und mit dem Grauen des folgenden Tages saßen Weiland, Bruno und Schumann im leichten Kabriolet und flogen der alten Burg der Sachsen und Residenz der Herzöge von Altenburg zu. Ein schöner heiterer Tag folgte der etwas stürmischen Nacht und schon früh brannte die Sonne so heiß, daß die erfahrene Landwirthin auf den Nachmittag oder Abend ein Gewitter prophezeihete. Man trank Kaffee in der Gartenlaube, pflückte sich Blumensträuße, frühstückte, aß Honig und fütterte die

Hühner und Tauben, so daß der Mittag nahete, ohne daß der Städterin Pauline die Zeit lang wurde. Der Nachmittag ward mit anderen ländlichen Beschäftigungen hingebracht, man sah Heu wenden und streuen, machte einen Spaziergang nach einem zum Gute gehörigen, sehr romantisch gelegenen Holze und kehrte gerade ins Haus zurück, als der Wind dichte Staubwolken emporwirbelte und die Wetterprophezeihung der Haunfrau in Erfüllung zu gehen schien. Pauline setzte sich, während Frau Schuhmann und ihre Tochter Justine das Abendessen bereiteten, in die schaurige Jasminlaube und überließ sich stillen Betrachtungen; sie fuhr aber bisweilen ängstlich zusammen und gedachte des Vaters und Geliebten, wenn der Sturm heulte und ein feuriger Blitz durch die Sträucher und Blätter zuckte. Das Wetter schien vorüber, nur zuweilen erleuchtete noch ein Blitz die dunkle Laube, aber der Wind sauf'te in den Wipfeln der Bäume und peitschte die Fliedersträucher am Hause. Das Mädchen sprang mit einem Male auf und horchte; es war ihr, als drängen wunderliebliche, aber traurige Töne in ihr Ohr. Sie hielt den Athem an, da klang es lauter und lauter und ein langer, voller Ackord wechselte mit einem andern, und aus der Höhe herab tönte deutlich und vernehmbar die Weise des Liedes: Jesus meine Zuversicht. Pauline zitterte, die Töne der unsichtbaren Musik schienen vom Himmel zu kommen und sich mit dem

Steigen des Windes, der sich zum Sturm gestaltete, immer mehr zu nähern; da trat Justine, die schmucke Bauerdirne aus der Hofthür in den Garten. Kommen Sie herein, Paulinchen! rief das Mädchen; es wird gleich losgehen! hören Sie, wie große Tropfen auf die Blätter der Jasminlaube fallen? Es giebt heut Abend ein tüchtiges Wetter; wenn nur die Eltern und Herr v. Eichwald . . . Da tönte es wieder aus der Höhe herab und deutlich und vernehmbar klang die Weise: Meine Lebenszeit verstreicht! — Was ist das, Justine, woher kommt diese Trauermusik? fragte Pauline. Aber Justine antwortete lange nicht, sie war leise in die Laube getreten, hatte Paulinens Hand gefaßt und drückte sie krampfhaft mit der ihrigen, bis die Töne verklungen waren und eine lange Stille eintrat. Kommen Sie, wiederholte die junge Bäuerin, es ist die Aeolsharfe! ach Gott! wenn nur kein Unglück passirt ist. Mit diesen Worten zog Justine die immer noch bebende Pauline aus der Laube und führte sie in das Haus; das Gewitter entlud sich, ein gewaltiger Platzregen strömte vom Himmel, und Blitz und Donner erhöheten das furchtbare Naturereigniß. Im Zimmer saß Frau Schumann und las im Gesangbuche Ach! redete sie ihre Tochter an: ach, Juste! lies mir doch einmal das schöne Lied da vor! Ich weiß nicht, mir ist so bange; ein so schönes Lied bringt mir immer Muth und Trost! — Lesen Sie, liebes

Paulinchen! sprach die Tochter der Bäuerin: ich bin so erschrocken und gewiß können Sie besser vorlesen als ich.

Erst sagt mir, was es mit der Aeolsharfe ist? sagte Pauline: nur kurz, dann will ich vorlesen. Nun, sprach Justine: die Aeolsharfe ist ein Saiten-Instrument, welches an der Wand oder an einem Baume befestiget und vom Winde, der über die Saiten rauscht, gespielt wird. Aber gewöhnlich folgt ein trauriges Ereigniß, wenn die Harfe ein Sterbelied anschlägt. Morgen am Tage will ich Ihnen das Instrument zeigen und Ihnen auch erzählen, wie mein Vater dazu gekommen ist. Ich hatte einen Bräutigam, der als Freiwilliger unter den Preußen diente und in Magdeburg stand. Er ist an der Cholera gestorben und an seinem Todestage spielte die Aeolsharfe lauter Sterbelieder.

Man kann sich denken, welchen Eindruck diese Erzählung auf Pauline machte. Sie war außer Stande, vorzulesen. Justine setzte sich und las:

Geht nun hin und grabt mein Grab.
Denn ich bin des Wanderns müde!
Von der Erde scheid' ich ab;
Denn mir ruft des Himmels Friede!
Denn mir ruft die süße Ruh
Von den Engeln oben zu.

Geht nun hin und grabt mein Grab,
Meinen Lauf hab' ich vollendet.
Leget meinen Wanderstab
Hin, wo alles Ird'sche endet.
Leget selbst mich nun hinein
In das Bette sonder Pein.

Darum Erde, fahre wohl,
Laß mich nun in Frieden scheiden.
Deine Hoffnung, ach, ist hohl,
Deine Freuden werden Leiden;
Deine Schönheit Unbestand
Eitel Wahn und Trug und Tand.

Kaum hatte Justine diesen Vers gelesen, als ein gräßlicher Blitz das Zimmer wie mit Feuer übergoß, ein dumpfer knitternder Schlag folgte; dann ward es todtenstill. Gott, das hat eingeschlagen! seufzte Frau Schumann. Justine las weiter.

Darum letzte gute Nacht
Sonne, Mond und liebe Sterne!
Fahret wohl mit eurer Pracht!
Denn ich reis' in weite Ferne
Reise hin zu jenem Glanz,
Wo auch Ihr verschwindet ganz.

Horch, was war das? sprach Frau Schumann — da drangen die Nachbarn zum Hofthor herein und riefen Feuer! Feuer! Eure Scheune brennt. Die

Frauen stürzten aus dem Hause und sahen mit Entsetzen, wie Scheune und Ställe brannten und die Flamme schon die Giebelseite des Wohnhauses faßte.

Gott, die gute Frau oben! schrie Justine, rannte die Treppe hinauf und trug die Frau v. Eichwald, welche schon geschlafen hatte, die Treppe herab zum Nachbar. Die Bauern kamen mit dem Löschgeräth und im Pfarrdorfe stürmte man. Mitten in dem furchtbarsten Gewühl erschienen Schumann und der Bäcker Weiland. Pauline sank in Ohnmacht, denn sie hörte den Knecht sagen: Der junge Herr ist im Tumult erschossen. So war es auch. Aus dem Kaufe wurde nichts und traurig kehrte Weiland nach Gera zurück. Frau v. Eichwald blieb in seinem Hause ein Mitglied seiner Familie.

Die flüchtigen Freischärler.

Eine Dorfgeschichte aus der neuesten Zeit.

1.

Vor zweihundert Jahren lebte in Thüringen ein berühmter Mann, der sich auch als Dichter auszeichnete. Sein Name ist meinem Gedächtniß entschwunden; nur folgende Reime desselben sind mir noch erinnerlich:

Thüringerland zu dieser Zeit
Ist zwölf Meilen lang und breit,
Mit zwei Wäldern dicht umschlossen,
Von zwei Strömen frisch umflossen —
Nämlich dem Harz und dem Thüringer-Wald,
Der Saale und Werra gleichergestalt.
Zwölf große Grafschaften es enthält
Und zwölf gefürstet' Abteien ich meld' —
In diesem Lande sind ungefähr
Einhundert und funfzig Städte und mehr,
Zweitausend Dörfer groß und klein,
Die werden wohl zu finden sein.

Einhundert und funfzig Burgen fest
Sieht man gebauet aufs allerbest,
In welchen weit über einhundert Jahr
Gottes Wort nach der Apostel Lehr'
Gepredigt worden und wird bekannt
Lauter und rein durchs ganze Land.
Dazu die edle Musika
Florirt und ist noch heute da,
Daß wahrlich jeder Bauersmann
In seiner Kirche singen kann.
An Früchten ist das Land so reich
Und findet nirgend seines Gleich.
Die Weide wächset überall,
Das Schafvieh brauchet keinen Stall,
Welcher Herrlichkeit zu jeder Frist
Ein Bergwerk zu vergleichen ist.
Mit Hopfen, Waizen und Safferan
Und Flachs nährt sich der Bauersmann;
Fisch, Vögel, Wildpret auch daneben
In Menge Wasser und Land thut geben,
An Schweinen, Schafen, Gänsen und Rind
Man überall nicht Mangel find't.
Silber, Kupfer und Eisen gut
An manchen Orten man graben thut.
Auch wächst vom Weine allerhand
So gut, als in dem Frankenland.

Ja, wahrlich! Thüringen ist ein schönes, ein reiches und gesegnetes Land; es ist das alte Land der

Sagen und Märchen, wo einst der eiserne Landgraf Ludwig herrschte und die übermüthigen Edelleute an den Pflug spannen ließ. Zwischen dem Harz und dem Thüringer Walde streckt sich eine lange Kette hin, welche grünende Auen und Thäler mit hohen Bergen, anmuthigen Hügeln und grausigen Felsen umspannt. Gegen Osten läuft das Land bis zur Saale und gegen Westen wird es von dem Höhenkranze umzogen, welcher der Ilm und der Unstrut mit ihren Nebenflüssen das Wasser giebt, von dem Dühn und Hainich, und gehört also zum Flußgebiet der Saale. Thüringen gleicht einem großen Park oder Garten, in welchem viele alte Denkmäler als stumme Zeugen seiner glorreichen Geschichte stehen. Wie diese von der Natur geheiligten Monumente noch heutigen Tages eine Zierde des Landes, der Ruhm seines großen Alterthums sind, so ist noch heute das Volk der Thüringer der alte Kernstamm der Deutschen, wahr und fest in Wort und That, glühend für deutsche Größe, für Deutschlands Freiheit und Einigkeit und wird es seinen deutschen Brüdern, den Bewohnern der weiten Ebenen an den Ufern der Elbe, nimmer vergeben, daß sie nicht mit ihm handelten, als es Zeit war. — Ganz besonders ist es der thüringer Bauernstand, welcher einen hohen Sinn für deutsche Freiheit im Busen trägt und sich dadurch von den Landbewohnern in den Marken und an der Elbe auszeichnet, wo der Bauer in stumpfsinniger Trägheit seine Tage verträumt

und seinen Nacken geduldig dem alten Sklavenjoche beugt. Der thüringer Bauer liebt seinen Fürsten innig und aufrichtig und ist der treu'ste Vertheidiger des Vaterlandes, welcher seine Söhne willig und bereit dahin giebt, wenn es der Ehre des deutschen Volkes gilt; der aber seine Hände nicht dazu bieten will, um Ketten zu schmieden, mit welchen man ihn an das alte Sklavenjoch zu fesseln gedenkt. Von diesem Bauernvolke in Thüringen will ich eine Geschichte erzählen, aus welcher man seinen gesunden Sinn, seinen eigenthümlichen Charakter, seinen Wohlstand und sein inneres häusliches Glück kennen lernen kann. Erwartet indeß nicht zu viel, liebe Leser! Es ist eine Dorfgeschichte.

Wir stehen auf der höchsten Spitze des Ettersbergs, ziemlich auf der Mitte desselben, und betrachten das herrliche Schauspiel des Sonnen-Unterganges. Vor uns breitet sich der Thüringer-Wald wie eine dunkle Wolkenmasse aus, hinter uns blicken wir in die anmuthigen Thäler der Unstrut, sehen über der alten Veste Erfurt die Thürme von Gotha und lassen unser Auge an den weltberühmten Burgruinen der drei Gleichen: Mühlberg, Gleichen und Wachsenburg ruhen. Ehe wir mit unserm Scharfblick über diese halb verfallenen Größen hinüberreichen,

begegnen wir im ungeordneten Zickzack einer Anzahl Dörfer und Dörfchen, die sich auf dem grünen Wiesengrunde mit ihren rothen Dächern und weißen Kirchthürmen recht zierlich ausnehmen und der Gegend einen malerischen Anstrich geben. Das nächste dieser größtentheils kleinen Dörfchen scheint das ärmste von allen zu sein, denn es hat keine Kirche und manches Haus ist noch mit Stroh gedeckt. Ein schmaler Waldstreif zieht sich vom Thüringer-Walde her bis nahe an dieses Dörfchen, und dehnt sich gleichsam mit seinem Rücken an die äußerste Häuserreihe; ein silberweißer Streif zieht sich von dem kleinen Strohhüttchen in eine lange Gasse hin und knüpft dasselbe gleichsam an die etwas entfernt gelegenen Häuser; dieser Streifen ist der sogenannte Mühlbach, welcher etwa 1000 Schritte vom Dorfe eine Mühle treibt. Von Zeit zu Zeit sieht man aus der Dorfgasse her eine auch wohl zwei Personen kommen und in das Häuschen hinein-, Andere aber hinausgehen und theils in das Dorf, theils auf einem schmalen Wege nach dem Holze zu verschwinden. So geht's vom Morgen bis zum Spätabend, und wenn nirgends in einem Hause dieses Dörfchens ein Licht brennt, flackern in dem Hause zwei stattliche Flammen, die nicht selten den vorüberziehenden Wandrer wie täuschende Irrlichter in dem sumpfigen Moorboden am Mühlbache führen. So alt und morsch das kleine Haus von außen erscheint, so nett und

reinlich, so von Wohlstand und Ueberfluß strotzend ist sein Inneres. Das kleine Thor von Eichenholz gezimmert und mit starken Nägeln beschlagen führt in ein kleines Gehöft und aus diesem erst tritt man durch einen schmalen mit einer Doppelthür versehenen Eingang in das Haus ein. Man wird sich aber in dem kleinen Hofe nicht grade beeilen, in das Haus einzutreten, denn der große schwarze Ziegenbock mit den ellenlangen Hörnern und dem tief herabhängenden Barte schreitet dreist an jeden Fremden heran und scheint ihn mit freundlichen Augen zu grüßen, so einladend, daß er unwillkürlich stehen bleiben und dem majestätischen Beherrscher der Tauben und Hühner, welche harmlos um ihn herumlaufen, eben so freundlichen Blickes danken muß. Der Eingang zum Hause theilt sich in zwei mäßige Zimmer oder Abtheilungen; links werden Material-, rechts Schnittwaaren verkauft. Man würde indeß vergebens nach einer menschlichen Seele suchen, an die man sich wenden könnte, um sofort seine Wünsche laut werden zu lassen, wenn nicht zufällig in der einen Abtheilung oder auch in beiden Käufer sich befänden. Demungeachtet braucht man weder zu rufen noch zu klopfen, um sich bemerklich zu machen, weil dem Eingange gegenüber ein Fenster aus dem Wohnzimmer die Thür bezeichnet, welche nach dem Laden führt, und ein Mädchen heraustritt, das die Wünsche der Käufer mit freundlichen Blicken entgegennimmt. Das Mädchen ist

nicht zierlich, aber anständig und geschmackvoll gekleidet, und unterscheidet sich in seiner Tracht nur dadurch von den weiblichen Bewohnern des Dörfchens, daß es nicht, wie diese, eine hohe oben spitz zulaufende Mütze oder Haube mit lang herabfallenden breiten seidenen Bändern, sondern das lange und starke blonde Haar in Flechten gewunden und, nach Art der Städterinnen, von einem Kamme zusammengehalten, trägt. Hat man vorher den Ziegenbock mit Wohlgefallen betrachtet, so muß man, wenn man nur irgendwie auf Schönheitsgefühl Anspruch machen will, das Mädchen mit Bewunderung anschauen und die herrlichen Formen desselben gepaart mit dem wahrhaft schönen Madonnengesicht anstaunen. Marie ist 19 Jahre alt, eine elternlose Waise und erst seit einem Jahre Ladenjungfer; aber in Material-, so wie in Schnittgeschäfte völlig eingeweiht und im Ein- und Verkauf, sowie in der Buchführung das Factotum. Sie empfängt den geringsten Käufer mit höflichem Gegengruß und fliegt, einem Schmetterling gleich, aus einer Abtheilung in die andere, so daß Niemand lange zu warten braucht und kein Wort nach baldiger Beförderung treibt. Im Zimmer sitzt behaglich im großen mit braunem Leder überzogenen Sorgenstuhle ein langer und spindeldürrer, aber knochenstarker Mann, ein achtzigjähriger Greis mit schneeweißem Haar, gemüthlich aus der langen Pfeife den blaugrauen Dampf in eine dichte Wolke blasend, die Brille auf

der Nase und mit beiden Händen die Hildburghauser Dorfzeitung haltend. Menzel ist der Name des Mannes, der viele Jahre lang im preußischen Heere gedient und beim Blücher'schen Armeekorps zweimal Paris besucht, sich mit einem Ehrenzeichen eine Pension erworben und das kleine Besitzthum sammt dem Waarenlager für einen Spottpreis erstanden hat. Er hat aber auch, wie fast jeder Dorfbewohner, noch einen Spitznamen und wird nie Menzel, sondern schlechtweg der lange Preuße genannt. Seine Ehehälfte, ein kleines, altes, vertrocknetes Mütterchen sitzt in der Ecke eines altmodischen Sopha's, und hat auf einem Tische einen großen Haufen Kaffeebohnen vor sich, die sie mit Kenneraugen in mehrere kleine Haufen sortirt. Das alte Ehepaar ist kinderlos und hat dem jungen Mädchen, der Tochter eines ehemaligen seit Jahren wegen eines Dienstvergehens verabschiedeten Beamten, sein ganzes Vertrauen geschenkt. Maria hat nur mit dem Handelsgeschäft zu thun, eine junge Bauerdirne verrichtet als Magd die übrigen Arbeiten und besorgt die Küche nach Maria's Anordnungen, da Mutter Anna selten zum Kochen aufgelegt, überhaupt auch dem alten ehemaligen an Ordnung und Reinlichkeit gewöhnten Soldaten nicht sauber genug ist. Der lange Preuße wird im Dorfe, sowie in der ganzen Umgegend mehr gehaßt als geliebt, und gewiß würde sein Verkaufsladen selten besucht werden, wenn er statt der schönen Marie

die Kunden bediente. Dieser allgemeine Haß gründet sich nicht etwa auf einen Vorwurf, den man dem alten ehemaligen Soldaten in irgend einer Beziehung machen könnte, sondern auf eine alte zur Landessitte gewordene, tief in dem Volkscharakter der Thüringer gewurzelte Gewohnheit, Alles zu hassen, was aus dem sogenannten Altpreußen stammt. Dieser Preußenhaß geht durch ganz Thüringen, wo er aber nur unter der Asche als unsichtbarer Funke glimmt, während er in den Rheingegenden —, selbst in der preußischen Rheinprovinz — als sichtbare Flamme lodert. Menzel hat weder Kinder noch Verwandte, seiner Laden-Mamsell hat er in einem errichteten Testamente ein Legat von 500 Thlrn. ausgesetzt, wenn sie ihm fünf Jahre lang treu und redlich gedient haben wird.

Soviel von dem Menzel'schen Hause, seinen Kramläden und Bewohnern. Wir gehen dem Mühlbache entlang und bleiben an einem stattlichen Hause, welches ein weites Gehöfte, mehrere zierliche Seitengebäude und hinter denselben einen eben so schönen als großen Obstgarten hat, stehen, denn über dem großen steinernen Eingange lesen wir in eine lange Steinplatte gehauen und goldbroncirt die Worte:

Dies Haus ist mein und auch nicht mein —
Der vor mir war, dacht' auch, 's wär sein;
Er ging heraus und ich hinein —
Nach meinem Tod wird's auch so sein.

Aber lange darf man nicht vor diesem Bauergute weilen, wenn man sich nicht der Gefahr aussetzen will, überritten, überfahren oder von bissigen Hunden angefallen zu werden; auch öffnet sich bisweilen der große Thorweg und speiet gewisse Thierarten aus, die nicht Lust haben, dem fremden Beschauer aus dem Wege zu gehen und deren furchtbares Brummen keinen gastfreundlichen Sinn verräth. Man läßt die zahlreiche Rinderheerde, unter welcher sich einige dunkelbraune Zuchtbullen mit ungeheueren Köpfen und grade auslaufenden Hörnern befinden, herauswandern und wird, durch ein kleines Nebenthor eingehend, von einer fröhlichen Meute verschiedener Hunde freundlich empfangen. War das Aeußere des Landgutes schon einladend, so erscheint das Innere desselben ein ländlicher Götterſitz, wo man gern sein Erdenleben beschließen möchte. Alles kündigt großen Wohlstand, musterhafte Ordnung und feinen, in fremden Ländern gesammelten Geschmack an. Auf den breiten steinernen Stufen, welche zum Eingange in das Wohnhaus, führen, tritt uns ein fast elegant gekleideter junger Mann mit kleinen Sporen an den Stiefeln ohne Kopfbedeckung entgegen, reicht uns freundlich die Hand und zieht uns, ohne zu fragen: woher und wohin? in ein auf ebener Erde gelegenes Zimmer, uns in einem alten, aber blühenden Herrn mit vollen rothen Wangen und dickem Bauche seinen Vater, den Ortsschulzen Krause vorstellend. Man setzt sich auf ein

schwellendes Sopha und betrachtet, ehe man sein Eindringen entschuldigt, die an der Wand hangenden Bilder und Gemälde, die nicht nur in schöne Goldrahmen gefaßt und sehr sinnig geordnet, sondern in der That nicht schlecht sind, vielmehr in der Auswahl einen Eigener voraussetzen, der eben sowohl Kenner als auch Liebhaber ist.

Der alte Herr leitet eine Unterhaltung ein, während der Jüngling aus einem Nebenzimmer, je nachdem es die Tageszeit mit sich bringt, eine Flasche Bier oder Wein bringt und die Gläser füllt. Kein weibliches Wesen, kein Domestik läßt sich im Zimmer sehen. Endlich verständigt man sich. Das Landgut gehört zur Mühle, der alte Herr ist der Müller Krause und der Jüngling Wilhelm sein Sohn und einziges Kind, der beide Grundstücke, Mühle und Gut, selbstständig bewirthschaftet. Man scheint sich zu wundern, woher der etwa 25 Jahre zählende junge Mann die feine Bildung und den äußerst gefälligen Umgangston gewonnen habe, und erfährt im fortgesetzten Gespräch, daß Wilhelm bis Prima auf dem Gymnasium gewesen, dann die Müllerprofession und Landwirthschaft beim Vater erlernt habe. Wilhelm ist ein gesunder, kräftiger Bursche und würde gern Soldat geworden sein, wenn er nicht eine kleine Narbe auf dem rechten Auge hätte, die ihm von dem Steinwurfe eines Knaben in frühester Kindheit als unvertilgbare Spur einer mangelnden Seh-

kraft darauf geblieben wäre. Der kleine Fehler ist aber so unbemerkbar, daß Wilhelm dem schönsten jungen Manne zur Seite gestellt werden kann. Jetzt trinkt man und wird vertraulicher, man wundert sich, daß, da die Hausfrau längst verstorben, eine Tochter aber dem Alten nie geboren worden ist, der junge Mann noch nicht geheirathet hat. Das ist Grundsatz vom Vater und Sohne, sich vor dem dreißigsten Jahre nicht zu verheirathen. Eine bejahrte Haushälterin führt die innere Hauswirthschaft und Wilhelm ist in der Mühle und im Gute die das Werk treibende Feder.

Sollte der junge Mann, im Wohlstande und Ueberflusse geboren und erzogen, dem kein Genuß irgend einer Freude zu theuer ist, im Punkte der Liebe ohne Gefühl, sollte er in so früher Jugend schon ein Weiberfeind, oder des Umgangs mit Frauen überdrüssig, sollte er der Sklave einer andern Leidenschaft sein? Wilhelm ist, wie sein Vater, ein seelenguter Mensch; kein Armer verläßt, ohne reichlich beschenkt worden zu sein, das Haus, und in der Mühle hat er einen alten Knappen, den er bis zum Tode erhält, weil derselbe einer kleinen Anstalt, einem Magazine von Mehl, Graupen und Oel, vorsteht, und täglich nach gegebenen Vorschriften Gaben an Hilfsbedürftige austheilt, wovon selbst der Vater nichts wissen darf. Der Jüngling ist aber deshalb kein Frommer und kein Kopfhänger; er liebt leidenschaftlich die Jagd

und ist, trotz des Augenfehlers, der beste Schütze und der beste Reiter in der ganzen Gegend. Auch spielt er etwas Klavier und besitzt ein Wiener Instrument, das sein liebstes Möbel ist. Im Dorfe wohnt die Witwe des seit einigen Jahren verstorbenen Schullehrers, deren Sohn Kandidat der Theologie, mit Wilhelm aufgewachsen und sein Busenfreund ist. Carl Naumann, so heißt der Kandidat, ist Hauslehrer auf einem adlichen Gute in der Nähe und kommt wöchentlich zweimal zur Mutter, um dem Freunde Unterricht in der Musik zu geben, denn die Mutter und Schwester sind zwar blutarm, aber Wilhelm hat ein recht hübsches Instrument besorgt und Erneſtine vertritt, bei schlechtem Wetter, wo der Bruder nicht kommen kann, dessen Stelle. Sie hat außer dem Kandidat Carl noch drei Brüder, Knaben von 5, 7 und 9 Jahren, die sie ebenfalls unterrichtet. Erneſtine ist erst 17 Jahre alt, aber trotz ihrer Armuth so blühend und voll, daß sie Jedermann für 20 Jahre alt hält. Ueberraschen wir einmal die kleine Familie, wenn sie Abends im Zimmer beisammen ist. Am besten thun wir, sobald wir unserm Wilhelm nachschleichen, wenn er um 8 Uhr Abends den alten Vater nach dem Kruge geführt hat, wo er ihn punkt 10 Uhr wieder abholt. Wilhelm eilt wieder nach Hause, revidirt die Mühle, schließt das Wohnzimmer im Hause, steckt ein Paar Würste in die Tasche, das Notenbuch unter den linken Arm und trabt nach

der Wohnung der Schullehrerfamilie. Das Häuschen, in welchem die Witwe Naumann mit ihren Kindern wohnt, ist nicht überfäult und hat zu ebener Erde ein Wohnzimmer mit einer Kammer, eine kleine Küche und einen engen Hausflur; die Fenster der Wohnstube gehen nach dem kleinen Hofraume, der mehr einem Gärtchen als einem Gehöft gleicht, weil Erneſtine überall Blumen gepflanzt hat, wo ſich nur Raum dafür darbietet. Die Laden vor den Fenſtern ſind verſchloſſen, aber der eine klafft ſichtbar einen Zoll breit von der Wand ab, ſo daß das Licht im Zimmer hindurchſcheint. Es iſt grade ein ſo weiter Spalt, daß man das Stübchen überſehen kann. Die Witwe iſt mit den drei Knaben in der Kammer und bringt ſie zu Bett, während Erneſtine die ausgezogenen und theilweiſe auf der Diele liegenden Kleider der Kleinen aufnimmt und bei Seite legt, die Stühle ordnet, den großen Tiſch und das Klavier mit einem trockenen Tuche vom Staube reinigt und ſich dann prüfend an die Thür ſtellt, als erwarte ſie noch einen Beſuch. Sie putzt das Licht, wirft noch einen kurzen Blick in den an der Wand hängenden Spiegel und ſetzt ſich dann vor das Inſtrument, wo ſie aber nicht ſpielt, ſondern in einen großen Haufen Noten blättert, bis ſie einige hervorzieht und bei Seite legt. Jetzt nahet ſich Wilhelm dem Fenſter, zieht den Laden etwas weiter auf und klopft leiſe an eine Scheibe. Erneſtine ergreift einen kleinen Waſſer-

eimer, ruft der Mutter einige Worte in die Kammer zu und ist im Nu mit dem Gefäß im Hofe, um am nahen Brunnen Wasser zu holen. Wilhelm läßt das Mädchen einige Schritte gehen, dann stürzt er ihr nach, umfaßt sie von hinten und ihren Kopf nach sich ziehend, preßt er seine Lippen auf ihre Stirne. Guten Abend, Tinchen! ist Carl da? redet er das Mädchen an. Noch nicht, antwortete sie: wird auch heute nicht kommen, der gute Mensch; Du mußt Dich mit meiner Stümperei begnügen, lieber Wilhelm! Komm Kind, ich werde dir den Eimer füllen und bis vor die Hausthür tragen; aber meinen Lohn muß ich im Voraus haben. Mit diesen Worten nimmt der Jüngling dem Mädchen den Eimer aus der Hand, küßt sie einigemal auf Wang' und Lippen und eilt dann mit ihr zum nahen Ziehbrunnen.

Weiter wollen wir die beiden jungen Leute, welche auf dem kurzen Wege bis zur Wohnung der Schullehrerwitwe wohl zehnmal stehen bleiben und ausruhen, nicht verfolgen, glauben vielmehr unseren Lesern deutlich genug zu erkennen gegeben zu haben, daß Wilhelm und Ernestine längst mit ihren gegenseitigen Gefühlen in Richtigkeit und daß gewiß Gründe vorhanden sind, welche einer ehelichen Verbindung hindernd im Wege stehen. So war es auch wirklich. Der Schullehrer Naumann war in tiefer Armuth verstorben, denn sein kleiner Dienst trug kaum, zu Gelde berechnet, 100 Thlr. ein, und da er ein ganzes Jahr

lang auf dem Krankenbett gelegen, hatte er nichts als fünf, größtentheils unerzogene Kinder und — Schulden hinterlassen. Ernestine hätte sich nun wohl vermiethen und mit einem Theile ihres Lohnes die Mutter in ihrer traurigen Lage unterstützen können; aber der besorgte Bruder mochte die schwache und oft kränkelnde Mutter nicht gern allein mit den drei kleinen Geschwistern lassen und gab, was er nur irgendwie von seinem Gehalt erübrigen konnte. Die kräftigste Hilfe brachte aber Wilhelm, der, seitdem er sich mit Ernestine darüber verständigt hatte, daß er nur sie und keine Andere zum Altar führen werde — für alle Bedürfnisse der kleinen Familie in so reichlichem Maße sorgte, daß der Mangel sehr bald einem gewissen Wohlstande weichen mußte.

2.

Es war im Juli 1849, grade um die Zeit, als die Festung Rastatt von den Preußen berannt und das kleine Häuflein der süddeutschen Insurgenten von einem Punkte zum andern, endlich bis über die Schweizergrenze gejagt wurde, als eines Abends Ernestine Naumann vor der Thür ihrer kleinen, etwas vom Dorfe abgelegenen Wohnung stand, und des geliebten Wilhelm wartete. Ein kalter Wind strich über die Berge herüber und der Himmel war mit Wolken bedeckt, die aber dennoch dem dürren

Boden keinen erquickenden Regen herabsenden wollten. Das Mädchen mit den vollen Armen und der kräftigen Körperfülle, womit sie jedem Wetter trotzte, hatte die Schürze bis über das Kinn heraufgezogen und fror, wie im Spätherbst, wenn der Sturm den ersten Schnee vom nahen Berge herabwirft; da sah sie beim Schein des Mondes, der bisweilen aus den Wolken hervorschlüpfte, zwei menschliche Gestalten sich nahen und langsam auf das Haus zukommen. Sollte es Wilhelm mit dem Bruder Carl sein? Nein, die eine Gestalt war ein Frauenzimmer, und die andere — ja wahrlich, die war ihr Wilhelm, der jetzt um die Hausecke herumbog, und mit seiner Begleiterin nach einer Scheune zuschritt, welche zur Mühle gehörte und wozu er, wie sie wußte, den Schlüssel hatte. Erneſtine verbarg sich, von wüthender Eifersucht ergriffen, unter den etwas hervorragenden Fensterstock und sah ganz genau, wie Wilhelm die kleine Pforte aufschloß, die sich im großen Thor befand, und wie dann beide Personen in die Scheune hineinschlüpften. Sie war nahe daran, nach der Scheune hinzuschleichen, die kleine Pforte zu- und den Treulosen mit der unbekannten Dirne einzuschließen. Was hätte ihr dies aber geholfen? Ihr Wilhelm war ihr doch verloren, und wenn sie ganz mit ihm brach, mußte die gute Mutter mit den drei Kleinen wieder Noth und Mangel leiden. Sie blieb noch eine Zeit lang in ihrem Versteck und weinte, dann

kehrte sie traurig in das kleine Stübchen zurück und machte den Fensterladen sowohl als die Hausthür fest zu, entschlossen, an diesem Abende wenigstens den Verräther nicht wieder zu sehen. Sie setzte sich auf die Ofenbank und sagte der Mutter, welche sie mit zarter Besorgniß nach der Ursache ihres Trübsinns fragte: sie hätte heftiges Kopfweh und werde sich zu Bett legen; wenn Wilhelm nachkommen und — was sie nicht glaube — mit ihr Stunde halten solle, so möge sie ihn von ihrem Unwohlsein unterrichten. Die Mutter ging aus dem Zimmer und trat vor die Hausthür, theils um sich, wie sie gewohnt war, nach dem Wetter umzusehen, theils um Wilhelm Krause, wenn er ja noch kommen sollte, gleich vor der Thür abzufertigen, da es schon spät und sie in der That müde war. Sie mochte kaum einige Minuten gestanden haben, als sie ein Geräusch an der gegenüber gelegenen Mühlscheune hörte und einen Mann fort nach dem kleinen Hause des langen Preußen zu gehen sah. Kaum war der Mann in das Krämerhaus hineingeschlüpft, als Maria, die Menzelsche Ladenjungfer, herauskam und in vollen Sätzen nach der Scheune sprang, wo sie durch die kleine Pforte verschwand.

Die Schulmeisters-Wittwe hatte das Ladenmädchen ganz genau erkannt, denn sie war kaum drei Schritte weit vor ihr vorbeigelaufen und allen Bewohnern des Dorfs zu sehr bekannt, als daß sie jetzt

hätte verkannt werden sollen. Die Mutter theilte, als sie ins Zimmer zurückkehrte, der Tochter Alles haarklein mit, was sie draußen wahrgenommen hatte, und Erneſtine zweifelte nicht, daß die wegen ihrer großen Schönheit weit und breit bekannte Marie, wenn sie schon ihre Busenfreundin war, ihre Nebenbuhlerin oder eine leichtfertige Dirne sei, die durch reiche Geldspenden ihres geliebten Wilhelm verlockt demselben geheime Zusammenkünfte bewillige und ihm Unschuld und Ehre opfere.

Am nächstfolgenden Abende trat sie unter einen Fliederbaum am Hause und sah, als sie kaum ein Viertelstündchen gestanden hatte, ihren Wilhelm mit Marie ankommen und abermals in die Scheune schlüpfen; sie war aber kaum wieder im Zimmer und eben im Begriff, der Mutter ihr unglückliches Schicksal zu klagen, als Wilhelm hereintrat, die Notenblätter aus der Tasche zog, der Mutter eine Geldrolle in die Hand schob und, wie gewöhnlich, seinen Platz vor dem Instrumente einnahm, erwartend, Erneſtine werde ihren Stuhl neben den seinigen rücken und den Unterricht beginnen. Das Mädchen traute ihren Augen kaum. Hatte sie den Jüngling im Dunkeln verkannt oder kam er, um bald wieder zu gehen und sie zu täuschen? Eins von beiden mußte sein. Nein, verkannt hatte sie ihn nicht, er war ihr ja sobekannt, daß sie ihn wohl unter Tausenden hätte herauskennen wollen, auch hatte nur er, wie sie

gewiß wußte, den Schlüssel zu jener Scheune. Gewiß wollte der Falsche die Unterrichtsstunde rasch abmachen und dann zu der Buhlerin in die Scheune zurückkehren. Er fängt es klug an — dachte sie bei sich — aber warte! Weiberlist geht über alle List! Sie stellte ihm List entgegen, benahm sich heute recht heiter und unbefangen und rückte ihm so nahe auf den Leib, daß sie fast mit ihm auf einen Stuhl zu sitzen kam. Wilhelm drückte ihr die Hand, küßte sie auf die Stirn und schien in ihrer Nähe ganz glücklich zu sein; auf einmal aber sah er nach seiner Taschenuhr, ward sichtbar ängstlich und sagte: Mach's heute kurz, mein Tinchen! ich habe heute noch Briefe zu schreiben, die morgen früh zur Stadt müssen, und jetzt ist's schon neun Uhr.

Erneſtine hätte vor Schmerz vergehen mögen, denn offenbar wollte der Falsche nach der Scheune, wo die schöne Ladenjungfer auf ihn wartete. Sie stellte sich, als ob es ihr recht lieb sei, da sie, wie ihre Mutter wisse, schon seit gestern an heftigem Kopfweh leide und bat ihn, die Stunde heute lieber ganz einzustellen. Wilhelm fand sie auch wirklich recht blaß, auf ihrer Stirne saß ein kalter Schweiß, und beide Hände brannten in hoher Fiebergluth.

Wilhelm spielte ein paar Blätter durch, schob dann die Noten bei Seite und sagte: Dir ist nicht wohl, mein Leben! Leg' Dich zu Bett! Morgen komm' ich in Zeiten! Er stand auf, führte sie nach

dem alten Sofa, das im Zimmer stand, und eilte, als sie sich mit dem Kopfe auf den Tisch gelegt und gute Nacht gesagt hatte, fort. Ernestine folgte ihm, mit dem an die Mutter gerichteten Ausrufe: O! über die Falschheit der Männer! und sah ihn wieder in die Scheune hineingehen. Mutter und Tochter theilten sich nun ihre Beobachtungen offen mit und überlegten, was in der Sache zu thun sei, denn es unterlag nach ihrer Ueberzeugung keinem Zweifel, daß Wilhelm, der sonst so sittlich-reine Jüngling, von der schönen Maria verführt und daß diese eine Heuchlerin und schamlose Buhlerin war. Nein, Mutter, sagte Ernestine, von nun an breche ich das Verhältniß mit Wilhelm: ehe ich mich der Gefahr preis gebe, über lang oder kurz Marias Stelle einnehmen oder ihn ganz aufgeben zu müssen; sein Zögern und Vorgeben vor dem 30. Jahre nicht zu heirathen, will mir ohnehin nicht recht einleuchten und scheint nur ein Vorwand zu sein, um das gottlose Leben im Umgange mit schlechten Weibspersonen ungestört fortsetzen zu können. Entweder ich kündige ihm morgen schriftlich unser bisheriges Verhältniß mit kurzen Worten auf, oder ich gehe eine Zeitlang zur Muhme nach Martinrode und gebe ihm dadurch stillschweigend zu erkennen, daß ich von seinen schlechten Streichen unterrichtet und nicht Willens bin, mich länger bei der Nase herumführen zu lassen.

Und was soll's mit mir werden? fragte die

Wittwe: soll ich wieder am Kummerfaden nagen, wenn Krause seine Hand von mir abziehet?

Das wird er nicht thun, Mutter! Wohlthaten spenden ist ihm ein so unerläßliches Bedürfniß, wie das Essen und Trinken; freilich wird sich sein Wohlthätigkeitssinn nur auf Euch erstrecken und Ihr werdet nicht mehr erhalten, als seine übrigen Pfleglinge; aber Noth wird er Euch nicht leiden lassen. Uebrigens werd' ich mit dem Bruder sprechen und hoffe, mit demselben in Gemeinschaft Euch kräftig unterstützen zu können. So redete Erneſtine und nahm' sich alles Ernstes vor, ihr Schicksal mit Muth und Standhaftigkeit zu ertragen, machte am folgenden Abende einen Besuch im Dorfe, so daß Wilhelm, der zur gewöhnlichen Stunde eintraf, wieder gehen mußte. Die Wittwe hatte ihm jedoch nichts von dem Entschlusse ihrer Tochter sagen können, weil gerade eine geschwätzige Nachbarin bei ihr war, daher konnte auch Wilhelm von der Sinnesänderung seiner Verlobten keine Kenntniß erhalten.

Am Abende des zweiten Tages sollte indeß der Treulose enttäuscht und, während Erneſtine in der Stubenkammer sich verbergen und horchen wollte, von der Mutter gehörig unterrichtet werden. Zufällig trat ein heftiges Regenwetter ein, so daß Mutter und Tochter im Zimmer blieben, weil unmöglich bei so unfreundlicher Witterung Wilhelm kommen konnt. Es hatte 9 Uhr geschlagen, als Jemand die Haus-

thür aufriß und, noch ehe Erneſtine ins Nebenzimmer zu entfliehen Zeit hatte, ins Zimmer ſtürmte. Diesmal war es nicht Wilhelm, ſondern Marie, die Ladenmamſell des langen Preußen. Sie war ganz vom Regen durchnäßt, trug in der Hand ein Körbchen mit leerem Eßgeſchirr und ſchien geweint zu haben. Erneſtine glaubte nichts anderes, als daß der lange Preuße des Mädchens nächtliche Ausſchweifungen erfahren, ſie fortgejagt und daß dieſelbe vor der Hand kein Unterkommen habe, denn es war ganz ungewöhnlich, daß Marie, welche das Factotum im Menzjelſchen Hauſe war, ſich einmal entfernte.

Mein Gott! Marie, was iſt Dir denn begegnet? redete ſie die aufs Sopha Hingeſunkene an. Du biſt lange nicht bei uns geweſen und nun kommſt Du in ſolchem Wetter und ſiehſt ganz verſtört aus! Marie war ſo angegriffen und ſchien ſo ganz außer ſich, daß ſie nicht ſogleich antworten konnte, daher war Erneſtine boshaft genug, ſie zu fragen: Kommſt Du denn ganz allein? Oder fürchteſt Du Dich allein in der Mühlſcheune, wo es nicht richtig ſein ſoll, ſeit ſich der alte Kohlhaaſe darin aufgehängt hat?

Marie warf einen forſchenden Blick auf die ſonſt ſo treue und gutmüthige Freundin, richtete ſich dann hoch auf und ſagte: Du weißt, Erneſtine! daß ich keine Furcht kenne, wie Du, denn wer nicht auf böſen Wegen iſt, bei dem iſt Gott, und nie werde

ich auf bösen Wegen wandeln. Ich komme allerdings aus der Mühlscheune und muß auch wieder dahin; aber zuvor möchte ich Deinen guten Rath hören und Dich fragen, ob ich Dir unter dem Siegel der heiligsten Verschwiegenheit ein Geheimniß anvertrauen und auf Deine und Deiner Mutter Hülfe rechnen kann in einer Sache, die Euch einen guten Lohn bringen soll!

Du sprichst in Räthseln, Marie! erwiderte Erneſtine schon weniger mißtrauisch und giftig als zuerst. Rede! Du weißt, daß wir schweigen können und, wenn es in unseren Kräften stehet, auch ohne Lohn und Interesse helfen, wenn wir auch arm sind. Gewiß hat Dich Dein Prinzipal schlecht behandelt, weil Du des Abends — —

Nein, nein, unterbrach sie Marie, Menzels: sind gut, wie immer; weil er aber ein eingefleischter Preuße ist, darf er von meinem Geheimnisse nichts wissen. Aber Mädchen! was weißt Du von der Mühlscheune? Um Gottes Willen! Du hast doch nicht schon geplaudert?

Erneſtine war ganz erstaunt; sie wußte in der That nicht, was sie denken sollte. Was konnte es mit Wilhelm Krauſe sein? Denn diesen hatte sie mit Marie nach der Mühlscheune gehen gesehen, folglich mußte er bei dem Geheimniß wesentlich betheiligt sein. Ihre Neugierde wuchs von Sekunde zu Sekunde und das beklommene Herz sehnte sich

nach Erleichterung. Sie schob Marie in einen Winkel des Sophas, schloß Thür und Fensterladen sorgfältig zu, stellte die Lampe hinter den Ofen und sagte, sich vor die Freundin hinstellend: Nun erzähle, Marie! Verheimliche mir nichts! und wenn es mein eigenes Schicksal berühren sollte. Ich bin zu jedem Opfer bereit.

Ja, ein Opfer mußt Du mir bringen, gute, treue Seele! sprach Marie, aber es soll Dir reichlich vergolten werden, was Du thun wirst, denn ich verlange Viel von Dir.

Zur Sache, zur Sache! eiferte Erneſtine: ich brenne vor Ungeduld, sieh', wie ich zittere! Aber rechne ganz auf meine Freundschaft! Ich bin bereit, Dir das Liebste zu opfern, wenn es Dein Glück will.

Dein Liebstes? etwa Deinen Wilhelm? Nein, gute Seele! den sollst Du behalten! Sieh, erzählte nun Marie im Zusammenhange: ich habe einen Bruder, einen guten redlichen Bruder, den ich über Alles liebe und der meiner innigsten Schwesterliebe werth ist. Eduard — so heißt er — glühete, wie alle junge Leute, für die große, heilige Sache der Freiheit und des großen einigen Deutschlands, hatte nur erst seine akademische Laufbahn auf der Jenaer Universität vollendet und begann, nun sich ganz seinem politischen Eifer zu überlassen. Nicht genug, daß er im vorigen Jahre unter Hecker und Struve im südlichen Deutschland kämpft, nahm er, nach dem

unglücklichen Ausgange dieses Kampfes, an der Redaktion eines demokratischen Blattes Theil und forderte darin in verschiedenen mit ungeheurer Begeisterung geschriebenen Aufsätzen zur Theilnahme am großen Befreiungswerke auf. Er war viel gereiset und hatte viel gelesen, war mit Leib und Seele Republikaner und ging in seinen Aufsätzen schonungslos über die Fürsten, besonders über Preußen her, dem er alle Schuld beimaß, daß das heilige Werk nicht gelungen sei. Ganz natürlich war er einer der Ersten, die sich am Aufstande der Badenschen betheiligten; er setzte sich mit allen Koriphäen der Volksführer in Verbindung, warb theils persönlich, theils schriftlich unter den Studenten viele junge Leute an, begeisterte durch seine Reden eine große Menge junger Handwerker und führte dem Helden Miroslawski eine große Schaar tüchtiger Krieger zu. In Rastatt war er mit seinem Freund Emil Wilke einer der letzten und hätte sich lieber mit dem Kern seiner Waffenbrüder unter den Ruinen dieser Stadt begraben lassen wenn er nicht vom Verrath gelähmt worden wäre, sondern freie Hand und freien Willen gehabt hätte. In dem letzten Ausfalle schlug er sich mit einigen Kameraden, von welchen die meisten mit dem Leben bezahlen mußten, durch und entkam mit Emil, zwar verwundet, aber dennoch so weit gesund, daß sich Beide durch die preußische Armee durchschleichen und den Weg nach unsern sie schützenden Bergen und

Wäldern einschlagen konnten. Ich befand mich vor vier Tagen im Gewürzladen, wo außer mir nur ein Käufer — Dein lieber Wilhelm — zugegen war, als beide Jünglinge, als Bergleute verkleidet, eintraten und Eduard, den ich sogleich erkannte, nach kurzer Begrüßung mich dringend bat, ihn eiligst mit seinem Gefährten irgendwo zu verbergen, weil ihm die Verfolger auf den Fersen und sie Beide dennoch außer Stande waren, weiter zu marschiren. Eduard hatte mir zwar Alles nur kurz und heimlich zugeflüstert, aber dennoch mußte Herr Krause etwas verstanden haben, denn als er die Verlegenheit und augenblickliche Rathlosigkeit bemerkte, in der ich mich natürlich befand, ergriff er meines guten Bruders Hand und sagte: Wenn Sie mir vertrauen wollen, meine Herren, werde ich, wenigstens so lange Rath schaffen, bis das gute Mädchen da etwas Besseres ausgemittelt hat. Ich besitze, nicht fern von der Mühle eine Scheune, wo Sie bequem und warm sich aufhalten können, und wo Sie, was das Beste ist, Niemand sucht. Auf meine Verschwiegenheit können Sie rechnen; auch werde ich für alle Ihre Bedürfnisse selbst sorgen, da dieses junge Mädchen wohl über allerhand Waaren, schwerlich aber über andere Dinge disponiren kann, welche für Sie jetzt dringendes Bedürfniß sind. Kurz, Dein Wilhelm schlug sich ins Mittel, ging mit mir nach der Scheune, wies den beiden jungen Leuten in einer mit Gerstenstroh und

Heu angefüllten Panse einen Aufenthalt an und nahm mir das Versprechen ab, alles, was für die armen Flüchtlinge gebraucht werde, aus seiner Wirthschaft zu holen. Ach! theure Erneſtine! Dein Wilhelm iſt mehr als ein guter Menſch, mehr, als ein gewöhnlicher Wohlthäter; er iſt ein Engel, von dem man mit den Bibelworten ſagen kann: Was ſeine Rechte giebt, davon darf die Linke nichts wiſſen. Wie glücklich wirſt Du einſt an der Seite dieſes guten Menſchen ſein!

Hier konnte Erneſtine, welche die Freude, daß ihr geliebter Wilhelm rein von der Schuld ſei, deren ſie ihn verdächtig gehalten hatte, bewältigte, ſich nicht enthalten, die erzählende Freundin zu unterbrechen; ſie fiel ihr um den Hals, weinte laut und ſagte: Ach! vergieb mir Marie! Ich hatte Dich und meinen Wilhelm in einem ſchlimmen Verdachte, denn ich hatte zufällig Euer geheimnißvolles Treiben in der Mühlſcheune beobachtet und konnte mir daſſelbe nicht anders, als einen Verrath an mir, als einen ſtrafbaren Umgang von Euerer Seite erklären. Ja, nun erkenne ich die Wahrheit des Sprichworts: »Der Schein trügt«, und ich werde nie mehr nach dem bloßen Scheine urtheilen. Doch erzähle weiter und verlange, was Du willſt von mir! Es ſoll mich freuen, wenn ich Dir bei aller meiner Armuth einen Beweis meiner Liebe und Freundſchaft geben kann.

Nun, ſo höre und hilf mir aus der Noth, wenn

Du kannst! fuhr Marie fort. Vier Tage und vier Nächte haben die beiden Flüchtlinge in der Mühlscheune zugebracht, Dein Wilhelm hat wie ein Bruder für ihre Bedürfnisse gesorgt und mein guter Bruder hat an ihm einen Freund gewonnen, wie er gewiß keinen haben wird; aber die beiden Jünglinge müssen aus der Scheuer fort, diese Nacht noch fort, wenn sie nicht verhaftet und den Preußen ausgeliefert werden sollen! Vor einer guten Stunde kam ein Gensd'arme zu Menzel und blieb lange mit ihm im Zimmer. Menzel rief mir in den Laden zu, ein Glas Liqueur zu bringen, und als ich den Branntwein brachte, sahen mich die beiden Männer mit so durchdringenden Augen an, daß ich Verrath fürchtete. Ich hatte mich nicht geirrt. Vor der Thür horchte ich und vernahm deutlich, daß der Gensd'arme sagte: Ich bleibe heute hier, passet auf das Mädchen auf, alter Kamerad! Morgen mit dem Frühsten laß' ich die Scheune durchsuchen. Es war kein Zweifel. Der Aufenthalt meiner beiden Schützlinge ist verrathen. Noch kann ich mir zwar nicht denken, wer der Verräther sein mag! aber es muß rasch gehandelt werden. Du mußt die beiden Flüchtlinge, welche nicht fortkönnen, weil Emil Wilke krank ist, einstweilen aufnehmen und wirst reichlich von ihnen gelohnt werden, denn sie haben Beide tüchtig gefüllte Börsen und werden dankbar sein. Komm, begleite mich, daß wir sie befreien, denn allein fürchte ich mich

in der stockfinsteren Nacht, und Deinen Wilhelm möchte ich bei der Befreiung der beiden Vögel aus dem Spiel lassen, da es leicht möglich, ja sogar höchst wahrscheinlich ist, daß er von den Gerichten vernommen, daß er vielleicht eidlich abgehört wird.

Aber, sag' mir Mädchen! sprach Ernestine: wie hast Du es gewagt, Dich zu entfernen und die Ausquartirung zu unternehmen, der der lange Preuße gewiß nachspüren, und uns aufheben lassen wird, wenn wir mitten in der Arbeit sind?!

Das wird nicht geschehen, entgegnete Marie: ich sah das wie Du, voraus, darum mußte ich Alles versuchen und griff den langen Preußen an der verwundbarsten Stelle an. Als nämlich der Gensd'arme fort war, ging ich ins Zimmer zu Menzel und sagte ihm die reine Wahrheit, denn es ist gewiß kein Schelmenstück, wenn sich die Schwester des Bruders annimmt. Menzel, so sehr er auch stockpreußisch gesinnt ist, sagte: Du hast recht gethan, Marie, daß Du die beiden Deserteure, oder was die beiden Schelme sonst sein mögen, in Schutz genommen hast, bis sie weiter können, besonders, da der eine Dein leiblicher Bruder ist, das war menschlich und durchaus nothwendig; aber aus der Mühlscheune müssen sie heute noch fort, da diese mit dem frühen Morgen durchsucht wird. Die jungen Brauseköpfe, welche der große Freiheitsschwindel ergriffen hat, würden unfehlbar kriegsgerichtlich zum Tode

verurtheilt und erschossen oder als Rebellen wohl gar gefangen werden. Geh! Marie und öffne die Scheune! Nimm einige Thaler Geld mit und gieb's den armen Teufeln, wenn sie keins haben sollten, und beschreib ihnen den Weg über die kurze Strecke Berg, der gerade nach dem Vogelheerd führt! Dort können sie bis morgen rasten und sicher in den Waldwegen fortkommen! Sieh! Erneſtine, so sagte Menzel und ich werde ihn glauben machen, die beiden Flüchtlinge wären über alle Berge. Das werd' ich auch bei der Obrigkeit aussagen, wenn ich gefragt werde, denn mir werden sie nichts zu leid thun, wenn ich den Bruder fortgeholfen habe. Aber nun sage mir, Mädchen! wo thust Du die Jünglinge hin, daß sie, ohne Euch zu belasten, wohnen und sich pflegen können?

Dafür wußte Erneſtine Rath. Ihr Bruder, der Candidat, hatte ein Stübchen mit zwei Fenstern nach dem Garten zu, wo er studirte, wenn er zum Besuch kam und irgendwo predigte, und wo ein Bett und ein kleines Sopha stand. Dieses abgelegene Zimmer wurde in aller Eil in gastlichen Stand gesetzt und mit dem nöthigen Geräth versehen, dann machten sich die beiden Freundinnen auf den Weg und brachten ihre Schützlinge unter dem Schutze der Nacht und des Regens, der noch immer vom Himmel strömte, in Sicherheit. Maria's Bruder, Eduard, war ein kräftiger blühender Jüngling von 25 Jahren und eben so männlich-schön, wie seine

reizende Schwester als Mädchen, sein Freund Emil dagegen hatte ein leidendes krankhaftes Aussehen, er war eine lange und schlanke Gestalt, hatte krauses schwarzes Haar und ein zartes, fast mädchenhaftes Gesicht, dessen bleiche Farbe von dem kleinen Schnauzbärtchen noch mehr gehoben ward. Im Alter mochte er Jenem gleich, vielleicht um ein Jahr jünger sein. Er litt wie Eduard sagte, seit einigen Tagen am kalten Fieber, und es war sehr hohe Zeit, daß er aus der Scheune fort und in bessere Pflege kam. Marie gab, wenn schon die beiden Jünglinge gefüllte Börsen hatten, Geld, versprach jeden Abend, wenn Menzel mit seiner Frau zu Bett sei, wieder zu kommen, und empfahl der Freundin hauptsächlich, den Fieberkranken Emil; außerdem nahm sie ihr das Versprechen ab, den Aufenthalt der beiden jungen Leute selbst ihrem Wilhelm zu verheimlichen. Ernestine befolgte treulich die ihr gegebenen Vorschriften und opferte manche Nacht durch den Schlaf, um in Gemeinschaft mit Eduard dem kranken Emil die nöthige Pflege angedeihen zu lassen.

III.

Tage und Wochen waren vergangen; Wilhelm Krause und Marie, die Menzel'sche Ladenjungfer waren über den Aufenthalt der beiden Freischärler in der Mühlscheune abgehört worden und Beiden hatten

die Aufnahme und das Verbergen der Flüchtlinge offen bekannt, dagegen aber versichert, daß sie in der Nacht vor der beabsichtigten Durchsuchung der Scheune entlassen worden und jetzt, wer weiß wo? wären. Wilhelm hatte seine Aussage mit dem guten Bewußtsein, nur die Wahrheit angegeben zu haben, erstatten können, denn ihm hatte Marie versichert, daß sie die Jünglinge in jener Nacht noch fort über die Berge gewiesen, und davon, daß Erneſtine in das Geheimniß mit eingeweihet und die Verwahrerin und Pflegerin derselben sei, konnte er keine Ahndung haben. Er hatte nur einmal des Ereignisses, welches bald darauf dorfkundig geworden war, gegen Erneſtine erwähnt und ihr nur soviel zugestehen für gut befunden, daß er der Menzelschen Ladenjungfer auf Verlangen den Schlüssel zur Mühlscheune gegeben habe, um ihren angeblich flüchtigen Bruder eine Zeit lang zu verbergen. Jetzt war der ganze Vorgang vergessen und beide Theile, Wilhelm sowohl als Erneſtine, waren froh, daß nicht mehr daran gedacht wurde.

Eines Tages, es war Ende August, kam Wilhelm Krauſe von Ilmenau, wo er an einen Bierbrauer Gerſte verhandelt hatte, und ritt, um noch ein anderes Geschäft in einem benachbarten Dorfe, das mitten im Walde lag, abzumachen, über die Berge. Es mochte 8 Uhr Abends sein, als er sich auf dem Rückwege befand und vom Berge herab sein

stilles Dörfchen liegen sah. Die feierliche Stille, welche um ihn her herrschte, der Anblick der majestätischen Eichen und Tannen, die ihre belaubten Gipfel hoch emporstreckten, und das sanfte Rauschen des Mühlbachs, welches wie Geistergesang aus dem Thale heraufklang, hatten sein Gemüth in diejenige Stimmung versetzt, in der sich jeder unverdorbene gute Mensch beim Anschauen der großen heiligen Natur befindet. Er stieg vom Pferde, hing den Zügel an den Arm und schritt langsam auf dem ziemlich unebenen Wege fort. Je näher er dem Wege kam, der den Berg hinab nach seinem Wohnsitze führte, desto langsamer wurden seine Schritte. Gott, sprach er leise vor sich hin: wie unendlich schön ist Dein Schöpfungswerk! Wie predigen und verkündigen uns diese Bäume, diese verschiedenen Pflanzen, diese üppigen Fluren im Thale da unten Deine Liebe und Deine Treue. Ja, Herr! die freie Natur ist der einzige wahre Tempel, wo wir Dich anbeten und verehren sollten, die unermeßliche Himmelsdecke ist der erhabenste künstlichste Bau, den keines Menschen Hand nachahmen kann. Ach! wer zufrieden mit seinem Schicksal, wer an ein Wesen gebunden ist, das ihn liebt und das er sein eigen nennen kann, der allein ist glücklich auf Erden; nur der Einsame, der Verlassene kann unglücklich genannt werden, weil er Niemanden hat, mit dem er theilen, dem er seine innigsten Gefühle mittheilen kann! Ernestine! Du

weißt es noch nicht, wie sehr ich Dich liebe! Gott erhalte mir diese gute fromme Seele. Gieb, daß ich sie so glücklich machen kann, wie sie mich beglückt durch ihre reine, treue Liebe.

Der junge Mann würde vielleicht noch länger geschwärmt haben, wenn sein Pferd ihm ferner ruhig gefolgt wäre; aber dieser sonst gutmüthige und lammfromme Gaul stand auf einmal still, schnaubte und warf den Kopf so hoch empor, daß er ihm den Zügel vom Arme riß. Wilhelm nahm den Zügel wieder auf, streichelte den Hals des schönen Thiers und langte aus dem Holfter eine geladene Pistole, denn er befand sich gerade an einer ringsum mit Dickicht bewachsenen steinigten Stelle, die man das Teufelsloch nannte, weil nicht nur der Boden wegen der vielen umherliegenden Steine sehr uneben, sondern weil auch dieser Ort wegen mehrfacher daselbst verübter Raubanfälle verrufen war. Um sich vor einem etwaigen Angriffe sicher zu stellen und sich zur Vertheidigung gefaßt zu halten, spannte er den Hahn des Gewehrs und ergriff das Pferd an der Stange. Da sah er, als eben der Mond durch zwei Tannen einen matten Schein auf eine lange Strecke Wegs warf, wo vor Kurzem eine junge Baumpflanzung angelegt war, zwei menschliche Gestalten einherwandeln, eine dritte folgte den beiden Ersten. Das waren keine Räuber oder Buschklepper. Denn ruhig und plaudernd schritten sie einher und Keiner von ihnen führte einen

Stock oder wohl gar eine Waffe. Sie waren noch zu entfernt, als daß Wilhelm auch nur ein Wort von ihrer Unterhaltung hätte verstehen können, und gingen auf einem schmalen Fußsteige hin, der bergab gerade nach dem Dorfe führte. Nur soviel entdeckte er mit seinem scharfen Auge, daß die beiden Vordersten ein Mann und eine Frau waren; der Hintere war ebenfalls eine Mannsperson. — Wilhelm mußte, wenn er der kleinen Gesellschaft nicht in den Weg kommen, sie vielmehr erst näher beobachten wollte, noch eine Zeit lang halten und sah, da sich die drei Personen immer mehr näherten, mit Erstaunen, daß die Frauensperson seine geliebte Erneſtine war, ja er erkannte, als sie näher gekommen waren, ganz deutlich ihre Stimme und konnte jetzt jedes Wort vernehmen, das sie mit ihren Begleitern wechselte. Sie hatte ihren Führer an der Hand gefaßt und sagte: Mein Gott! wie glücklich lebt man doch auf unserm Dörfchen, wo es Niemandem einfällt einen Spaziergang in so dunkler Nacht zu machen, und wo kein Verräther lauscht. Sie haben recht, Fräulein, sprach der hinterherschreitende Mann: was würde Ihr Verlobter sagen, wenn er wüßte, daß Sie mit einem jungen Manne im Walde herumliefen? denn die Liebe sieht an ihrem Gegenstande in jeder fremden Gestalt einen Nebenbuhler.

Weiß ich denn, was er in Ilmenau macht, wo er gewiß mit seinem Handel bald fertig geworden

ist. Lassen wir solche Bedenklichkeiten und genießen den schönen Abend! Nächsten Sonntag sind wir in Martinwalde, da können wir keine Bergparthie machen, denn da ist Schnee auf den Bergen, während wir im Thale Hafer aufharken und Sträußer von Winden und Astern binden. Nicht wahr? Sie freuen sich auch darauf, Herr Lieutenant? So sprach Erneſtine und stellte sich ihrem Führer, dessen Hand sie loslies, ganz nahe gerade gegenüber. Plötzlich rief sie aus: Da kommt sie, da kommt sie! So ist es schön, nun hat Jedes sein Theil! Mit diesen Worten sprang Erneſtine mit schnellem Schritt eine große Strecke fort, die beiden Männer eilten ihr nach und empfingen eine zweite Frauensperson, so daß sich nun zwei Paare gruppirten. Wer diese zweite Frauensperson war, konnte Wilhelm nicht erkennen; sie liefen auch alle Vier so rasch und eilig den Berg hinab, daß sie Wilhelm bald aus dem Gesicht verlor. Aber der Stachel der Eifersucht hatte sich tief in sein Herz gebohrt. Wer mochten die beiden jungen Männer sein? Gewiß ein Paar preußische Offiziere, denn sei einigen Tagen lagen auf allen Dörfern preußische Truppen, von welchen wohl Einer auf das hübsche Mädchen Jagd gemacht haben konnte; er selbst hatte einen Obersten im Quartier und wußte, daß die Herren Offiziere nichts zu thun, daher Zeit genug hatten, die jungen Dorfschönen zu beobachten und mit dem Glanze ihrer blanken Waffen und lockenden Uniform Angriffe auf ihre Tugend zu wagen. Auch sprach die Bekleidung der beiden jungen Männer für

die Vermuthung, daß es preußische Offiziere wären, denn wenn sie auch keine Degen trugen, so kündigten doch die kurzen, um den Leib knapp anliegenden Röcke und die Soldatenmützen den Militärstand an, und Erneſtinens Anrede: Herr Lieutenant! gab dieſer Vermuthung volle Gewißheit.

Kaum zu Hauſe angelangt, übergab er ſein Pferd einem Knechte und eilte nach der Wohnung der Schullehrerwitwe. Wo iſt Erneſtine? fragte er die ſtets fleißige Alte, die ſich erſchrocken im Zimmer umſah, die Kammerthür öffnete und laut der Tochter Namen ausrief, auf einmal aber ſich zu beſinnen ſchien und antwortete: Ach, ſie wollte ja in den Laden zum langen Preußen gehen und weißen Rum holen.

Weißen Rum! ſprach Wilhelm, die Worte als Frage wiederholend und entfernte ſich, ohne guten Abend oder gute Nacht, Mutter! wie er ſonſt immer zu thun pflegte, zu ſagen. Als er zur Hofthür heraus in's Dorf trat, ſah er ganz deutlich die Schatten von zwei Perſonen, die raſch um die Hausecke bogen und im Garten verſchwanden. Er eilte eben ſo raſch nach, denn er mußte um jeden Preis Gewißheit haben, ob das Mädchen, die er über Alles liebte, der er die Liebe des Vaters zu opfern entſchloſſen war, ihn zu betrügen fähig ſei. Eine Oeffnung im Zimmer führte ihn in den Garten, der das Haus von zwei Seiten umſchloß. Im Garten war keine Seele;

aber vor demselben sah er zwei Männer stehen, die das Gesicht nach dem Hause gekehrt, dasselbe zu beobachten schienen. Er bückte sich und schlich so nahe an den Zaun, daß er, ohne von außen bemerkt zu werden, die beiden Männer erkennen konnte. Es waren zwei junge Offiziere von der im Dorfe liegenden Kompagnie, die er oft beim Obersten gesehen und mit denen er sich so oft unterhalten hatte, der Lieutenant v. Sch... und der Lieutenant Z.... Beide hatten zwar keine Helme, sondern nur gewöhnliche Mützen auf, aber Beide den Degen an der Seite. Lieutenant Z... sagte nach längerem Schweigen: ich dächte, wir gingen heute nach Hause! Die Mädels sind viel zu pfiffig, als daß sie uns nicht beobachtet haben sollten. Aber wartet, Ihr glücklichen Kameraden! Was Ihr so zufällig erobert habt, soll uns nach standhafter Belagerung auch zu Theil werden!

Die Offiziere gingen nach der Wohnung des langen Preußen zu, wo, wie Wilhelm wußte, das Offizier-Corps täglich am Abend zusammenkam und zechte und spielte.

Am folgenden Abende begab sich Wilhelm, wie gewöhnlich, zu der Schullehrer-Witwe, nicht sowohl, um Erneſtine zu besuchen und bei ihr Stunde zu nehmen, was er schon lange nicht mehr gethan hatte, als vielmehr, um diese in ihrem Benehmen gegen ihn zu beobachten und sich von ihrer Treulosigkeit noch mehr zu überzeugen. — Er kam absichtlich

etwas später als sonst und traf das Mädchen nicht im Zimmer; die Mutter holte sie aus der Kammer, wo sie, wie man ihr ansah, schon geschlafen hatte, denn sie konnte kaum die Augen aufthun, und ihre Bekleidung befand sich in ziemlicher Unordnung. Als Wilhelm nach kurzer Unterhaltung erklärte, daß er sich nicht lange aufhalten könne, weil er mit dem Obersten Piquett spielen müsse, nöthigte ihn Erneſtine gar nicht zum Dableiben, schien seine Entschuldigung vielmehr ganz gleichgültig anzuhören und mochte sich kaum des sie übermannenden Schlafes erwehren. — Sie begleitete ihn zwar bis vor die Hausthür, nahm aber nur kalt von ihm gute Nacht und schloß, als er fort war, sorgfältig Thür und Fensterladen zu. Diese Wahrnehmungen waren allerdings geeignet, den liebenden und sich betrogen sehenden Jüngling noch mißtrauischer zu machen, er kehrte, als er schon einige hundert Schritte fortgelaufen war, wieder um und legte sein Ohr an einen Fensterladen, um vielleicht aus der Unterhaltung der Geliebten mit ihrer Mutter noch ein anderes Resultat zu ziehen. Mochte es nun Zufall oder Absicht gewesen sein, daß der eine Fensterladen nicht fest verschlossen war, sondern etwas aufklaffte, genug Wilhelm konnte durch den langen Spalt das ganze Zimmerchen übersehen und traute seinen Augen kaum, als er auf dem Sopha einen jungen Mann sitzen sah, der seinen Kopf vertraulich auf Erneſtinens Schulter gelegt hatte und der ihre

beiden Hände in den seinigen hielt. Die Mutter war nicht im Zimmer, kam aber bald aus der Kammer und ging mit einem brennenden Lämpchen zur Stubenthür hinaus. Das Gesicht des jungen Mannes war nur zum Theil zu sehen, so daß man auf der Oberlippe ein schwazres Bärtchen unterschied. Aus der höchst saubern und feinen Bekleidung und einer Aehnlichkeit mit einem jungen Lieutenant, welcher öfters beim Obersten aus- und eingegangen war, folgerte Wilhelm, daß der Jüngling ein preußischer Offizier sei, der im nahen Dorfe Rusitz lag. Jetzt war der unglückliche junge Mann enttäuscht und hatte keinen Grund mehr, zu zweifeln, daß Ernestine, die ihm tausendmal Liebe und Treue geschworen, an der er unzählige Wohlthaten verschwendet und die er aus dem Staube der Armuth auf die höchste Stufe irdischer Glückseligkeit zu bringen beabsichtigte, eine gemeine Buhlerin oder eine undankbare, treulose Dirne sei, die ihn nie wahrhaft geliebt haben könne. Um seinen Schmerz zu bekämpfen, ging er von nun an täglich jeden Abend zum langen Preußen und zechte mit den jungen Offizieren, die den jungen gebildeten Mann recht gern sahen, besonders da er Geld hatte und mit einer Freigebigkeit zu ihrem Besten damit schaltete. Die Schulwitwe wurde zwar nicht vergessen, er sandte ihr regelmäßig durch einen seiner Knechte die ihr bewilligte Unterstützung; aber alle Winke und Einladungen Ernestinens, sie zu besuchen,

ließ er unbeachtet, so daß er endlich von ihr gar nichts mehr erfuhr.

Dem alten Krause, Wilhelms Vater, welchem die Sinnesänderung seines Sohnes nicht verborgen bleiben konnte, war es ein großer Gefalle, daß Wilhelm mit der armen Schullehrerstochter gebrochen hatte; er hatte Erneſtinens Vater im Leben nicht leiden können und trug den gegen den Vater gefaßten Haß nach deſſen Tode auf die Tochter über. Wilhelm ſtand jetzt viel höher in ſeiner Gunſt und eines Tages ſchlug er ihm ſogar die ſchöne Marie, Menzels Ladenmamſell, zur Frau vor. Sieh, mein guter Sohn, ſagte er: Erneſtine war keine Frau für Dich. Das Mädchen iſt ein Staatspüppchen und weiß wohl einen weiblichen Putz zu arrangiren und den Bauermädchen die Röcke und Mieder zu machen, allein von einer Hauswirthſchaft verſteht ſie ſo gut, wie gar nichts. Da iſt Marie eine ganz andere Perſon. Potzelement, ſie verſteht den Handel aus dem ff und beſorgt des alten Preußen Wirthſchaft nur ſo beiläufig. Menzel iſt ein wohlhabender Mann und hat weder Kind noch Kegel. Heirathſt Du die Marie, ſo ſetzen wir dem alten Herrn und ſeiner Dame einen Auszug aus, füttern ſie zu Tode und das ſchöne Beſitzthum wird ein ſchöner Zuwachs des unſrigen.

So redete der alte Krauſe faſt täglich und je öfter Wilhelm das in der That reizende Mädchen ſah, um ſo lieber gewann er es, beſonders da er be-

merkte, wie äußerst sittsam und tugendhaft es war, und wie sie es verstand, die jungen Lieutenants, die ihr täglich die Kur machten, ablaufen zu lassen. — Er fing an, das schöne Mädchen von Tage zu Tage mehr auszuzeichnen, unterhielt sich öfters mit ihr im Laden und freute sich, daß sie ihn nicht zu verstehen schien. Nur Eins wunderte ihn, daß nämlich Marie, die doch, wie er wußte, Ernestinens Busenfreundin gewesen war, niemals derselben mit einem Worte gedachte.

6.

Marie, das schöne Ladenmädchen, war nach Leipzig zur Michaelismesse gereist, um, wie sie immer thun mußte, Waarenvorräthe einzukaufen, was sie meisterhaft verstand, und Menzel mußte in dieser Zeit den Verkauf in beiden Läden selbst besorgen. Wilhelm Krause sollte ihr, so wollte es der Vater, so wollte er es und so war auch der lange Preuße damit einverstanden, nachreisen, um Tuche einzukaufen, denn das Tuch stieg bei den Unruhen in allen deutschen Ländern, welche die Mobilmachung der vielen Truppen nöthig machten, immer mehr und mehr im Preise. Die Kriegsminister hatten gut kaufen, denn das Volk mußte bezahlen. Voraussichtlich war daher bei einem Tuchgeschäft Etwas zu machen und Menzel und Krause hatten ja Geld. Ehe Wilhelm reiste,

schrieb Marie, meldete ihrem Prinzipal und beiläufig auch dem jungen Wilhelm Krause, daß sie einige Tage länger in Leipzig bleibe, weil ihr Bruder daselbst angekommen und im sächsischen Staatsdienst angestellt sei. Sie hatte ihrem Briefe einen an Ernestine gerichteten Brief beigelegt mit der Bitte, denselben ihrer lieben Freundin ja sogleich zustellen zu lassen. Es war schon dunkel, als der Posibote den Brief brachte und Wilhelm nahm den an Ernestine mit sich, um ihr denselben durch einen seiner Leute zu übersenden. Auf dem Wege nach seiner Wohnung besann er sich indeß anders, beschloß nämlich, den Brief seiner ehemaligen Verlobten selbst zu bringen und bei dieser Gelegenheit zu erfahren, wie sie sich in ihrem neuen, mit einem andern angeknüpften Verhältniß gefalle. Wahrscheinlich war es auch wohl noch die alte wieder erwachende Liebe, welche ihn zu diesem Unternehmen trieb. — Als er an das Dorf ankam, denn seine und Menzels Wohnung lagen etwas ab davon, hörte er ein ungewöhnliches Getöse, aus allen Bauerhöfen und Häusern strömten Menschen heraus und rannten, als ob es irgendwo brenne, grade nach der Wohnung der Schulwitwe zu. — Was giebt's denn? Ist denn Feuer im Dorfe? fragte er einige Bauern, konnte aber keine genügende Antwort erhalten, bis ihm eine Magd, die von der Schulwohnung herkam, sagte: J, Herr Jesus! wissen Sie es denn nicht, Herr Krause? Schulmeisters Ernestine hat einen

Offizier erstochen, die Gerichte sind im Hause und haben auch das Geld, lauter Goldstücke, gefunden, das sie dem Menschen abgenommen hat. Die Leiche liegt noch im Bette und Ernestine soll noch diese Nacht an's Kriminalgericht abgeliefert werden!

Was! schrie Wilhelm: einen Menschen getödtet, erstochen! das zarte lammfromme Mädchen? Nein, da liegt ein Irrthum zu Grunde!

Ja, ja, Herr Krause! es ist so! das böse Weibsbild hat ihn in's Haus gelockt, ihn wahrscheinlich betrunken gemacht und ihm dann das Geld abgenommen. Gehen Sie nur hin. Sie können sich die Leiche besehen! So sprach die Frau des Dorfschulzen Meier zum Fenster heraus und Wilhelm beflügelte seine Schritte. Vor der kleinen Wohnung der Witwe des Schullehrers stand ein Wagen, der gerade fortfuhr und das Volk gaffte demselben nach und die Weiber riefen: Seht, da fährt sie hin, die Bettel! Hat sie uns nicht immer über die Achsel angesehen? das hochmüthige Ding!

Die Haus- und Stubenthür standen offen, die Witwe saß mit den Kindern auf dem Sopha und weinte und die Kammer war hell erleuchtet. Ein Gensd'arme stand in der Thür, welche zur Kammer führte und rief: Immer kommt herein, Leute! Besehet Euch den Todten. Vielleicht kennt ihn Jemand! Nur immer zwei auf einmal! — Wilhelm trat mit einem jungen Bauer ein und sah auf dem Bett einen

noch völlig bekleideten männlichen Leichnam liegen, aus dessen entblößter Brust ein Blutstrom gequollen war, der eine tiefe Stichwunde vermuthen ließ. Das Gesicht des jungen Mannes schien, bleich und verzerrt, dem eintretenden Wilhelm nicht ganz unbekannt und der kleine schwarze Bart auf der Oberlippe ließ auf den Lieutenant rathen, den er in Ernestinens Gesellschaft gesehen hatte; ein Gerichtsbeamter stand mit dem Schulzen neben der Leiche und zeigte eine kleine goldene Uhr, sowie eine mit Goldstücken gefüllte Börse vor, indem er zu verschiedenen Malen erklärte, daß diese werthvollen Gegenstände in Ernestinens Koffer versteckt gefunden worden und wahrscheinlich die fluchwürdigen Reizmittel wären, welche das Mädchen zu der verbrecherischen That verlockt hätten. — Wilhelm schauderte zusammen und würde eine lächerliche oder verdächtige Rolle gespielt haben, wenn er nicht hätte abtreten müssen, weil gerade mehrere Offiziere und Soldaten angekommen waren, die sich die Leiche vorzeigen lassen wollten.

Ihn jammerte, als er fortging, die Witwe mit den Kindern, er nahte sich ihr und sagte: Frau Schulmeisterin, hier können Sie mit den Kleinen nicht bleiben, so lange die Leiche da bleibt; kommen Sie zu mir, ich weise Ihnen einstweilen ein Zimmer in unserm Seitengebäude an! Die Witwe rang die Hände, zeigte nach der Kammer und erwiderte: Wird man es denn zugeben? Wilhelm besann sich nicht lange;

er kehrte noch einmal in die Kammer zurück und sprach mit dem Gerichtsbeamten und Schulzen. — Man bewilligte ihm gern die einstweilige Aufnahme der armen Mutter und Kinder und lobte sein gefühlvolles Herz.

Als er zu Hause angekommen war und die Wittwe mit den Kindern untergebracht hatte, verfügte er sich zum Obersten, um zu erfahren, ob der gemordete junge Mann ein Offizier sei, hörte aber zu seinem Erstaunen, daß dem nicht so, daß auch der Gemordete kein preußischer Soldat sei. Die Wittwe, zu welcher er sich dann wieder begab, wollte den Todten ebenfalls nicht kennen, nur betheuerte sie, daß ihre gute Tochter unschuldig, daß der junge Mann vor einige Wochen krank in ihre Wohnung gebracht und von Erneſtine wie ein Bruder gepflegt und gewartet worden sei, bis er heute verschieden wäre. Von der Wunde wollte sie gar keine Kenntniß haben. Sie sagte: Als sie den jungen Menschen in unsere Wohnung brachten, war er nicht allein; die Ladenjungfer des langen Preußen und noch ein unbekannter Jüngling kamen mit ihm. Man sagte mir: es wären ein Paar Studenten, die sich duellirt hätten. Von hier wollten sie nach Martinrode bei Ilmenau zum Pfarrer. Weiter weiß ich nichts, dasselbe hab' ich heute schon vor dem Kriminalrichter ausgesagt.

Jetzt begann es in Wilhelms Seele zu dämmern und er meinte sich nicht zu täuschen, wenn er glaubte,

daß der Getödtete einer der beiden flüchtigen Freischärler sei, die er einst in der Mühlscheune gastlich aufgenommen gehabt hatte; aber immer haftete der Verdacht des Raubmords auf der unglücklichen Erneſtine. Als er am Morgen darauf aufſtand, fiel ihm der Brief an Erneſtine in die Hände; er begab ſich damit zur Schulmeiſters-Wittwe und erbrach ihn mit deren Bewilligung. Der Brief lautete alſo:

Theure Erneſtine!

Ich ſollte Sie bedauern oder es Ihnen vielmehr abbitten, daß Sie durch mich und meinen Freund Emil, wenn auch ohne unſere Schuld, in eine ſo ſchlimme Lage verſetzt und von Ihrem Verlobten, den Sie immer als den beſten Menſchen geſchildert haben, ſo plötzlich ohne Weiteres verlaſſen worden ſind; aber ich erkenne in dem Ereigniß ein mir günſtiges Zeichen der gütigen Vorſehung und erlaube mir, hoffen zu dürfen, was ich nie erreichen zu können fürchtete. Emil hat mir, bei Mittheilung ſeines ſehr leidenden Zuſtandes, unter Andern auch geſchrieben, wie Ihr Verlobter mit Ihnen förmlich gebrochen und wie er, dem Anſcheine nach, ein neues Verhältniß mit meiner Schweſter angeknüpft habe. Glauben Sie das Letztere nicht, liebe Erneſtine! denn Marie hat mir verſichert, daß ſie zwar Herrn Wilhelm Krauſe ſehr ſchätze, aber nie in ein näheres Verhältniß zu ihm treten würde, ſo lange Sie noch verkannt und mi Wilhelm nicht aufs Reine oder nicht durch ein

andere Partie versorgt wären. Ich trete jetzt ehrlich und wahr zu Ihnen und frage Sie: ob Sie, wenn Sie Wilhelm vergessen können, wie er Sie vergessen konnte, die meinige werden wollen? Ich habe hier ein ehrenvolles Amt und Brod und sehe mit Sehnsucht Ihrer Entschließung entgegen. Wir kennen uns, theure Ernestine! und haben uns wahrlich nicht auf einem Balle kennen gelernt. Es lebt sich auch in Leipzig recht angenehm. Grüßen Sie meinen guten Emil, halten Sie das Geheimniß immer noch fest und bleiben Sie ihm die schwesterliche Wohlthäterin, die Sie ihm bisher waren. Antworten Sie bald

Ihrem

Eduard Sarran.

Gott im Himmel! rief er aus, — wie konnte ich das nicht gleich ahnen? O Ernestine, theure, über Alles, geliebte Braut, wie schwer hab' ich an Dir gefrevelt! Mutter! ich weiß jetzt Alles. Ernestinens Unschuld liegt klar vor meinen Augen und meine Pflicht ist es, diese ihren Richtern mit allen Beweisen darzulegen und das unglückliche Mädchen zu befreien. Ja Emil Wilke, der flüchtige Freischärler mit der Spitzkugel eines preußischen Soldaten in der Brust, ist der Jüngling, dessen Tod die gute und engelreine Seele durch ein schaudervolles Verbrechen verschuldet haben soll!

Wilhelm ließ augenblicklich satteln und jagte nach der Stadt; erst spät am Nachmittag kehrte er

mit Ernestine zurück. Seine Bemühungen hatten den besten Erfolg gehabt, er konnte Alles beweisen und das Gutachten der obducirenden Aerzte gab den letzten Ausschlag, denn die Wunde in der Brust war keine frische, sondern eine alte Schußwunde, aus welcher erst vor Kurzem die Kugel herausgeschworen war. Ein redlicher und geschickter Arzt aus der Stadt hatte den kranken Jüngling im Stillen behandelt und wußte seinen ganzen Lebenslauf, war aber verschwiegen gewesen, um den Unglücklichen nicht in die Hände der Preußen fallen zu lassen, wo er unfehlbar als Rebell gerichtet worden sein würde. Als das Mädchen frei war, gab ihr Wilhelm den Brief von Eduard Sarran und sagte, als sie aufmerksam gelesen hatte Vergieb mir, Ernestine! Sieh! einst hattest Du mich in Verdacht der Untreue, als ich die beiden Flüchtlinge in der Mühlscheune verborgen hielt, und weil Du heimlich einen Kranken pflegtest, senkte sich derselbe Verdacht in meine Brust. Wir haben uns Beide in dieser Beziehung nichts vorzuwerfen, denn unser Handeln war edel und die Verheimlichung gebot die Pflicht. Ernestine reichte ihm die Hand und sprach: Sei und bleibe mein Freund Wilhelm, Aber sinne mir nicht an, Deine Gattin zu werden, denn einmal will es Dein Vater nicht und dann kann es meines Bleibens hier im Dorfe, wo ich so sehr gekränkt worden bin, nicht länger sein. Der Himmel zeigt uns die Wege, die wir gehen sollen.

Emil Sarran ist ein guter Mensch, versprich mir, Maria's Gatte zu werden, dann werde ich zufrieden sein.

Es geschah, wie es die Jungfrau wünschte. Ernestine lebt als Emil Sarrans Gattin in Leipzig und Wilhelm ward an demselben Tage mit Marie getrauet. Die Schullehrers Wittwe lebt sorgenfrei mit den Kindern bei Menzel und führt das jetzt Krausische Handelsgeschäft, denn der alte Preuße nährt sich mit seiner Hausfrau von einem Auszuge und den Zinsen seines nicht unansehnlichen Vermögens.

Des Schicksals Launen.

Begebenheiten eines unglücklichen Ehepaars.

Du spielst ein gefährliches Spiel, geliebter Carl. Wo soll das hinaus? Wie kann man zweien Herren dienen, ohne des einen Gunst zu verscherzen, wenn man weiß, daß sich beide hassen? O, laß ab, mein Theurer, von Deinem tollen Treiben und Beginnen, womit Du doch nimmer einen Zweck erreichen wirst!

Ueber Deine Aengstlichkeit, Rosalie! Hast Du nicht zur Fahne derselben Sache geschworen, welcher ich diene? und kannst mich warnen, meinen Muth erschüttern wollen!

Welcher Sache dienst Du denn eigentlich? Carl! Es wird nöthig und hohe Zeit, daß ich endlich mit Dir auch in diesem Punkte, der zwar bei unserer Liebe Nebensache ist, aufs Reine komme!

O! sage das nicht, Rosalie! Du weißt, daß ich nur der Sache Deutschlands dienen, daß ich für's Vaterland sterben kann; und fragst noch?

Deutschland, wenigstens der größte Theil Deutschlands, ist dem Rheinbunde beigetreten, dessen Schöpfer und Beschützer der gewaltige Napoleon, der größte Geist und Krieger der Welt ist, welcher Rußland, gegen das er nun ausgezogen ist, zermalmen wird. Und Du willst dem deutschen Vaterlande dienen? willst es an die Russen, an diese asiatischen Horden, die es zu einem schmutzigen Pferdestalle machen würden, wenn sie seine Grenzen überschritten, verrathen?

Das will ich, Rosalie! darum diene ich dem Russen, der Deutschland aus seiner Erniedrigung erheben wird, folglich dem wiederauflebenden Deutschlande mit Geist und Herz, dem übermüthigen Tyrannen Deutschlands nur mit meinem Leibe. Mein Leib kann zermalmt, vernichtet werden, in Staub untergehen, aber Geist und Herz sind unvergängliche, unzerstörbare Kräfte; wer mit diesen Kräften arbeitet, mit ihnen einem Herrn oder einer Sache dient, der wird das vorgesteckte Ziel erreichen und wenn auch der Leib darüber zu Grunde ginge. Verstehst Du mich ganz? Rosalie!

Warum sollte ich nicht? mein Geliebter! Sind es nicht der Geist und das Herz, welche es endlich dahin gebracht haben, daß wir uns täglich sehen, daß wir zusammen wandeln, unsere Gefühle tauschen können? Werden uns diese unsichtbaren Kräfte nicht beschützen, nicht mit unauflöslichen Ketten binden, wenn auch unsere Leiber getrennt, zerstört, vernichtet werden?

Das Herz ist der feste Punkt, auf welchem der Geist seinen Anker wirft, mit dem er sich an ihn anklammert und den er nicht losläßt, selbst wenn die Welt untergehen sollte.

Du verstehst mich so, Rosalie! und kannst mich dennoch abmahnen wollen der guten Sache des deutschen Vaterlandes mit Geist und Herz zu dienen! Hilf mir lieber, unterstütze mich mit der Dir angeborenen Weiberlist, welche ja auch ein Theil der geistigen Kraft ist! Ich und das Vaterland werden Dir es lohnen!

Es waren zwei Liebende, ein blutjunges schönes Paar, welche im großen Schloßgarten der herzoglichen Residenzstadt Altenburg eines Nachmittags im Sommer 1812 umherwandelten. Rosalie v. Lindau, die achtzehnjährige eben so hochgebildete, als reizende Tochter des Hauptmanns v. Lindau, der unter der französischen Zwingherrschaft den weniger ehrenvollen als einträglichen Posten eines Chefs der Duanen verwaltete, und Carl Mirus, ein junger Jurist, welcher nach kaum beschlossener akademischer Laufbahn bei der Regierung arbeitete und gerade mit dem Steuerfache beschäftiget war, hatten sich daher näher kennen und im fast täglichen Umgange lieben gelernt, weil Carl bei Bearbeitung des indirekten Steuerwesens auch die Grenzbeaufsichtigung praktisch üben und studiren, folglich den Hauptmann v. Lindau, als Duanenchef öfters besuchen mußte. Rosalie, die er

bisweilen allein traf, hatte bald die wahre Denkweise des für Deutschlands Befreiung vom hemmenden Duanendruck glühenden Jünglings und seinen Haß gegen das furchtbare Institut erkannt, und in gleicher Gesinnung mit ihm seine Liebe zum Vaterlande achten gelernt. Sie wußte, daß er sich gegen den Vater verstellte und dankte dieser Verstellungskunst, obschon aller Falschheit abgesagteste Feindin, den glücklichen Fortgang ihres mit ihm angeknüpften Verhältnisses. War der Vater, wenn der geliebte Carl kam, nicht zu Hause, so ging sie mit diesem aus der Wohnung, die sich im Schlosse befand, hinab in den großen und schönen Garten, wo sich Beide ungestört und unbelauscht nicht nur von ihrer Liebe, sondern auch von ihren Gesinnungen unterhalten konnten.

Carl Mirus stand, wie wir unseren Lesern nicht länger vorenthalten dürfen, als Mitglied einer geheimen Gesellschaft, der Tugendbund genannt, mit der russischen Regierung in Verbindung und mußte, wenn er den Trieben seines Herzens folgen wollte, seine geistigen Kräfte dem verhaßten Steuer- oder Continental-Systeme abwenden, dem er im Dienst des unter französischer Botmäßigkeit seufzenden Ländchens pflichtgemäß zu huldigen hatte. Die ihm übertragene Rolle war indeß zu schwer für einen fünfundzwanzigjährigen Jüngling mit so warmen Blute; — er hatte unter den Schmugglern, mit welchen er häufig in Berührung kam, weil er sie, wenn sie ertappt wur-

den, verhören mußte, Männer von Herz und Geist kennen gelernt, die er achten lernte und mit welchen er in eine tief geheimnißvolle, in Bezug auf seinen Dienst und Amtseid hochverrätherische Verbindung trat. Rosalie ahnete dieses unselige Verhältniß und zitterte für den Geliebten, den die strengste Ahndung der mit Blut geschriebenen Gesetze treffen mußte, wenn das Geheimniß verrathen wurde.

Der Hauptmann v. Lindau war viel zu diensteifrig, als daß er dem jungen Manne, der wegen seiner hohen und vielseitigen Bildung, sowie wegen seiner angenehmen Unterhaltung sein liebster Hausfreund war, einen Verrath am Vaterlande hätte zutrauen sollen und legte auch dem Umgange desselben mit seiner Tochter keine Hindernisse in den Weg. Dafür hatte Carl einen Feind, der um so gefährlicher war, als ihn eine maßlose Eifersucht stachelte. Der Hof-Advokat Reblose, ein junger und feuriger für den großen Kaiser und Tageshelden Napoleon und dessen Institutionen in stets auflodernder Hitze glühender Mann, liebte die reizende Rosalie mit einer Leidenschaft, welcher er keine Grenzen zu setzen wußte. Er hatte sich gegen sie erklärt, aber seines Reichthums und einträglichen Amtes ungeachtet einen Korb erhalten und begann seitdem den begünstigten Carl Mirus, den er nicht mit Unrecht für den Störer seines Seelenfriedens ansah, mit unbesiegbarem Hast zu verfolgen.

Es mochten acht Tage nach der im Eingange

unserer Erzählung erwähnten Unterhaltung Rosaliens mit dem geliebten Carl im Schloßgarten vergangen sein, ohne daß sie dieser, der sonst keinen Tag ausblieb, wieder besucht hatte; der Vater war einsilbig, wie immer, wenn er allein mit ihr war, schien aber seit Carls Ausbleiben noch finsterer und verschlossener zu sein. Es mußte daher, wie Rosalie sich nichts anders denken konnte, Etwas im Dienst sich ereignet haben, was ihrem Carl die Gunst des Vaters entzogen hatte. Sollte sie ihn fragen? — Sie wartete noch zwei Tage, als aber der Geliebte noch nicht kam, da drängte sie die Allgewalt der Liebe zu der mit ihren strengen Grundsätzen, sich mit Dienstsachen nie zu kümmern, nicht harmonirenden Frage. Der Hauptmann sah sein Kind mit verweisenden Blicken an und sagte: Ich fürchte nicht, Rosalie! daß Du den Undankbaren bedauern wirst, wenn Du sein Schicksal erfährst, das er durch seine verbrecherischen Unternehmungen verschuldet hat. Darum wisse, daß Carl Mirus im strengsten Gewahrsam sitzt, weil er mit den Feinden des Vaterlandes conspirirt und durch die Schmuggler und Contrebandiers geheime Mittheilungen wechselt, die uns allen verderblich werden müssen, weil sie von meiner Seite eine Begünstigung vermuthen lassen, da der junge Mann immer einer mehr als freundlichen Aufnahme bei uns gewürdigt worden ist.

Und was wird sein Schicksal sein, wenn ihn

das Gesetz richtet? fragte Rosalie mit aller Fassung, deren ihr liebendes Herz fähig war. —

Nach dem Gesetz hat er das Leben verwirkt, antwortete der Hauptmann; der Hofadvokat Reblose aber, der geschickteste Jurist im Lande, wird seine Vertheidigung übernehmen und hat mir im Vertrauen gesagt, daß er ihn retten werde!

Wie! fuhr Rosalie, sich vergessend, auf: Reblose, der berüchtigte Rabulist, der schlechteste Mensch, der um seines Ruhmes willen jeder Niederträchtigkeit fähig, der ein Feind des arglosen Mirus ist, der soll den Unglücklichen vertheidigen?

Nun ja, sprach der Vater weiter: möge der Beweggrund sein, welcher er wolle, Reblose will ihm wenigstens das Leben retten; von der lebenswierigen Einsperrung in der Leuchtenburg kann er ihn freilich nicht befreien, denn der junge unglückliche Brausekopf hat durch seine Schmähungen unserer Steuer-Verfassung die Lage seines Prozesses noch schlimmer gemacht, als sie von vornherein war.

Rosalie mußte die Unterhaltung mit dem heute gerade recht weich und gut gestimmten Vater abbrechen, da derselbe zum Dienst gerufen wurde und verreisen mußte; das unglückliche Mädchen fühlte daher in der Einsamkeit den Kummer über das Schicksal des Geliebten doppelt.

Anmerkung. Die Leuchtenburg ist eine kleine, aber starke, sehr romantisch gelegene Veste im Herzogthum Altenburg, in welcher alle schwere Verbrecher verwahrt werden.

Reblose, der herzlose, von einer maßlosen Leidenschaft ergriffene, auf den begünstigten Carl eifersüchtige, in alle Ränke und Chikanen eingeweihete Rechtsgelehrte soll den Unglücklichen vertheidigen! Er will ihm das Leben mit dem Verluste der Freiheit retten! Nein, das darf, das soll nicht sein! ohne Freiheit kein Leben! eine lebenswierige Einsperrung schlimmer als der Tod, welcher das gefolterte Herz von aller Qual befreiet!

Wird man es dem liebenden und geliebten, sich in der Liebe ihres Carls der höchsten Glückseligkeit bewußten Mädchen zu einem Verbrechen, zu einem sittlichen Fehltritt anrechnen können, wenn sie von nun an auf Mittel dachte, den so heiß und innig geliebten Jüngling zu retten?

Das Schloß zu Altenburg bedeckt mit seinem großen und in der That herrlichen Garten die Gipfelfläche eines Berges und gewährt von der Nordostseite der Stadt die reizendsten, äußerst romantischen Aussichten. Es umzieht mit seinen vier Etagen hohen, von Friedrich dem Weisen erneueten Flügeln einen kolossalen doppelten Hof, zu dessen Thor von der Stadtseite her ein künstlicher hoch anstrebender Weg leitet. Das Innere zeigt einen schönen Waffensaal oder eine sogenannte Rüstkammer mit den schönsten Zierden des Alterthums gefüllt, vortreffliche Platfonds (Deckengemälde) von Lukas Cranach und stößt im Südosten an die Domkirche, im Nordosten an wun-

derbar gestaltete alterthümliche Gebäude, unter welchen besonders ein im Mittelalter erbaueter Thurm, die sogenannte Flasche — wegen seiner Form also genannt, auffält und mit welcher das ehemals burggräfliche Criminalgericht in Verbindung stand. Im frühen Alterthume begriff nämlich die sehr feste Burg drei prächtige, kolossale Paläste, den kaiserlichen oder burggräflichen, den Palast des Landrichters oder Vicefürsten über das Pleißner Land und den der Castellane, d. h. der Burgmanngeschlechter von Knau, von Stange und von Studerschen, dem heutigen Stündhain. Der Schloßgarten enthält großartige Treibhäuser und die schönsten und seltensten Orangerien und alle Arten fremder Staudengewächse. Das Altenburger Schloß ist geschichtlich merkwürdig durch den daselbst am 8. Juli 1455 mit bewundernswürdiger Kühnheit aufgeführten Prinzenraub, sowie durch die zwischen Luther und Miltitz im Jahr 1529 stattgefundene theologische Unterredung oder Disputation über Glaubensgesetze.

Rosalie v. Lindau konnte die Nacht nach den ihr vom Vater gemachten Mittheilungen über das Schicksal ihres geliebten Carl kein Auge zu thun, erst am Morgen fiel sie in einen kurzen Schlummer und wurde gerade von einem recht fürchterlichen Traume gequält, als Lisette, ihre Zofe, eine gutmüthige mit dem Liebesverhältniß ihrer jungen Herrin zu Carl Mirus vertraute Dirne, sie aufweckte.

Stehen Sie auf, gnädiges Fräulein! sagte Lisette: Sie müssen schwer geträumt haben, da Sie wider Ihre sonstige Gewohnheit im Schlafe sprechen! Ich habe Ihnen eine angenehme Nachricht zu verkündigen!

Rosalie hätte wohl gern ein Stündchen geschlummert, aber wen konnte anders die angenehme Nachricht angehen, als ihren unglücklichen Geliebten? Sie sprang aus dem Bett' und befahl der Dienerin zu erzählen.

Herr Mirus ist frei, sagte Lisette: aber, fuhr sie besorgsamen Blickes fort: möchte er seine Freiheit benutzen, um aus dem Lande und weit fortzukommen, wo ihn die langen Arme der strafenden Gerechtigkeit nicht erreichen können, denn seine Befreiung aus dem Arrest ist mit Blute erkauft!

Du machst mir bange, Mädchen! sprach Rosalie: erzähle darum so kurz als möglich! was ist geschehen und wer ist verwundet oder getödtet?

Nun, so hören Sie! fuhr die Zofe fort: Herr Mirus hat, wie Sie wissen werden, in der Frohnveste gesessen, in einem abscheulichen Gefängniß mit starken, wohl gar eisernen Thüren hinter ungeheuer dicken Mauern. Das kleine Fenster dieses Lochs ist mit armstarken eisernen Stäben oder Stangen befestiget gewesen und vor dem Hause hat ein Soldat mit geladenem Gewehr Wache gestanden. Gerade in der Mitternachtsstunde schlagen die beiden großen Hunde des Amtsfrohn (Gefangenwärter) Graf an an, welche

in dem langen Gange, der zwischen den Gefängnissen hinläuft, liegen. Der Amtsfrohn schellt seinem Burschen und als dieser aus seiner Kammer auf den Flur tritt, sieht er die beiden Hunde winselnd am Boden liegen; er eilt in das Zimmer seines Herrn, der sich schnell bewaffnet und mit dem Burschen nach dem Flur zurückkehrt. Aber kaum haben sie das Zimmer verlassen, so werden sie von den fünf oder sechs verhafteten Schmugglern, die sich befreiet haben, angefallen und mit dem augenblicklichen Tode bedroht, wenn sie es wagen würden, sich zur Wehre zu stellen. Graf will eine Pistole abfeuern, da erscheint Herr Mirus hinter seinem Rücken und schlägt sie ihm aus der Hand. Graf und sein Bursche sind jedoch zwei starke Männer, drängen die Schmuggler zurück und beginnen mit ihren Säbeln auf sie einzuhauen; da geschieht ein Schuß und der Amtsfrohn stürzt zu Boden, der Bursche wird gebunden und sämmtliche Schmuggler, mit ihnen Mirus, sind glücklich entronnen.

Und der brave Amtsfrohn Graf, der zwar ein rauher, aber wahrlich ein guter Mensch und entschiedener Franzosenfeind ist, was ist mit dem geworden? ist er todt? frug Rosalie, die erzählende Magd unterbrechend.

Gott bewahre! sagte diese: es ist Niemand getödtet als ein Hund; Graf hat eine leichte Wunde und der Bursche gar keine. Nur auffallend soll es sein, daß die Schildwache vor dem Gefangenhause

Nichts gesehen und gehört haben will. — Wir wollen Gott bitten, gnädiges Fräulein! daß die armen Schmuggler, und vor Allen Herr Mirus glücklich die Grenze erreichen, denn im benachbarten Sachsen soll es, wie man sagt, ziemlich langsam mit der Gerechtigkeitspflege geben; ehe da die Steckbriefe gelesen und Befehle darauf zur Verfolgung der Entflohenen erlassen werden, sollen oft Wochen vergehen. Man sagt in der Stadt, wenn sie einmal ins Preußische oder ins Oesterreichische wären, würden sie wenig zu fürchten haben.

Rosalie faltete die Hände und neigte das schöngelockte Haupt einige Minuten lang zum stillen Gebet. Gott möge ihn führen und alle die Männer, die mit ihm entflohen sind! sprach sie dann und gab der treuen Dienerin ein kleines Geschenk mit der Weisung, sich bei ihren Ausgängen in die Stadt nach dem Schicksal der Geflüchteten zu erkundigen und ihr von Zeit zu Zeit Nachricht zu bringen.

Lisette forschte zwar nach Kräften, konnte aber Nichts weiter in Erfahrung bringen, als daß, wie man aufgespürt habe, die Entflohenen ihren Weg nach Penig und Chemnitz zu, wahrscheinlich in das Böhmsche genommen hätten. So verstrichen Wochen, ohne daß Rosalie getröstet oder beunruhiget worden wäre. Sie fand Ruhe und Trost im eigenen Herzen, das von Carls Liebe und fester Treue überzeugt war, Ruhe und Trost in dem Wissen, daß der Geliebte ein

Mann von Geist war, der ihn nicht ohne reifliche Ueberlegung handeln und ihn gewiß die Wege finden lassen werde, welche ihn zu einem sichern Asyle führen würden.

So verging der Sommer und der Herbst nahete; die Blätter fielen und mit ihnen sanken auf Rußlands Eisfeldern viele Tausende der französischen Krieger in den ewigen Schlummer. Die Nachrichten von dem unglücklichen Schicksal der französischen Armeen in Rußland verbreiteten sich, trotz der prahlenden Siegsbulletins, reißend durch die deutschen Gauen und mit ihrem Eindringen wurden die eisernen Fesseln der französischen Satelliten lockerer. Nach Altenburg kam im Dezember 1812 die alle Gemüther beunruhigende Kunde von einer in den Böhmischen Wäldern hausenden großen Schmuggler- und Räuberbande, die schon bis nach Zwickau vorgedrungen sei, das sächsische Erzgebirge durchstreife und aus einer trefflich organisirten, völlig bewaffneten Schaar junger Deutscher bestehe, die von der großen französischen Armee desertirt wären. In Altenburg rückte bald darauf eine starke französische Besatzung ein, weßhalb der Hauptmann v. Lindau das Schloß räumen und in einem frei im großen Schloßgarten stehenden Hause wohnen mußte. Für Rosalie war dies ein angenehmer Wechsel, denn aus ihrem Zimmer führte ein bedeckter Gang nach einem von vielen großen und geschmackvoll gearbeiten Säulen getragenen Altan, den sie täglich

besuchte und von wo aus sie der herrlichsten Aussicht über einen Theil der Stadt und deren reizende Umgebungen genoß.

Im März 1813, als die beiden ewig denkwürdigen Aufrufe des Königs von Preußen an sein Volk und an sein Kriegsheer ganz Deutschland begeisterten, und aus allen Ländern Jünglinge freiwillig bei den Preußen Kriegsdienste nahmen und alle Völker begierig der rechten Zeit harreten, wo sie die fränkische Fesseln abstreifen und zerbrechen konnten, saß eines Abends Rosalie auf dem Balkon jenes einsamen Gartenhauses und gedachte mit stiller Sehnsucht des Geliebten. Sie hielt einen Pfeiler mit beiden Armen fest umschlungen, und blickte beim freundlichen Lichte des Vollmonds hinaus über die Mauern nach Osten hin, wo das Sächsische Erzgebirge und weiterhin Böhmen mit seinen dunkeln Wäldern lag, wo Räuberbanden hausen und zu den hereindringenden Kriegsfurien die inneren Feinde des Landes, Unsicherheit der Reisenden auf Wegen und Heerstraßen, Raub, Mord und Plünderung gesellen sollten. Ach, seufzte sie: könnte Dein Carl aus Haß gegen die Gewaltherrschaft der Franzosen seinen Namen zu brandmarken, seine Ehre der Verachtung und dem Hohne preiszugeben, sein Leben aufs Spiel zu setzen fähig, sollte er ein Mitglied jener Unzufriedenen vielleicht gar das Haupt einer Bande sein, das, sei es von dieser oder jener Volkspartei ergriffen, einmal vernichtet werden

wohl gar unter dem Beile des Henkers verbluten muß. O! wie unglücklich würde ich mich fühlen, wie elend würde ich sein, ihm auch dann nicht entsagen zu können, ihn auch in dem mit Bürgerblut befleckten Kleide lieben zu müssen!

Nein! rief sie, im Uebermaß ihrer gesteigerten Gefühle, aus — nein, mein Carl! ich könnte, ich würde Dich nie, nie vergessen, nie verachten, nie hassen können; ich würde als Deine verlobte Braut, Dir in die dunklen Höhlen Deiner schwarzen Gesellen folgen, wo Du allein vor den Nachstellungen Deiner Feinde ruhig Dein stolzes Haupt zur Ruhe legen darfst! Doch ruhig Herz! Carl ist ein Jüngling, dessen Geist hoch gebildet ist, der ihn von der schwarzen Laster- und Verbrecherstraße entfernen wird, wenn er sie im Rausche seines glühenden Hasses auch betreten haben sollte!

Sie hatte die Säule fahren lassen und sich auf einen Stuhl gesetzt, von welchem sie nur mit dem Kopfe über das steinerne Gesims hervorragte, über welches man in den Garten hinabsehen konnte. Da vernahm sie auf einmal einen dumpfen Schall, wie das Herabfallen eines schweren Steines oder anderen Gegenstandes von der Mauer, die den Garten umzog. Sie lauschte, sie horchte mit verhaltenem Athem und es kam sie eine nie empfundene seltsame Furcht an. Sie stand auf und wollte sich entfernen, da rief es leise unter dem Balkon: Rosalie, theure Rosalie!

Carl! mein Carl! rief die Jungfrau hinab, bist Du es wirklich oder ist es Dein Geist? Lebst Du und lebst Du in Sicherheit oder bist Du noch flüchtig vor deinen Feinden? Höre mich, Rosalie! denn nur wenige Minuten sind mir vergönnt, Dich hier zu sehen und diese kurze Zeit laß uns benutzen, um über unser Leben zu sprechen, dem sich mit Deutschlands Befreiung von dem schmachvollen Frankenjoche die Pforten einer bessern Zukunft öffnen!

Sprich, mein Geliebter! redete Rosalie von oben herab: aber nicht zu laut, daß uns die Dienerschaft nicht hört, denn vor den Vater sind wir sicher, der ist verreiset und wird erst spät in der Nacht zurückkehren!

Nun, so höre mich, Geliebte! sprach Carl, sich hart an das Gemäuer des Hauses anschmiegend. In wenig Wochen, vielleicht schon in wenig Tagen wird ein Corps Russen sich der Stadt nahen und die Franzosen vertreiben; Dein Vater, ein nicht zu bekehrender Verehrer des immer noch gewaltigen Kaisers der Franzosen wird fliehen müssen und Dich mit sich nehmen, wo mein Arm nicht hinreicht. Entgehe diesem sonst unvermeidlichen Schicksale und wirf Dich in meine Arme! Vertraue Dein Leben, Deine Ehre und Deinen Leib meinem Herzen, das nur für Dich schlägt und zeige, wenn Du willst, als meine Gattin dem Vater Dein Schicksal und Deinen Aufenthalt an. Halte Dich bereit und erwarte mich heut über

acht Tage um die Mitternachtstunde auf derselben Stelle! prüfe dein Herz und beschließe! Mein Gott Carl, wohin willst Du mich bringen? Stehst Du nicht als ein Geächteter, als ein vom Gesetz-Verfolgter an der Spitze einer — — Ach! sprich es nur aus Geliebte! das furchtbare Wort: „einer Räuberbande", Ja, theure Rosalie! ich bin der Chef, der Führer einer tapfern Männerschaar, die sich in Wäldern und Höhlen verbergen muß, bis sie stark genug ist, den fremden Schergen, welche das deutsche Vaterland unter dem schweren Joche schmachvoller Fesseln halten, mit den Waffen in der Hand entgegenzutreten, die aber den entehrenden Namen einer Räuberbande blutig rächen wird, wenn sie das verhaßte Joch zu zerbrechen kommt!

Gott-im Himmel! rief Rosalie und wankte vom Fenstergewände zurück, denn sie hörte eine Thür gehen, welche zu dem Balkon führte, und konnte dem Geliebten darum keine Antwort geben.

In derselben Nacht noch wurde sie aus dem Schlafe gestört, der sich nach stundenlangem Wachen endlich ihrer bemächtiget hatte. Ihr Mädchen Lisette, stand mit dem Lichte in der Hand vor ihrem Bette und sagte: Stehen Sie auf, gnädiges Fräulein, der Herr Hauptmann, Ihr Vater ist angekommen und wünscht Sie zu sprechen. Machen Sie sich gefaßt, etwas Schlimmes zu hören! Friedrich meinte: es müsse sich etwas sehr Wichtiges ereignet haben, da

er seinen Sekretair habe rufen lassen, der die ganze Nacht durch schreiben müsse.

Es thut mir wehe, liebe Tochter, daß ich Dich im Schlafe habe stören müssen! redete der Hauptmann die ihn mit einem Kusse begrüßende Tochter an — aber es ist nothwendig, daß ich Dich mit den vorgefallenen Ereignissen bekannt mache, die vielleicht einmal unvermuthet unsern Aufenthalt zu verändern geeignet sind. Die Räuberbande, von der ich Dir neulich erzählte, hat sich gestern Abend bis nahe an die Stadt gewagt und ganz Altenburg in Schrecken gesetzt, denn sie hat, statt nach ihrer Art zu rauben, und harmlosen Wanderern ihr Eigenthum abzunehmen, einige Männer, die an der Spitze hiesiger Behörden stehen, ins Freie gelockt und sie draußen gebunden und mit fortgenommen. Auch den Hofadvokat Reblose hat ein solches Schicksal betroffen, den ich aber weniger bedauere, weil er aus Neugier vor das Thor gegangen war, um sich von einer Zigeunerbande, die sich dort im Freien aufhalten sollte, wahrsagen zu lassen!

Gottlob! antwortete Rosalie, welche, wie der Vater gefürchtet hatte, gar nicht erschrak, sondern gelassen sprach: Da ist die Stadt ein Ungeheuer los und wird ihrer bald noch mehr los werden, denn die Räuberbande scheint mir mehr zu bedeuten zu haben, als eine Gesellschaft von Dieben und losen Gesindels, welche den friedlichen Wanderer anfallen.

Ei! sagte der Hauptmann: Du schwatzest ja, wie wenn Du auch etwas von Politik verständest! Laß nur Deine Grundsätze nicht lauter werden, denn man würde sich zwar nicht die Mühe nehmen, sie an Dir zu rächen, könnte ihre Quelle aber leicht in meiner Denkweise suchen und mich dafür züchtigen. Denke, liebe Rosalie! daß wir überall von Aufpassern umgeben sind, die jede unserer Bewegungen beobachten, denn die Verbündeten sind über die Elbe gegangen, der preußische General Blücher hat Dresden überrumpelt und von allen Seiten nähern sich Streifkorps, die es sehr wahrscheinlich machen, daß in Sachsen der Krieg beginnen und vielleicht bald eine entscheidende Schlacht geliefert wird. Doch laß uns die Zeit nicht mit Politisiren vergeuden! Ich habe Dir mehr zu sagen. Die Franzosen werden heute noch die Stadt räumen, vielleicht morgen schon werden Russen oder Preußen einrücken, daher sind die französischen Beamten, zu welchen ja auch ich gehöre, hier nicht mehr sicher. Mache Dich bereit, binnen einer Stunde mit mir abreisen zu können.

Und wohin werden wir uns wenden? fragte Rosalie, sollen wir denn Alles hier so im Stich lassen?

Geld und Geldeswerth, insoweit es sich leicht fortbringen lässet, nehmen wir mit, aber wo wir unsern neuen Wohnort finden werden, das hängt von den Ereignissen ab; vorläufig reisen wir nach Erfurt!

Der Hauptmann war zu ängstlich, das wußte auch Rosalie, darum beeilte sie sich nicht mit dem Einpacken ihrer Sachen, denn Carl hatte ihr gesagt: sie solle ihn über acht Tage in der Mitternachtstunde auf dem Balkon erwarten. Hatte das Mädchen auch nicht die Absicht, mit dem Geliebten zu entfliehen und dadurch ihren guten Vater zu kränken, so wünschte sie doch nichts sehnlicher, als daß sie noch so lange in Altenburg bleiben möchten, um ihren geliebten Carl wenigstens noch einmal zu sehen und von ihm Abschied zu nehmen. In den folgenden Tagen schien die Gefahr vor den Russen zu verschwinden; man wollte zwar wissen, daß der General Blücher von Dresden her im Anzuge sei, aber die Ruhe der kleinen französischen Besatzung in der Stadt Altenburg schläferte auch den Hauptmann v. Lindau wieder ein, so daß er gar nicht mehr an die Furcht dachte. In der Mitternachtsstunde des 9. April 1813 stand Rosalie auf, kleidete sich an, weckte ihr treues Mädchen Lisette und sagte: Sollte der Vater rufen oder klingeln, so eile nach dem Balkon, wo ich, wie Du weißt, auf Carl Mirus warte!

Lisette warf ihrer Gebieterin einen Mantel um, öffnete ihr leise die Thüre und setzte sich auf ihr Bett, um zu hören, wenn der Hauptmann im Nebenzimmer erwache. Auf einmal hörte sie, als sie kaum fünf Minuten gesessen haben mochte, einen Schuß, welchem bald mehrere folgten. Der Hauptmann in

seinem Schlafgemach war erwacht, rief nach Licht und Lisette eilte auf den Balkon. Aber entsetzt bebte sie zurück, denn sie erblickte den Geliebten ihres Fräuleins im wüthenden Kampfe mit französischen Soldaten, welche aus dem Garten herausschossen, während Mirus mit dem Degen in der Hand die an die Mauer Heraufkletternden zurückstieß, Rosalie aber ihn umgefaßt hatte und zurück ins Zimmer zu gehen bemüht war. Plötzlich änderte sich die Scene. Die französischen Soldaten warfen die Gewehre weg und schrieen: Pardon! Pardon! Camarades! ne nous tuez-pas! Mirus rief hinunter: Bewachet die Gefangenen, Kameraden! ich komme! Er drückte einen Kuß auf Rosaliens Stirn, legte sie der zitternden Zofe in die Arme und verschwand mit einem kühnen Sprunge vom Balken in der Dunkelheit der Nacht.

In der Stadt wurde Lärm, Kosacken und preußische Reiter jagten durch die Straßen und die Bürger mußten Licht in die Fenster bringen. Der Hauptmann von Lindau lief halb angekleidet durch alle Zimmer seines geräumigen Logis, gab Befehle und Gegenbefehle und stand noch unentschlossen im Arbeitszimmer, als Carl Mirus die Treppe heraufstürmte und die Thür des Zimmers aufriß. Nach kurzem Gruße sagte er: Herr Hauptmann! Sie sind französischer Beamter und werden sich es gefallen lassen, wenn ich ihr Haus besetzen, Sie selbst

aber ins Haupt-Quartier des Generals Blücher abführen lasse! Nur die sofortige Ausantwortung aller Papiere und etwaigen Staatsgelder muß ich vor Ihrer Abführung beantragen. Was Ihre Fräulein Tochter anlangt, so kann sie Sie begleiten oder, nach Belieben, hier bleiben. Der Hauptmann befand sich außer aller Fassung und antwortete in größter Unruhe: Ich sehe, Herr Mirus oder Herr Lieutenant! daß wir verrathen sind und will es für ein besonderes Glück betrachten, in Ihre Gewalt gerathen zu sein! Wenn es nicht zu vermeiden ist, daß ich ins Hauptquartier muß, so bitte ich Sie, meiner Tochter, welche hier bleiben wird, Schutz und Schirm zu sein und, wenn es Ihr Dienst gestattet, in meiner Wohnung Quartier zu nehmen.

Carl nahm das Anerbieten an, geleitete den Herrn v. Lindau in das Hauptquartier und verwendete sich dort bei dem General v Blücher, daß er wieder entlassen und mit ihm nach Altenburg zurückkehren konnte.

Am 14. April traf Blücher selbst in Altenburg ein, wo er 14. Tage lang verweilte und dann mit an der am 2. Mai bei Lützen geschlagenen Schlacht Theil nahm. Ganz Altenburg und dessen Umgegend wimmelte von Russen, die unter Wittgenstein und Miloradawitsch herangezogen; die Schlacht ging für die Verbündeten verloren und schon am 3. Mai zogen wieder französische Truppen in Altenburg ein.

Der Hauptmann erhielt eine neue Wohnung im Schlosse und konnte seiner Tochter ein Zimmer anweisen, das sie völlig für ihre früher inne gehabten Räume entschädigte. Aber wie hätte das liebende Mädchen, das von dem Schicksale des geliebten Carl keine Nachricht hatte, ruhig, wie hätte sie heiter und froh sein können, bei dem Gedanken, daß Carl vielleicht in der Schlacht geblieben oder irgendwo schwer verwundet liegen möge! Die Franzosen hatten am 20. und 21. Mai wieder bei Bautzen gesiegt und die Verbündeten tief nach Schlesien hineingedrängt, daher blieb es in Altenburg, bis der im August von Blücher erfochtene Sieg an der Katzbach neue Bewegungen zur Folge hatte, ruhig. Erst im October verließen die Franzosen die Stadt und Truppen der Verbündeten zogen durch und um dieselbe, um an der entscheidenden Völkerschlacht bei Leipzig Theil zu nehmen, welche dem Uebermuthe Napoleons ein Ziel setzte. Auch der Hauptmann v. Lindau hatte Altenburg verlassen müssen und befand sich mit seiner Tochter Rosalie bei seinem Schwager, dem Prediger Z. in Schönfeld bei Leipzig, wo man sich vor einem möglichen Ueberfalle von Seiten der Verbündeten völlig sicher glaubte, weil dieses große Dorf das Centrum der französischen Armee bildete, das man stets für unbesiegbar hielt und gewiß auch die Schlacht bei Leipzig für die Franzosen nicht hätte verloren gehen lassen, wenn nicht am 18. October im ent-

scheidenden Augenblicke, wo der Sieg schwankte und sich mehr auf die Seite der Franzosen neigte, zwei Sächsische Reiter-Regimenter, ein Ulanen- und ein Husaren-Regiment und an demselben Tage mit dem Rest der königlich sächsischen Truppen auch zwei würtembergische Regimenter zu den Verbündeten übergegangen wären. An dem nun gedachten Tage wurde das Dorf Schönfeld der Zank-Apfel, um dessen Besitz beide Partheien im wüthendsten Kampfe wetteiferten, bis der treulose Abfall der Sachsen und Würtemberger den Ausschlag gab. Alle Bewohner des Dorfs hatten sich geflüchtet; nur der Prediger Z., welcher todtkrank war, befand sich unter der Pflege seiner Gattin und Rosaliens in einem festen Keller, während der Hauptmann sich allein nach Leipzig geflüchtet hatte. Um 2 Uhr Mittags griffen die Preußen unter Langeron das Dorf zuerst an, wurden aber mit so gutem Erfolg zurückgeschlagen, daß man keinen weitern Angriff fürchtete. Der französische General Reigner, ein edler Mann, dessen vortrefflicher Charakter noch heute im Andenken aller Sachsen ruhet und dessen Name von den Bewohnern Schönfelds mit hoher Ehrfurcht genannt wird, hatte den Pfarrer Z... mit seiner Familie durch Sappeurs nicht nur den Keller wohnlich einrichten, sondern auch hinlänglich verproviantiren und von einer Schutzwache besetzen lassen, so daß die Bewohner desselben ungestört in demselben verkehren, sogar ausgehen und mit

den Soldaten, die meist Deutsche waren, sich unterhalten konnten. Nach dem Rückzuge der Verbündeten am gedachten Tage ging Rosalie mit der Pfarrerin heraus, um bei dem Wachtposten Erkundigung über die Details der Schlacht und den muthmaßlichen Ausgang derselben Erkundigung einzuziehen. Ein sächsischer Unteroffizier führte sie im Dorfe umher, versicherte sie, daß sie nichts zu fürchten habe, und fragte sie: ob sie Muth habe, die Todten und Verwundeten zu sehen, welche man so eben aufhebe und bei Seite bringe. Rosalie hatte Muth genug, denn sie hatte schon manchmal schwer Blessirte gesehen und gedachte jedesmal dabei an die Möglichkeit, ihren geliebten Carl darunter zu finden; ja es trieb sie ein ganz eigenes, ihr selbst unerklärbares Gefühl, als ob sie bald mit demselben zusammentreffen müsse. Der Unteroffizier stieg über eine lange Reihe Leichname hinweg und freuete sich, daß ihn eben so rasch und furchtlos das Mädchen folgte. Auf einmal beugte er sich über einen Körper, legte sein Ohr an das Gesicht desselben und rief der Jungfrau zu: Geschwind, nehmen Sie meine Feldflasche und träufeln Sie dem Preußen da etwas Brantwein in den Mund! Ich werde ihn aufrichten. Rosalie nahm die Feldflasche von des Unteroffiziers Seite, riß die Schnur entzwei und eilte zu dem vermeintlichen Todten, dessen Kopf der Sachse emporhielt, da schrie sie mit einem Male laut auf: Gott, mein Carl!

umfaßte den Körper des preußischen Kriegers mit der Stärke einer Löwin und richtete ihn auf. Ein Strom von Blut quoll ihm aus der Seite und überflutete das junge Mädchen; mit dem Ausströmen des Blutes aber kehrte auch das fliehende Leben zurück. Der Preuße erwachte aus seinem Todtenschlafe, ein Chirurg verband ihm die Wunde und erklärte, daß Hilfe noch möglich sei. Rosalie setzte es durch ihr Bitten durch, daß der schwer Verwundete in die Kellerwohnung gebracht werden durfte, wo sie sich mit dem kranken Pfarrer und dessen Gattin aufhielt. Die Kur gelang vollständig und mit den täglichen Nachrichten von dem siegreichen Vorrücken und Fortschritten der Verbündeten nahmen auch Carls Kräfte sichtbar zu. Noch drei Tage lang nach der Schlacht bewohnte der Pfarrer mit den Seinigen den Keller, am vierten zog er wieder in die zwar zum großen Theil zerstörte, aber doch noch bewohnbare Pfarrei und empfing von den mitleidigen Amtsbrüdern und Gutsbesitzern der Nachbarschaft ausreichende, ja reichliche Lebensmittel, um bei der allgemeinen Freude über die Siege der Verbündeten mit den Seinigen auch ein sorgenfreies Leben führen zu können. Mit dem Siege bei Leipzig kehrte auch die Gesundheit des sonst heiteren und geselligen Mannes zurück; er betrachtete das Zusammentreffen seiner Nichte Rosalie mit ihrem geliebten Carl nicht als einen blinden Zufall, glaubte nicht, daß es nur ein Ohngefähr sei, daß Mirus gerade in

Schönfeld verwundet, daß er nur so zufällig von Rosalie gefunden und gerettet worden sei, denn die Aerzte, welche ihn behandelt, hatten einstimmig versichert: Wenn er nicht in dem Moment von dem Mädchen emporgehoben und die Wunde dadurch zur Blutung gebracht worden sei, würde ihn unfehlbar ein Blutschlag getödtet haben. Damals gab es noch keine Rationalisten, welche, wie ein Theil unsrer heutigen, weder an einen Weltenschöpfer noch an einen Weltregierer geglaubt und geleugnet hätten, daß eine unsichtbare höhere Hand die Schicksale der Völker und Menschen leite und bestimme. Der Pfarrer Z. sah das Schicksal und Zusammentreffen der beiden Liebenden vielmehr für eine Fügung des Himmels, für einen Wink der Vorsehung an, der auch ihm als einem Diener der Kirche gelte. Eines Abends, als die kleine Familie beisammen saß und speisete, brachte er das Gespräch auf jenes Thema, stritt mit aller Wärme für seine Behauptung, welcher seine aufgeklärte Gattin widersprach, und brachte es bald dahin, daß sich Carl Mirus feierlich mit Rosalie v. Lindau verlobte und seinen Vorschlag genehmigte, den Hauptmann schleunigst von Leipzig herbeiholen und, nach dessen nicht zu bezweifelnder Einwilligung, die Vermählung vollziehen zu lassen. Mirus, dem die Pflicht gebot, nach wieder erlangter Gesundheit sofort zur Armee zurückzukehren, holte schon am Morgen des folgenden Tages den Vater seiner Braut herbei, er-

hielt dessen Einwilligung zur ehelichen Verbindung und ward schon vierzehn Tage darauf von dem braven Prediger mit Rosalie getrauet. Aber des Ehestands rosenrothe Flitterwochen flogen bald vorüber, denn kaum war ein Monat vergangen, als Mirus Ordre erhielt, sich zum Regiment zu begeben oder seine zeitige Invalidität nachzuweisen. Man kann sich denken, daß der Mann, der nur aus wahrem Patriotismus focht, der nur Soldat geworden war, um die ihm verhaßten Franzosen vom deutschen Boden vertreiben zu helfen, dem Rufe der Ehre Folge leistete, ob er schon noch sehr leidend und die Wunde nicht einmal völlig zugeheilt war. Er begab sich zur Armee und ließ seine junge Gattin in tiefster Trauer zurück. Sie zog nach Leipzig, wo ihr Vater ein Haus gekauft und mit einem alten Freunde, welcher ein spekulativer Kaufmann war, eine Geschäftsverbindung angeknüpft hatte.

Der Krieg wurde glücklich für die Waffen der Verbündeten beendigt; Carl Mirus hatte an vielen Schlachten und Gefechten Theil genommen, war mit Wunden bedeckt zum Hauptmann avancirt und erhielt 1816, seinem Wunsche gemäß, eine Anstellung im Civildienst.

Jahre waren vergangen, der Hauptmann von Lindau, Rosaliens Vater, war gestorben und hinterließ seinen Kindern ein Erbe, das ihnen um deßwillen willkommen war, weil nun Mirus die ihm längst

offerirte Stelle eines Kassenbeamten annehmen konnte. Die Stelle rief ihn nach der Residenz, wo für seine junge, immer noch reizende Gattin ein neues Leben aufging, indem sie im Kreise hochgestellter Staatsdiener Bekanntschaften machte, welche ihr und ihrem Gatten die nicht dem Dienst und der Häuslichkeit gewidmeten Stunden höchst angenehm verkürzten; aber seine strenge Gewissenhaftigkeit und sein offener biederer Charakter paßten nicht zu der Stellung, die er eingenommen hatte. Eines Tags kam er bleich und zerstört nach Hause, warf sich aufs Sopha und sagte zu seiner Gattin, die ihn nach der Ursache seiner bösen Laune fragte: Ach Gott! Rosalie, ich tauge nicht für den Civildienst, am wenigsten in dem Posten, den ich verwalten soll.

Nun, fragte Rosalie: was ist es denn, das Dich so außerordentlich bewegt? Du bist gleich zu excentrisch, lieber Carl, vertraue Dich mir an! es wird am Ende nicht viel zu sagen haben.

Es ist zum toll werden, antwortete Mirus. Wenn der Vorgesetzte oder höhere Beamte ein Schurke ist, soll der Untergebene oder niedere Diener die Augen zuthun, damit er die Schurkereien der Großen und Hohen nicht sehe. Vor etwa Monaten fiel ein Stück Mauer im Hofe ein, wo nebenan ein Cassen-Lokal ist; ich rief einen Maurer herbei, welcher den Schaden besah und sich erbot, binnen 3 Tagen die Mauer wieder herzustellen. Er forderte dafür 18 Thaler, weil, wie er meinte, die Steine wieder zu brauchen

und nur noch einige wenige anzukaufen wären. Ich schloß mit ihm ab. Bald darauf war aber die eingefallene Mauer von einem Baurath besehen und von diesem die Wiederherstellung angeordnet worden. Heute erhielt ich eine Anweisung, dem Maurer N. N. für die Instandsetzung der beschädigten Mauer 86 Thlr. zu zahlen. Ich hatte mich darüber etwas bitter geäußert und der Maurer, welcher das Geld empfing, mochte meine Aeußerungen dem Herrn Baurath zugetragen haben, denn der Justizrath D... hat mir so eben erzählt: Der Baurath habe wegen Beleidigung eines Staatsdieners in Bezug auf sein Amt auf Einleitung der fiskalischen Untersuchung wider mich angetragen und sehr wahrscheinlich würde ich zu einer schweren Strafe verurtheilt werden. Soll mich das nicht beunruhigen? Man will des Staates Bestes und wird gestraft, wenn man von Schurkereien spricht, welche des Staates eigene Diener begehen. Ja, ja, Rosalie! die Saiten sind bei uns aufs Höchste gespannt, sie müssen springen; denn das Volk wird täglich aufgeklärter und hat längst eingesehen, daß es nicht länger so fortgehen, daß das Staatsgebäude nicht mehr bestehen kann. Die höheren Staatsdiener selbst mögen das voraussehen, sonst würden sie vorsichtiger in der Wahl der Männer sein, die sie zu höchst wichtigen Posten befördern.

Ach ja, sagte Rosalie: der Haupt-Kassenrendant zu Z..., wo wir früher wohnten, war ein bankrott gewordener Kaufmann —

Und — fiel Mirus ein — der Kontroleur, der erste und zweite Buchhalter waren alle Kaufleute, welche fallirt hatten. Solchen Leuten, von denen man weiß, daß sie nur um ihres Interesse willen arbeiten, vertraut man Staatsgelder und wichtige Ämter an. Es kommt mir vor, als ob es auf den Ruin des Staats abgesehen wäre. Na, treibt es nur so fort! Die alte Form muß zerbrechen und eine ganz neue gegossen werden, wenn es besser werden soll. Und gewiß wird es so kommen. Die alten frommen Minister und Präsidenten, welche Missionsvereine stiften, mehr beten als arbeiten und dem armen Volke das Glas Branntwein mißgönnen, das sich dieses allenfalls noch kaufen kann, sind die ersten und furchtbarsten Blutsauger am Staatskörper, und haben sich gewiß alle so reichlich bedacht, daß sie, wenn der Staatsbankrott ausbricht, leben können.

So und in ähnlicher Art sprach das Ehepaar noch eine Zeit lang fort, als Jemand leise an die Thür klopfte, und nachdem Rosalie herein! gerufen hatte, trat der alte Kassen-Kontroleur Ullrich ein, der Madame Mirus einen kleinen Schlüssel einhändigte und sich mit den leise gesprochenen Worten: ehrlich währt am längsten, wieder zurückzog. Mirus war im Sorgenstuhle eingedämmert, und fragte: war nicht Ullrich da? was wollte der Alte?

Rosalie legte den Schlüssel hin und sagte: schon wieder den Schlüssel stecken gelassen? Ist denn Herr

Ullrich nicht auch ein solcher bankrotter Kaufmann, den der Staat ohne Weiteres angestellt hat?

O, sprach Mirus: der ist treu wie Gold, da brauch' ich morgen keine Untersuchung anzustellen und nicht nachzuzählen, das würde den alten Mann nur kränken! —

Madame Mirus schüttelte ungläubig das immer noch schöne Haupt und sprach nichts weiter.

Am Morgen drauf saß ihr Gatte, wegen eines bei der Revision sich herausgestellten bedeutenden Kassendefekts, im Gefängniß, und am Nachmittage desselben Tages nahm eine Deputation des Kriminalgerichts sein Vermögen in Beschlag. Rosalie behielt nur so viel an Hausgeräth, als sie für sich und ihre achtjährige Tochter Emma zur höchsten Nothdurft brauchte; das Dienstmädchen mußte entlassen werden. Aber wovon sollte die unglückliche Frau, welche von Jugend auf im Wohlstande gelebt hatte und keine Noth kannte, nun leben? Vergebens wandte sie sich an alle Behörden, vergebens an den Fürsten; sie ward überall abgewiesen und gerieth in Verzweiflung. Alle Noth, alle Sorgen und Bekümmernisse, Schmerz und Leid, Liebespein und Trauer um den Verlust der Seinen sind Nichts gegen die Nahrungssorgen, welche wie rasende Furien mit ihren Schlangenhänden den Leib umwinden, die Eingeweide durchwühlen und glühende Kohlen über Kopf und Augen streuen. Die Sorgen der Nahrung reißen den Geist vom Körper los, werfen

den Menschen vom Gipfel der Vernunft in die schaudervolle Tiefe der Sinnlichkeit und machen ein beseeltes Wesen zum Thiere, das nur vegetirt, nur lebt, um zu genießen, und nur genießt, um zu leben. —

Madame Mirus, die hochgebildete, fromm und sittlich gut erzogene, mit mancherlei Kenntnissen und Wissenschaften ausgerüstete Frau that Alles, um sich und ihr Kind ernähren und in der Gesellschaft leben zu können; aber vor den Thüren umhergehen und betteln konnte sie nicht. Auch Alles, was sie unternahm, mißlang. Ihre und ihres Mannes Bekannte, die sich Freunde genannt hatten, verschlossen die Thüren vor ihr, und die Frommen, die Minister, Präsidenten und Pfaffen gaben ihr weise Lehren, verwiesen sie an ihre Jugend, an ihre Kräfte und meinten: Wer fleißig bete und arbeite, den verlasse der Herr nimmer! — Die unglückliche Frau that beides. Wenn sie den Tag über gearbeitet hatte, lag sie die halben Nächte durch auf den Knien und fleh'te zum Vater der Liebe, zu Gott, der alle Wesen erschaffen und gewiß auch die Absicht habe, sie zu erhalten, daß er ihr nur so viel erübrigen lassen möge, um nothdürftig mit ihrem Kinde subsistiren zu können. Aber dieser Gott der Liebe wollte sie nicht erhören, denn ihre Arbeit fand keinen Absatz, und in Dienste gehen konnte sie nicht, weil sie ihrer baldigen Entbindung entgegen sah. War es da nicht verzeihlich, wenn sie, das schwache, tief gebeugte, von Gott und Menschen ver-

lassene Weib, in Verzweiflung gerieth und weder an Gott, noch an gute Menschen, weder an die Bibel, noch an den Stifter des Christenthums glaubte! —

Es war im Jahr 1830, als ihr unglücklicher Gatte zu sechsjähriger Zuchthausstrafe verurtheilt ward. Er sollte gegen 18,000 Thaler Kassengelder unterschlagen haben. Wo wäre diese große Summe hingekommen, wenn das wahr gewesen sein sollte?! — Rosalie hatte mit ihrem Gatten stets so eingezogen, so einfach gelebt, daß das Gehalt von 600 Thalern jährlich noch ein Ersparniß gewährt hatte; wohin sollte das viele Geld gekommen sein? Es lag auf der Hand, daß der unglückliche Mann betrogen und das Opfer eines schändlichen Betrügers geworden war, der seine Gutmüthigkeit und Leichtgläubigkeit gemißbraucht hatte.

Rosalie mußte das Quartier räumen, welches sie bisher mit ihrem Gatten bewohnt hatte. Mit großer Mühe und nach tagelangem Umherlaufen fand sie ein Stübchen bei einem Schuhmacher, der ebenfalls zur Miethe wohnte, das Stübchen aber noch entbehren konnte. Meister Henneberger hatte sieben unerzogene Kinder, daher mochte es, weil er kein Vermögen besaß, bisweilen knapp hergehen, aber gleich am ersten Tage, als Rosalie mit ihrer Tochter eingezogen war, brachte ihr Mittags die Frau Henneberger eine Schüssel voll Bohnen mit Hammelfleisch

und erkundigte sich nach ihren Umständen. Rosalie schloß der theilnehmenden Frau ihr volles Herz auf und diese tröstete sie und sagte: Na, Madame, machen Sie sich keinen Kummer! Mein Mann ist brav, so lange wir nicht Hunger leiden, sollen Sie mit Ihren Kleinen auch satt werden!

Eines Tages, als Emma in der Schule, Frau Henneberger aber unpäßlich war, ging Rosalie für diese auf den Markt, um allerhand Viktualien einzukaufen; da nahete sich ihr ein Kommissionär, der sich mit Versorgungs- und Gesindevermiethungs-Sachen beschäftigte, und fragte bescheiden: Hab' ich das Vergnügen, Madame Mirus zu sprechen?

Rosalie gab sich zu erkennen und fragte nach dem Begehr. Der Kommissionär bot ihr die Stelle einer Withschafterin bei einem vornehmen Herrn an, welcher außer freier Station ein Jahrgehalt von 100 Thalern zahle, sich auch nicht daran stoße, wenn sie ihr Kind mitbringe. — Er begleitete sie bis vor das Haus, wo sie bei Hennebergers wohnte und entfernte sich mit dem Bemerken, daß sie den Antrag in Überlegung ziehen und ihm binnen 8 Tagen ihren Entschluß mittheilen solle. — Freie Station und jährlich 100 Thaler! das war ein Antrag, der wohl selten kommt. Das Gehalt konnte für die kleine Emma gespart und dieser ein Kapital erworben werden.

Rosalie nahm die Kondition an und glaubte in den ersten Tagen ihren Entschluß nicht bereuen zu

dürfen, denn der etwa 50 Jahre alte Prinzipal, ein reicher Fabrikherr ohne Frau und Kinder, kümmerte sich wenig um sie, las jeden Abend vor Schlafengehen in der Bibel oder ließ sich von Rosalie vorlesen und ging, wenn ihn sein Geschäft nicht abrief, in die pietistischen Klubs, Missions-Vereine und Betstunden. Bald aber zeigte sich der graue Heuchler in seiner wahren Gestalt, denn er machte dem in üppiger Blüte stehenden Weibe so entehrende Anträge, daß sie einmal um Mitternacht sich aufmachte und in die kleine Wohnung des Schusters zurückkehrte, wo man sie wie eine geliebte Schwester wieder aufnahm.

Grade als Emma 15 Jahre alt war und eingesegnet wurde, erhielt Mirus seine Freiheit. Auch ihn nahm der redliche Schuster liebreich auf und theilte den Bissen Brot mit ihm. Bis zum Jahr 1842 blieb er daselbst und nährte sich, wie so Mancher in großen Städten, vom Zufall. Gegen das Ende gedachten Jahres reis'te er mit einem jungen Kurländer nach Frankreich, von wo er zwei Jahre lang regelmäßig alle 12 Wochen schrieb und seiner Gattin ein nicht unerhebliches Ersparniß sandte. Im Jahre 1845 schrieb er nicht mehr und Rosalie und Emma trauerten in der festen Überzeugung, daß er im fernen Lande gestorben sei. Der Schuhmacher aber tröstete beide Frauen, hatte, wie er vorgab, in der Lotterie gewonnen, miethete ein großes Quartier, für Madame Mirus und Emma eine schöne Stube und meinte,

Gott werde ihm schon vergelten, was er an ihnen thue. Emma war das Ebenbild der Mutter, nur in der Gesinnung nicht; denn während die Mutter, eine eifrige Aristokratin, bei aller ihrer Armuth einen gewissen Stolz nicht verläugnen konnte und sich glücklich schätzte im Umgange mit vornehmen Personen, stimmte Emma ganz mit dem Schuster für eine demokratische Regierungsform und wartete der Tage, wo das gedrückte Volk sich, wie ein Mann, erheben, und das verhaßte Despoten-Joch abschütteln würde. So rückte das Jahr 1848 und mit ihm der blutgefärbte März heran. Meister Henneberger hatte drei Gesellen, welche alle muthig auf den Barrikaden kämpften und daselbst ihren Tod fanden. Da trat er eines Morgens bewaffnet vor Emma und sagte: Haben Sie Muth, Fräulein, so kommen Sie! Emma ergriff ein Gewehr und eilte dem Schuster nach. Als sie aus dem Hause heraustraten, wogte ein Volkshaufe heran, an dessen Spitze sich eine Schaar Polen befand, welche grade auf das in starken Kolonnen anrückende Militär losging. Einige Salven brachten das Volk zum Weichen und tödteten ihre Führer.

Nach einem zweistündigen Kampfe trat eine kurze Waffenruhe ein, welche jeder Theil zur Fortbringung seiner Todten und Verwundeten benutzte. Meister Henneberger brachte einen Leichnam auf seinen Schultern getragen, bei dessen Anblick Madame Mirus und Emma ohnmächtig niedersanken, denn sie erkannten

in dem Todten ihren Gatten und Vater. Noch ehe sich die beiden Frauen erholt hatten, stürzte ein junger schöner Mann ins Haus, warf sich über den Leichnam her und beweinte und beklagte ihn als seinen Wohlthäter und Pflegevater. Der junge Mann hieß Colmar, war ein Kurländer und derselbe, dessen Freund und Führer Mirus gewesen war. Sie hatten beide, aus Amerika zurückgekehrt, die beiden Frauen, Rosalie und Emma, überraschen und in die neue Welt, wo Colmar eine große Besitzung angekauft hatte, mitnehmen wollen. Jetzt schien dieser Plan gescheitert zu sein, denn die beiden Frauen regten sich nicht und schienen ihr Leben ausgehaucht zu haben. Ein Arzt, den man herbeiholte, öffnete ihnen eine Ader und machte alle übrigen Lebensrettungsversuche, erklärte sie aber endlich beide für todt. Colmar wachte in der ersten Nacht bei dem todten Freunde und der Schuster leistete ihm gern Gesellschaft. Der Kurländer beugte sich einmal mit der Kerze über Emma, beleuchtete ihr Gesicht und rief mit Entzücken aus: Gott! wie schön, wie reizend ist das Mädchen! wie wunderlieblich mag es im Leben gewesen sein! Auf einmal floß ein Strom heißes Wachs von der Kerze auf des Mädchens Scheitel, Colmar schrie laut auf: heiliger Gott sie lebt! und nahm sie, als die Todten begraben waren, als seine Gattin mit nach Amerika. Henneberger mit seiner ganzen Familie begleitete ihn, und Briefe an Hennebergers Freunde, (im April 1849 geschrieben,) bestätigen, daß Emma an der Hand des jungen Gatten ein beneidenswerthes Loos gefunden hat. Henneberger selbst lebt im Wohlstande.

An die Leser
beim Schluß des 1. Bandes der Äolsharfe.

Die Echotöne aus den neuesten Zeitbewegungen, welche den Saiten unseret Äolsharfe entströmt sind, haben den größten Theil der Leser und Leserinnen so angenehm unterhalten, daß wir, dem Wunsche derselben entsprechend, einen zweiten Theil folgen lassen. Indem wir mit Freuden die Zufriedenheit und den Beifall der resp. Leser anerkennen, glauben wir uns keines Selbstlobes schuldig zu machen, wenn wir an den gegebenen Erzählungen rühmen, daß sie insgesammt neu und originell sind und daß sich nicht eine einzige darunter befindet, welche — wie das vielfältig bei solchen Werken zu geschehen pflegt — aus Zeitschriften, Journalen, Taschenbüchern oder andern Volksschriften entlehnt wäre. Wir sind überall und immer in der neuesten Zeit, überall und immer auf dem Schauplatze der neuesten Weltbegebenheiten geblieben, haben die großen Volksbewegungen in Österreich, in Ungarn und Böhmen, in Polen, in Deutschland und selbst in Frankreich studirt und sind sogar in Schleswig-Holstein eingedrungen, um interessanten Stoff zu suchen. Mit mancher Erzählung hat es uns, ehe wir sie im Zusammenhange erlangen und zu einem passenden Vortrage verarbeiten konnten, viele Mühe gekostet, und

nur der beharrlichsten Ausdauer des Verfassers im Forschen und Sammeln ist es möglich geworden, die oft abweichend erzählten Geschichten und Begebenheiten in richtigen Einklang zu bringen. Der zweite Theil, welchen wir unmittelbar an den ersten anknüpfen, wird — wie wir im Voraus versichern — ebenfalls nur ächt originelle d. h. wirklich und wahr sich ereignete und noch nie und nirgend beschriebene oder in Schriften erzählte Begebenheiten enthalten und eine Lesefrucht werden, die in den langen Winterabenden den Geist nährt und angenehm unterhält. Wir haben — Gott sei Dank! Ruhe im Lande und sehnen uns gewiß nicht in die Tage der Unordnung, der Unruhe und des politischen Parteienkampfes zurück, wo die Männer die Werkstätte der Thätigkeit und des Fleißes verließen und den tobenden Volksversammlungen nachrannten, in welchen gesprochen, gezankt, gestritten, nichts ausgemacht, nichts errungen, aber stets genug getrunken und an manchem Abende so viel Geld verpraßt wurde, von welchem die ganze Äolsharfe hätte bezahlt werden können. Lassen wir das! Es war eine Schule der Erfahrungen, in welcher wir klüger und weiser geworden, in welcher wir zu der Einsicht gelangt sind, daß das deutsche Volk noch lange nicht zu der politischen Reife gelangt sei, welche geeignet ist, eine durchgreifende Reform der Staatsverfassung in Ausführung zu bringen.

Wir, die wir diese und viele andere Blätter geschrieben haben, sind daher — obschon dem deutschen Volke und dessen möglichst größtem Wohlsein zugethan — stets neutral geblieben und haben mit diesem Grundsatze jeden Stein des Anstoßes vermieden. Wir wünschen, daß alle unsere geehrten Leser in diesem Punkte mit uns einverstanden sein mögen, dann werden wir ihnen einen eben so fröhlichen guten Abend als heitern guten Morgen zurufen können!

Vorbei sind alle Gaukelei'n,
Vorbei sind jene Zeiten,
Wo man die Knaben hörte schrei'n,
Die Männer sahe streiten —
Wo Mancher, der im Finstern lag,
Vom Zauberlicht der Freiheit sprach.

Was haben sie uns denn gebracht —
Die gold'nen Freiheitsstunden?
Sie führten wieder uns in Nacht
Und schlugen tiefe Wunden.
Ja, ja — es lehrt's der Augenblick —
Sie führen uns ins Joch zurück.

Ins Joch der alten Sklaverei
Führt uns — zu Deutschlands Schande —
Mit der Gewalt der Klerisei
Im frommen Pfaffenlande;
Wir hören dumpfe Schritte schon —
Im Sturme naht die Mission. —

Man hält — so ist es ausgedacht —
Das deutsche Volk für Heiden
Und will es aus der Glaubensnacht
Zum blinden Glauben leiten.
Das Pfaffenthum wird eine Zunft
Und feilt und hämmert die Vernunft.

Die Knute wird, wie Geßler's Hut,
Den frechen Buben schrecken —
Und nach und nach vergeht der Muth
Den alten deutschen Recken.
Geschoren wird der stolze Bart,
Und glatt wird eine neue Art.

Vorbei sind alle Zauberei'n
Die Zeiten sind vorüber,
Wo man die Fahnen konnte weih'n!
Vertrieben ist das Fieber,

Das einst mit starker Zauberkraft
Polit'sche Schwärmer nur geschafft.

Was uns von solchem Zauber bleibt,
Sind — nicht daß ich Euch höhne! —
Die todten Worte, die man schreibt,
Und die, wie Echotöne,
Man aus der Ferne klingen hört.
Wohl uns, wenn uns kein Censor stört!

Wir wollen es, als guter Christ,
Auf Glück und Unglück wagen,
Euch zu erzählen, was da ist
Geschehn in jenen Tagen,
Wo noch das Volk, im Übermuth,
Stolz lechzte nach Tyrannenblut.

Wohl uns! wir tragen keine Scheu —
Und drohen nicht Tyrannen,
Wir können, jeder Schmähung frei,
Die Knechtesfurcht verbannen. —
Wir schreiben rein und treu und wahr,
Was sich begab in manchem Jahr.

Drum, liebe Leser! flott herbei!
Und hört die Harfe klingen!
Es soll uns — tönt sie manchmal frei —
Doch keine Saite springen.
Der Wind vertritt bei uns die Hand
Und wir — wir brauchen den Verstand.

Druck der Fryntа'schen Buchdruckerei (L. Fliß.)

PT
1882
G7A7

Geissler, W. A.
Die Aeolsharfe

PLEASE DO NOT REMOVE
CARDS OR SLIPS FROM THIS POCKET

UNIVERSITY OF TORONTO LIBRARY

UTL AT DOWNSVIEW
D RANGE BAY SHLF POS ITEM C
39 11 05 06 16 003 7